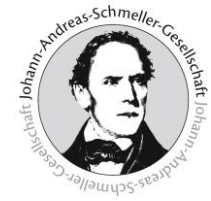


Tirschenreuther Beiträge
ZUR DIALEKTOLOGIE

herausgegeben von Peter Kaspar in Zusammenarbeit mit der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft



Band 1

Christian Ferstl, Peter Kaspar, Ludwig Zehetner (Hgg.)

Dialekt • unterwegs
Varietäten im Zeichen von Globalisierung und Migration

Beiträge zum 8. Dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald
in Walderbach (Landkreis Cham), 18.-20.05.2023

Online-Tagungsband

Veröffentlichung im März 2024 im Format pdf auf den Internetseiten
der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft, Tirschenreuth

www.schmellergesellschaft.de

ISSN 2943-2510

Inhaltsverzeichnis

Vorwort der Herausgeber	4
Johannes Bauer (Nürnberg) <i>Mobilität, Kontaktfeld, Diffusion, Fragmentierung: Dialektwandel aus dem Blickwinkel der Geographie</i>	5
Boris Blahak (Linz/Pilsen) <i>Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen? Zur DaF-Didaktik einer rezeptiven Dialektkompetenz als Beitrag zur Language Awareness und grenzüberschreitenden Kommunikation im interregionalen Kontext</i>	24
Tina Czada (Regensburg) <i>Bairisch als Bonus? Bewertung von Bairisch(gebrauch) im Kontext von Migration</i>	47
Christian Ferstl (Regensburg/Tirschenreuth) <i>Vorgeschichte der Kooperationsvereinbarung zwischen der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft und der Philosophischen Fakultät der Westböhmischen Universität Pilsen aus der Sicht der Schmeller-Gesellschaft</i>	68
Hanna Fischer (Rostock) <i>Dialektologie als Citizen Science. Perspektiven und Tools für eine bürgernabe Wissenschaft</i>	71
Peter Kaspar (Regensburg) <i>Anforderungen an eine Variationslinguistik im 21. Jahrhundert Impulsreferat zum 8. Dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald</i>	84
Anthony Rowley (München/Augsburg) <i>Zimbern: Baiern oder Langobarden?</i>	90
Dieter Stellmacher (Göttingen) <i>Die niederländische mittelalterliche ‚Migration‘ nach Norddeutschland und ihre Folgen für den Umbau niederdeutscher Sprachlandschaften</i>	110
Roland Wagner (Pilsen) <i>Wäi schraibd'n si dess? Probleme der Verschriftung von dialektnaher Sprache zu Zwecken des Fremdsprachenunterrichts</i>	119
Christopher J. Wickham (San Antonio, Texas) <i>Dialekt unterwegs in der Literatur: Produktive Spannungen in literarischen Dialekttexten</i>	143
Ludwig Zehetner (Lappersdorf) <i>»auffi, omi, eini, ummi« Das System der bairischen Richtungsadverbien</i>	156

Vorwort der Herausgeber

Nach den entbehrungsreichen Einschränkungen der Corona-Pandemie und einer vorsorglichen Verschiebung des eigentlich für das Frühjahr 2022 geplanten 8. Dialektologischen Symposiums im Bayerischen Wald konnte dieses vom 18. bis 20. Mai 2023 nunmehr realisiert werden.

Das gewählte Thema „Dialekt • unterwegs. Varietäten im Zeichen von Globalisierung und Migration“ sollte ein möglichst breites Spektrum der thematischen Auseinandersetzung gewährleisten. So wurde bereits im ersten Einladungsschreiben darauf hingewiesen, dass Migration hier grundsätzlich als Unterwegssein in der ganzen Bandbreite von transnationalen Bewegungen bis hin zu jeglicher Form der Mobilität auch im kleinräumigen Kontext zu verstehen sei. Selbstverständlich geht dies nicht ohne Sprachkontakt vonstatten. Und genau diese Schnittstelle zwischen Dialekt und Unterwegssein bot den Referenten viele Möglichkeiten, das Thema aus diversen Blickwinkeln zu beleuchten. Dass dies gelungen ist, zeigten die Vorträge auf dem Symposium und nunmehr die eingereichten schriftlichen Ausarbeitungen in aller Deutlichkeit.

Unser Dank gilt deshalb allen Trägerinnen und Trägern, die diese Online-Publikation erst ermöglicht haben. Wir freuen uns sehr, hier einerseits tatsächlich – wie beabsichtigt – ein abwechslungsreiches Spektrum der thematischen Auseinandersetzung anbieten zu können, was insbesondere durch die alphabetische Anordnung, die sich an den Nachnamen der Verfasser orientiert, deutlich wird, da dadurch auf thematische Blöcke verzichtet wird, und andererseits mit der Art der Veröffentlichung im Online-Format auf der Internetseite der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft neue Wege in der Nachfolge der Tagungsbände des Regensburger Dialektforums durch Begründung der *Tirschenreuther Beiträge zur Dialektologie* beschreiten zu können. Dass deren erster Band am 85. Geburtstag von Ludwig Zehetner online geht, ist mehr als nur Zufall. In unseren Dank einschließen wollen wir vor allem die offiziellen Träger des Symposiums: die Gemeinde Walderbach, den Landkreis Cham, die Schmeller-Gesellschaft und die Philosophische Fakultät der Westböhmischen Universität Pilsen. Die öffentlichkeitswirksame Präsentation der Kooperationsvereinbarung in den Bereichen Forschung, (Sprach-)Kultur, Bildung und Begegnung zwischen den beiden Letztgenannten setzte innerhalb der Veranstaltung einen besonderen Akzent. Für gelungene themengerechte Unterhaltung haben wir darüber hinaus den Málaboum aus dem böhmischen Netschetin zu danken, die Mundarttexte, Gedichte und Egerländer Volkslieder zu Gehör brachten. Und schließlich wussten wir uns in unserem Tagungslokal, dem Gasthof-Hotel Rückerl in Walderbach, wieder in bewährter Weise gut untergebracht – auch dafür ein herzliches Vergelt's Gott! Umso mehr gilt unser aufrichtiges Mitgefühl in diesen Tagen der Wirtsfamilie, die das Ableben ihres Seniorchefs betrauert.

So bleibt an dieser Stelle nur mehr zu sagen, dass die Tradition der Dialektologischen Symposien im Bayerischen Wald fortgesetzt werden soll. Allerdings wird dies – so viel im Voraus – in neuem Gewand geschehen; aufgrund verschiedener Überlegungen und Erwägungen haben wir entschieden, die Tagungen künftig in Tirschenreuth, der Geburtsstadt Schmellers, des Vaters der bairischen Dialektologie, stattfinden zu lassen. Wenn aus den Bayerwald- also Stiftlandtagungen werden, so wird dies mithin das Einzige sein, was sich an dem seit mehr als zwanzig Jahren bewährten System ändert.

Tirschenreuth und Regensburg, im Februar 2024

Christian Ferstl

Peter Kaspar

Ludwig Zehetner

Johannes Bauer (Nürnberg)

Mobilität, Kontaktfeld, Diffusion, Fragmentierung: Dialektwandel aus dem Blickwinkel der Geographie

1 Ein geographischer Blick auf die Dialektologietagung

Globalisierung / Migration / Mobilität / wo Menschen pendeln – bereits im Einladungsschreiben zum Symposium ist mit den genannten Schlüsselbegriffen eine breite Palette an geographischer Terminologie enthalten: Während der Globalisierungsprozess wohl einen überdachenden Rahmen setzen soll, geht es bei den folgenden Fachbegriffen um extralinguistische Ansatzmöglichkeiten für „eine diachrone oder synchrone Annäherung an jenen Punkt zwischen dem Dialekt und dem Unterwegssein“ (EINLADUNGSSCHREIBEN), die einer knappen Präzisierung aus geographischer Sicht bedürfen.

„Mobilität wird in einem umfassenden Sinne so verstanden, dass sie jede Bewegung des Menschen im Raum einschließt. Damit ist Mobilität weiter zu fassen als Wanderungen (Migrationen), die durch das Kriterium des Wohnungswechsels bestimmt sind“ (WEBER 1982: 2).¹

Ein Teilbereich der geographischen Mobilitätsforschung beschäftigt sich mit *zirkulärer Mobilität*, vulgo *Pendeln*: „Demgegenüber umfassen die Zirkulationen (zirkuläre Mobilität) alle räumlichen Bewegungen, die von der Wohnung eines Individuums ihren Ausgang nehmen und wieder dorthin zurückkehren, wie z.B. die Fahrten zwischen Wohnung und Arbeitsplatz“ (LAUX 2005: 106).

Die dialektologisch doppelt relevante Konsequenz für Pendler – dass „sowohl deren Sprache eine Bewegung als auch die Sprache der Zielregion“ (EINLADUNGSSCHREIBEN) erfährt – wurde bereits durch *Munske* zielgenau dargelegt: „Sprachanpassung und Sprachwechsel (...) manifestiert sich diatopisch in der schon an DSA-Karten beobachtbaren Auflösung der deutschen Dialektlandschaft im Umkreis der Großstädte und diastratisch in sprachlicher Anpassung von Pendlern an Hoch- und Umgangssprache der Großstädte“ (MUNSKE 1983: 1005).

Diese mutmaßlich mobilitätsbedingten Formen von Dialektwandel führen wieder zur Ausgangsüberlegung zurück: Da mit den o.g. Schlüsselbegriffen der Tagungsthematik vor allem sozial-, aber auch stadt- und bevölkerungsgeographische Fragestellungen ins Blickfeld rücken, soll die Betrachtung des historischen und aktuellen Zusammenwirkens von Geographie und Dialektologie in den folgenden Abschnitten aus einem geographischen Blickwinkel erfolgen.

¹ Ähnlich z. B. HEINEBERG 2003: 19f., 82; LAUX 2005: 106; WEICHHART 2018: 108. Vermutlich geht die im Einladungsschreiben angeführte Definition des *Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung* auf eine solche oder ähnliche zurück.

Einführend soll die Rolle der Geographie als unterstützende Nachbarwissenschaft der Dialektgeographie näher beleuchtet werden. Daran anschließend erfolgt eine knappe Darstellung der historischen Entwicklung von sozialgeographischen Gruppenkonzepten und von interdisziplinären Modellen zur Untersuchung der Ausbreitung sprachlicher Neuerungen/Innovationen, subsumiert unter dem Fachbegriff *Diffusionstheorien*. Hierbei kann zu ihrer Übernahme samt Anwendung in der Varietätenforschung der letzten Jahrzehnte ein methodischer Überblick gewonnen werden, abgerundet durch eine sozial- und stadtgeographische Betrachtung des aktuellen Neuerungsprozesses *Fragmentierung*. Abschließend soll ein kurzer Ausblick mögliche Zukunftsperspektiven der fächerübergreifenden Zusammenarbeit in der Dialektologie andeuten.

2 Dialektgeographie und Geographie

Dialektforschung als *Dialekt-* bzw. *Sprachgeographie* beginnt in Übersichtsdarstellungen und Handbüchern meist mit den methodischen Auseinandersetzungen zwischen nach Lautgesetzen suchenden Junggrammatikern und Grenzlinien auf Sprachkarten konstruierenden Dialektgeographen, unter denen Georg *Wenker* als Pionier gilt. Die nachfolgenden Entwicklungen bis in die Nachkriegszeit hinein werden gemeinhin mit einigen weiteren Forscherpersönlichkeiten wie *Haag, Wrede, Frings, Mitzka* oder *Bach* verknüpft und sind bereits in vielen Arbeiten ausführlich und umfassend dargestellt worden, weswegen ich exemplarisch auf die übersichtlichen Zusammenfassungen bei *Löffler* sowie *Niebaum u. Macha* verweise (LÖFFLER 1990: XII; NIEBAUM U. MACHA 2006: 58ff., 99ff.).²

Aus der gegenüberliegenden Perspektive bedarf und bedurfte es Geographen mit linguistischem Hintergrundwissen und/oder Interesse an interdisziplinärer Kulturraumforschung,³ beispielsweise hat sich *Wirth* in seinem Standardwerk *Theoretische Geographie* im Hinblick auf „Prozesse der kulturellen Vereinheitlichung und räumlichen Entmischung“ (WIRTH 1979: 191) mit Mundartforschung, Volkskunde sowie Ortsnamenforschung beschäftigt,⁴ was bedauerlicherweise

² LÖFFLER 1990: XII: „Handbücher und Darstellungen der deutschen Mundarten in chronologischer Reihenfolge der Erstaufgaben“. Das Kapitel „Geschichte und Stand der Dialektforschung“ (11-44) – darin das Unterkapitel „Dialektgeographie“ (27-33) – bietet einen ebenso umfassenden Überblick.

³ Zwei Beispiele: *Hard* war u.a. auch studierter Germanist mit etlichen sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen (vgl. Kap. 2.3, 3.2.2 und 3.2.3 sowie die Literaturverzeichnisse von HARD 1966 und HARD 1972). *Wirths* breit gefächerte Kenntnisse u. a. in Sprachgeographie erlebte ich in vielen Diskussionen mit ihm im Rahmen meiner Tätigkeit als Tutor für sein PS *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Geographie* in den späten 1980er Jahren. Bedauerlicherweise waren die beiden erbitterte Gegner in der damaligen wissenschaftstheoretischen Auseinandersetzung in der *Theoretischen* und *Regionalen Geographie*.

⁴ „Die deutsche Sprach- und Mundartforschung und auf sie aufbauend die neuere Volkskunde befassen sich seit geraumer Zeit mit kulturellen Ausgleichsvorgängen und Entmischungsprozessen (...). Wegbereitend war dabei die deutsche Ortsnamenforschung“ (WIRTH 1979: 192).

kaum nachhaltige Wirkung zeigte, da in aktuelleren Überblicksdarstellungen die Dialekt-/Mundart-/Sprachgeographie schlicht nicht existiert.⁵

2.1 Ein geographischer Blick auf die Dialektgeographie

Das „Geographische“ an dieser Art von Dialektforschung ist eigentlich eher der Topographie und/oder Kartographie zuzuordnen, denn es besteht hauptsächlich in der Erstellung von Sprach(raum)karten. Deren Analyse und Interpretation resultiert beispielsweise „aus der Zusammenarbeit des Sprachwissenschaftlers Frings, des Historikers Aubin und des Volkskundlers Müller“ (NIEBAUM U. MACHA 2006: 100),⁶ d. h. die Geographie stellt zwar – damals wie auch in späteren Jahrzehnten – mit den Karten ihre eigenen Darstellungsmittel zur Verfügung, aber keinerlei darüber hinausgehende Untersuchungsmethodik⁷ und kaum sinnvolle Fachterminologie⁸ – was nun wirklich nicht der Geographie angelastet werden kann. Überlagert wurde diese zum Teil fachexterne Problematik durch eine fachinterne: „Während man also in der ‚klassischen‘ oder ‚traditionellen‘ Dialektologie die dialektgeographische Fragestellung (...) weitgehend als eine Funktion von außersprachlichen raumbildenden Kräften, von Geschichte, Kultur und Wirtschaft (...) betrachtete (...), führte die ‚Linguistisierung‘ der Dialektologie dazu, dass man den rein sprachlichen Aspekt stärker betonte“ (NIEBAUM U. MACHA 2006: 71), was hauptsächlich mit dem Strukturalismus und – deutlich weniger verbreitet – mit dem generativen Ansatz verbunden ist (vgl. NIEBAUM U. MACHA 2006: 71-80; auch LÖFFLER 1990: 4, 34f., 130ff.), wobei der traditionelle dialektologische Ansatz in neuerer Zeit wohl in die methodische Defensive gedrängt wurde.

⁵ Vgl. z. B. HEINEBERG 2003, SCHENK U. SCHLIEPHAKE (Hg.) 2005, BRAUN ET AL. (Hg.) 2021.

⁶ Hierbei geht es um das Werk *Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden* der genannten Wissenschaftler aus dem Jahr 1926.

⁷ „Jede Wissenschaft, die sich mit über die Erdoberfläche verteilten Sachverhalten befaßt, hat ihre spezielle Verbreitungslehre, bei der die Geographie allenfalls als eine Art Hilfswissenschaft hinzugezogen wird. Dieserart erstellt z. B. (...) die Germanistik Karten der Dialekte.“ (WIRTH 1979: 170ff). „It is somewhat surprising that up to this point linguistic researchers have not maintained closer relations with other geographers except for cartographic assistance“ (LEE U. KRETZSCHMAR 1993: 541, zit. nach PICKL 2013: 15). Zu dieser Problematik führt Hard in Bezug auf die Gegenstände der Kulturraumforschung schon vor über 50 Jahren ziemlich überspitzt, aber im Grunde durchaus zutreffend aus: „Auf diese Weise würde aus der bloß sogenannten Mundartgeographie, deren zweiten Wortbestandteil die Geographen als Mißbrauch des Wortes Geographie empfinden, eine Mundartgeographie (...) im geographischen Sinne“ (HARD 1966: 63).

⁸ Als bekanntes Beispiel sei die missverständliche Begriffsbildung *Isoglosse* analog zu geographischen Isolines wie Isothermen – Linien gleicher Temperatur – angeführt. Isoglossen sind aber *Trennlinien* – also Grenzen, mithin das Gegenteil zu Isothermen, Isobaren, Isohyeten oder anderen in der Geographie gebräuchlichen Isolines. „In der neueren Forschung versteht man im allgemeinen unter Isoglosse eine Linie auf der Karte, die eine bestimmte sprachliche Erscheinung in zwei Erscheinungsformen spaltet: auf der einen Seite gilt Variante 1, auf der anderen Variante 2“ (RIEHL 1999: 42). Hier wird eine verständliche und umfassende Zusammenfassung des *Isoglossenproblems* geboten. Vgl. auch einen radikalen romanistischen Änderungsvorschlag (KREFELD 2022: 1).

2.2 Dialektgeographie der Zukunft – mit neuen geographischen Perspektiven?

„Dialektgeographie der Zukunft“ lautete der programmatische Titel des 2. Kongresses der IGDD. Eine Zusammenstellung lesenswerter Aufsätze zu einem äußerst breiten Themenspektrum, allerdings bedauerlicherweise ohne erkennbare genuin geographische Ansätze (vgl. ERNST U. PATOCKA (Hg.) 2008; vgl. auch FN 7).

Immerhin wurde die oben genannte fachterminologische und methodische Problematik aktuell aus der romanistischen Perspektive thematisiert, wenn auch hinsichtlich einer ziemlich radikalen Lösung: „Die Ausdrücke ‚Sprachgeographie‘, ‚Dialektologie‘, ‚Areallinguistik‘ und ‚Geolinguistik‘ werden häufig synonym gebraucht (...), da sie alle vier auf die Subdisziplinen der Sprachwissenschaft verweisen, die sich mit der räumlichen Variation der Sprachen befassen. Sie sind jedoch unterschiedlich pointiert, und es ist deshalb sinnvoll, auf die unterschiedlichen Implikationen hinzuweisen. (...) ‚Sprachgeographie‘ suggeriert, es handle sich um eine besondere Form der ‚Geographie‘ – und nicht der Sprachwissenschaft. Obwohl dieser Ausdruck in bekannten Arbeiten der Fachgeschichte festgeschrieben ist (...), sollte man ihn daher besser nicht mehr verwenden“ (KREFELD 2022: 1).

In diesem Kontext schien die recht aktuelle Verknüpfung von neu benannter Dialektgeographie – also *Geolinguistik* – mit geographischer Fachterminologie einen lohnenden Blick wert zu sein: Diesen Versuch eines modern wirkenden dialektgeographischen Ansatzes unternahm SCHÖNTAG mit einer Arbeit über „Sprachraumbildung in Abhängigkeit von Geofaktoren und sozio-politischen Veränderungen. Eine neue Perspektive der Geolinguistik: Die Skizzierung einer Geofaktoriellen Linguistik anhand der Fallbeispiele des Kornischen, des Saterfriesischen und des Ladinischen“ (SCHÖNTAG 2019: Titel der Arbeit). Aus Gründen der Thematik und des Umfangs beschränkt sich die folgende Diskussion auf geographische Aspekte.

Unter Bezugnahme auf die traditionelle Dialektgeographie sollen die sog. *Geofaktoren* (HEINEBERG 2003: 15f.; KEMPER 2005: 150) als Grundlage für extralinguistische Erklärungsmodelle dienen: „Es sollte die direkte und indirekte Wirkung der sogenannten Geofaktoren (z.B. Geomorphologie, Klima, Bodenbeschaffenheit), die im Gegensatz zu den sekundär auftretenden Humanfaktoren (z.B. Politik, Gesellschaft, Kultur, Religion) als primär zu begreifen sind, auf die Entstehung und Veränderung (Ausdehnung, Verschiebung, Reduzierung, Art der Zusammensetzung) von Sprachräumen untersucht bzw. ihre Relevanz in verschiedenen Fällen exemplifiziert werden. Diese Geofaktoren sind als wichtige, von der Natur vorgegebene Bedingungen zu begreifen, die zwar in letzter Konsequenz nicht einen Sprachraum im Sinne einer von Menschen geschaffenen Kommunikationssolidarität determinieren, dennoch aber dessen Konstituierung maßgeblich

beeinflussen können. Diese Art der Betrachtung kann allgemein als eine Art von Geolinguistik verstanden und zur deutlicheren Abgrenzung von bisherigen Untersuchungsprioritäten als *Geofaktorielle Linguistik* bezeichnet werden“ (SCHÖNTAG 2019: 62).

Tatsächlich gab es in den späten neunziger Jahren – bei *Schöntag* der einzige Beleg für einigermaßen aktuelle Erwähnung im Linguistikbereich⁹ – einen Verweis von BARBOUR U. STEVENSON auf deckungsgleiche Isoglossen und anthropogene sowie natürliche Grenzen, wenn auch nicht ohne Betonung einiger grundsätzlicher Probleme bei deren Interpretation:

„Das hier besprochene interpretative Verfahren hat noch weitere Nachteile, doch es steht außer Zweifel, daß viele einzelne Isoglossen sowohl mit anthropogenen Grenzen (denen von Verwaltungsbezirken, Fürstentümern, Diözesen usw.) als auch mit natürlichen Barrieren (Flüssen, Gebirgsmassiven usw.) zusammenfallen, und daß dies aufgrund seiner Häufigkeit nicht als Zufall gedeutet werden kann (BARBOUR U. STEVENSON 1998: 74).¹⁰

Schöntag ignoriert allerdings die angesprochenen Probleme¹¹ und bezeichnet seinen Ansatz als „neue Perspektive der Geolinguistik“ (SCHÖNTAG 2019: Teil des Titels der Arbeit),¹² was vorsichtig als sehr gewagt bezeichnet werden muss, da beispielsweise die damals schon jahrzehntealte Sprachgeographie nach RIEHL versucht habe, „Sprachgrenzen mit Kulturgrenzen und anderen Faktoren der Raumbildung zur Deckung zu bringen. So wird etwa die naturräumliche Gliederung herangezogen: Man geht davon aus, daß Flußläufe, Seen und Gebirgskämme auch eine Trennung zwischen Sprachen und Dialekten bilden“ (RIEHL 1999: 44). Bereits *Bach* hat dies vor über 70 Jahren(!) stark relativiert: Für ihn kommen naturräumliche Bedingungen „in Frage, dann – und nur

⁹ „Sowohl in der älteren Dialektologie als auch in der moderneren Variations- und Varietätenlinguistik bzw. Soziolinguistik sind derartige Zusammenhänge also durchaus präsent, finden allerdings meist nur beiläufig Erwähnung und werden selten entsprechend systematisch herausgestellt bzw. auf ihre ursächlichen Zusammenhänge hin untersucht“ (SCHÖNTAG 2019: 20).

¹⁰ Ein Beispiel für die angesprochenen Nachteile: Unter Bezugnahme auf das Isoglossenbündel der *Benrather Linie* – der traditionellen Trennlinie zwischen nieder- und hochdeutschen Mundarten – betonen *Barbour u. Stevenson* „das Risiko eines logischen Kreisschlusses“ (ebd.), außerdem habe man es „mit einem Verfahren zur Bestimmung von Dialektgrenzen zu tun, das zu willkürlichen und unpräzisen Ergebnissen führt“ (a.a.O.); vgl. PICKL 2013: 24f.

¹¹ „Es lassen sich außerdem die einzelnen Faktoren und ihr Zusammenwirken im historischen Kontext weiter konkretisieren. Dazu gehören auch die in dem relativ aktuellen Handbuch zur *Variation im Deutschen* von Barbour/Stevenson (1998) aufgeführten allgemeinen ‚anthropogenen Grenzen‘, deren Entstehung mit den natürlichen Gegebenheiten der Landschaft auffällig korreliert“ (SCHÖNTAG 2019: 20). Nun enthält Schöntags folgendes Zitat, gedacht zur Untermauerung seines Ansatzes, bedauerlicherweise die wichtige Einschränkung aus dem vorangegangenen Zitat nicht („Das hier besprochene interpretative Verfahren hat noch weitere Nachteile“), sondern beginnt mit dem positiv klingenden unmittelbaren Anschluss („[...] doch es steht außer Zweifel, daß viele einzelne Isoglossen (...)“) und geht auch auf die in FN 10 angeführten, unmittelbar benachbart dargestellten Nachteile nicht ein.

¹² Zum Alter der *Geofaktorenlehre* (vgl. „neue Perspektive“): „Die deutschen Geographen haben bis in die Jahre um 1970“ (WIRTH 1979: 57) ein geographisches Konzept vertreten als „Gegenstandswissenschaft, welche sich mit der ‚Erdoberfläche‘ und ihren ‚Geofaktoren‘ zu befassen habe. Erst 1975 wird (...) eine neue Perspektive erkennbar: Geographie als Lehre von den Geofaktoren (...) wird schrittweise (...) aufgegeben“ (a.a.O.).

dann! – nämlich, wenn sie dem Verkehr abträglich sind oder ihn gar unmöglich machen. Aber diese Grenzen sind, aufs Ganze gesehen, von weit geringerer Bedeutung als die politischen“ (BACH 1950: 100; vgl. auch PICKL 2013: 29). SCHÖNTAG ist zuzustimmen, dass natürliche Geofaktoren wie beispielsweise Klima und/oder Boden *siedlungsgeschichtliche* Relevanz zeigen und in dieser Hinsicht für die Entscheidungsfindung für/gegen eine Ansiedlung kausal primär sein mögen – woraus allerdings keineswegs eine *linguistische* Bedeutsamkeit resultiert: Vielmehr ergibt sich daraus die unausweichliche Frage nach Möglichkeiten und Grenzen einer operationalisierbaren Problemstellung hinsichtlich der „Rolle der Geofaktoren bei der Veränderung von Kommunikationsräumen“ (SCHÖNTAG 2019: 24) oder „in der Diastratik und Pragmatik“ (SCHÖNTAG 2019: 29), die über schlichte Korrelationen hinausgeht.¹³ Des Weiteren lässt sich die oben betonte Wirkung von Geofaktoren auf die Entstehung und Veränderung von Sprachräumen leicht anhand bekannter Beispiele weiter relativieren,¹⁴ was in der Gesamtsicht kein valides, reliables und intersubjektiv nachvollziehbares Modell erhoffen lässt oder gar eine Art neuen Seitenzweig der Linguistik begründen kann. Tragfähigere Alternativen, die von der Ebene bloßer Beschreibung und Korrelation zum Niveau des Erkennens und Erklärens der Kausalzusammenhänge führen, werden in den folgenden Kapiteln vorgestellt.

¹³ Zunächst die Sichtweise SCHÖNTAGS: „Eines der Grundanliegen der vorliegenden Ausführungen ist es, dezidiert darauf hinzuweisen, dass diese Geofaktoren als primär zu bezeichnen sind, im Vergleich zu den ebenfalls wichtigen oder gegebenenfalls auch wichtigeren politischen und gesellschaftlichen Faktoren, die sekundär sind. Die Geofaktoren sind dabei sowohl chronologisch als auch kausal primär, denn die Naturgegebenheiten und ihr Wirkungsgefüge waren zuerst präsent und haben dann Einfluß auf die Siedlungsgeschichte der Menschheit und aller weiterer damit verbundenen Faktoren genommen“ (SCHÖNTAG 2019: 21). Dazu die geographische Sichtweise: *Wirth* widmet in seiner Theoretischen Geographie den „Determinanten raumwirksamer Entscheidungen“ (WIRTH 1979: 229) ein eigenes Kapitel im Rahmen einer kulturgeographischen Kräftelehre (WIRTH 1979: 229-260) und berücksichtigt dabei bei der Diskussion der „Determination des Verhaltens und Handelns“ (WIRTH 1979: 230) u.a. auch „die vorgegebene *reale Raumsituation* (...). Aus letzterer kann man im Denkmodell diejenigen Determinationen aussondern, die (...) verhältnismäßig invariant erscheinen. Hierzu gehören in der Regel die gesamte *Landesnatur* [entspricht den Geofaktoren, Anm. d. Verf.] sowie das *geschichtliche Erbe* im weitesten Sinne (...) Wir wollen sie in Anlehnung an K. POPPER (...) *Rahmenbedingungen* nennen (...). Im Sinne unseres Modells begrenzen die *Rahmenbedingungen* als ‚negative Determinanten‘ oder ‚constraints‘ zunächst einmal die Bandbreite möglichen Handelns und möglicher Entscheidungen (...). Ihnen stehen diejenigen Determinanten gegenüber, die wir als *Variable* ansehen wollen, und die damit Gegenstand einer geographischen Kräftelehre sind“ (WIRTH 1979: 233f.). Das bedeutet für die Landesnatur und damit für die Geofaktoren, dass sie zwar chronologisch primäre Rahmenbedingungen sein mögen, aber eben nur als eine Art Überdachung, als Vorstufe, die den bedingenden Rahmen setzt für die Untersuchung der eigentlichen Kausalzusammenhänge (*Variable* – vgl. oben), beispielsweise beim Dialektwandel unter Anwendung sozialgeographischer Diffusionstheorien (vgl. Kap. 3). „Primär“ also höchstens im Sinne von zeitlich voranstehend, aber aus geographischer Sicht bestimmt nicht hinsichtlich des Sugerierens einer besonderen kausalen Relevanz/Wertigkeit/Bedeutung für dialektgeographische/geolinguistische Problemstellungen.

¹⁴ „Doch zeigen diese weit geringeren grenzbildenden Charakter als angenommen: So sind weder der Oberrhein zwischen Baden und Elsaß, noch der Bodensee zwischen Schweiz und Oberschwaben, noch der Alpenkamm zwischen Berner Oberland und dem Rhonetal echte *Sprachschranken* (...). Ebenso wenig verläuft die Grenze zwischen dem deutschsprachigen und dem italienischsprachigen Gebiet auf dem Alpenhauptkamm“ (RIEHL 1999: 44).

2.3 Ein dialektgeographisches Dilemma: Von der Beschreibung zur Erklärung

Bereits *Wenker* erkannte dieses zentrale methodologische Dilemma der frühen Dialektgeographie in Bezug auf den Deutschen Sprachatlas: „Der Atlas aber hat (...) den viel höheren Zweck, unsere mundartliche Forschung *emporzuheben* über den bisherigen Stand der einfachen Beschreibung und sie fortzuentwickeln zu einer *erklärenden Dialekt-Wissenschaft*“ (WENKER 1895, zit. nach NIEBAUM U. MACHA 2006: 61). Offenbar wollte man mit den konkurrierenden Junggrammatikern, deren hauptsächliche Forschungsprogramm in der Suche nach und der Formulierung von ausnahmslosen Lautgesetzen bestand, „gleichziehen“, sich also von einer idiographischen zu einer nomothetisch ausgerichteten, „satisfaktionsfähigen“ Wissenschaft fortentwickeln (vgl. LÖFFLER 1990: 24ff; vgl. für die Geographie mit ähnlichen Problemen vor etwa einem Jahrhundert WIRTH 1979: 83).

Das zentrale methodisch-erkenntnistheoretische Problem liegt dabei – wie oben beim geofaktoriellen Ansatz schon angedeutet – im Vermischen von Korrelation und Kausalität:

Unbestritten sind augenfällige Korrelationen von Sprachgrenzen und auf verschiedenen Geofaktoren basierenden Barrieren aller Art, allerdings eben nur als ein überdachender Rahmen, der u.a. die Anzahl und Reichweite von persönlichen Interaktionen bzw. Kontakten einschränkt, vor allem jedoch keinesfalls ausnahmslos und schon gar nicht als relevanter Kausalzusammenhang (vgl. FN 13). Genau hier verläuft die Schwelle hin zu zielgenauen und operationalisierbaren Fragestellungen, die von einer bloßen beschreibenden Koinzidenz bzw. Korrelation unterschiedlicher Linien zu einer erklärenden Modellvorstellung führen. Dieses Problem mangelnder Kausalität hat HARD bereits 1972 so beschrieben:

„Fand man ähnliche Areale und deckten sich vor allem die Grenzlinien und Grenzlinienbündel, so glaubte man im Allgemeinen die ‚Kausalfaktoren‘, Bedingungen oder Erklärungsgrößen gefunden zu haben. Die Fragwürdigkeit dieser bis zur Stunde höchst beliebten Methode liegt auf der Hand. Sie kann bestenfalls als eine heuristische Devise, als Stimulans der hypothesensuchenden Phantasie gelten“ (HARD 1972: 41, FN 50a).¹⁵ Zur Untermauerung führt *Hard* am Beispiel der Methode des Kartenvergleichs in Form des vor einem halben Jahrhundert noch üblichen Überlagerns von Karten zwei Fälle aus der Mundartforschung und der Agrarwirtschaft aus – einmal einen

¹⁵ Ergänzend: „Diese historischen Kommunikationsmuster, d. h. die Kanäle und Barrieren der abgelaufenen Innovationsvorgänge, rekonstruierte man (...) mit Hilfe von Überlegungen zur Siedlungs-, Kultur-, Verkehrs- und Territorialgeschichte des betreffenden Raumes in solcher Weise, daß schließlich das zu erklärende Linienbild als ein mehr oder weniger plausibles, mehr oder weniger wahrscheinliches Endresultat der auf den hypothetisch erschlossenen Bahnen abgelaufenen Ausbreitungsvorgängen erscheinen mußte“ (HARD 1972: 26).

irreführenden unvollständigen Ausbreitungsprozess und – viel wichtiger: „Zweitens kann diese Technik ihrem Wesen nach höchstens bis zur Konstatierung räumlicher Korrelationen führen (...) Erst eine Theorie des Innovationsvorgangs selbst kann die korrelierenden Größen sinnvoll vermitteln sowie Scheinkorrelationen ausschließen und interpretieren“ (ebd.; vgl. auch PICKL 2013: 24f).¹⁶

3 Dialektwandel und (Sozial-)Geographie

Wie ein derartiger Innovationsvorgang – die Übernahme einer sprachlichen/dialektalen Neuerung – ablaufen kann, wurde bereits in der traditionellen Dialektgeographie zumindest angedeutet: „Das Vorrücken sprachlicher Erscheinungen im Raum vollzieht sich in verschiedener Weise (...). In der Regel überspringen die – unter welchen Antrieben auch immer – aus der Ferne andringenden Sprachelemente kleinere oder größere Strecken, um sich die ‚punktuellen Ziele‘ städtischer Gemeinschaften zu erobern, von denen aus sie dann in den ihnen zugeordneten Lebensraum eindringen“ (BACH 1950: 135). Auch eine zweite Entfaltungsmöglichkeit wurde erkannt: „Sprachliche Neuerungen dringen ferner – wenn auch weit seltener – kontinuierlich von Ort zu Ort vorrückend in eine Verkehrsgemeinschaft ein“ (BACH 1950: 137). Aus Sicht der geographischen Diffusionsforschung „wurde festgestellt, daß eine Innovation zunächst in Orten sehr hoher oder höchster Zentralität auftritt und dann zu solchen niedrigerer Rangordnung springt. Parallel zu dieser hierarchischen Diffusion verläuft allerdings in vielen Fällen eine (...) wellenförmige Ausbreitung im Nahbereich der jeweiligen Zentren“ (WINDHORST 1983: 97; vgl. auch die Ausführungen in Kap. 3.2 sowie BAUER 2003: 160).

3.1 Ein sozialgeographischer Blick: Von der Verkehrsgemeinschaft zum Kontaktfeld

Der Begriff *Verkehrsgemeinschaft* wurde als theoretisches Konzept von der deutschen Volkskunde in einem doppelten Sinn entwickelt – „einmal als Bezeichnung für eine Gruppe von Menschen, die untereinander in verhältnismäßig engem und häufigem persönlichen Kontakt stehen (soziologische Interaktionsgruppe), zum anderen als Bezeichnung für das Verbreitungsareal bzw. den Lebensraum dieser Gruppe von Menschen“ (WIRTH 1979: 195; vgl. auch HAAS 1978: 94), was von

¹⁶ Ergänzend zu *Hard* die Fortsetzung von FN 10: „Eine noch stärkere Bestätigung des extralinguistischen Ansatzes ergibt sich aus dem wiederholten Auftreten bestimmter sprachlandschaftlicher Formen (...). Was sie vereinigt, ist ihre Kapazität, vor unserem geistigen Auge ein scheinbar statisches Bild als einen Moment eines Prozesses (...) erscheinen zu lassen. Jede Form stellt einen Schritt oder ein Stadium im Prozess einer sprachliche[n] Innovation dar“ (BARBOUR U. STEVENSON 1998: 74) – auch hier also ein Innovationsprozess im Mittelpunkt der Überlegungen.

der Dialektgeographie übernommen wurde. Überaus bekannt dürfte die Habilitationsschrift von Haas sein, worin für den Wandel von Vokalsystemen schweizerdeutscher Mundarten zwei Kernprobleme des Verlaufs¹⁷ postuliert und umfassend dargestellt und erklärt werden. Wichtig in diesem Kontext erscheint hier die nähere Untersuchung von Verbreitungsmechanismen sprachlicher Neuerungen, deren Ergebnisse die unmittelbare Folge ergeben, „dass der Sprachwandel notwendig in einer Kleingruppe seinen Anfang nehmen muss, in einer informellen ‚natürlichen Lebensgemeinschaft‘, die sich definieren lässt (...) als eine Anzahl von Personen, die in einem gegebenen Zeitraum häufiger als andere miteinander interagieren und deren Interaktionen unmittelbar, d.h. ohne Zwischenglieder möglich sind (...). Es ist selbstverständlich, dass eine Gruppe solcher Art nur in Ortsgemeinschaft bestehen kann“ (HAAS 1978: 94). Die Ähnlichkeit mit dem oben erläuterten Konzept der Verkehrsgemeinschaft ist augenfällig.

Einen ähnlichen Ansatz, allerdings ohne die räumliche Komponente, verfolgte auf der Basis vor allem amerikanischer Arbeiten parallel die Soziolinguistik mit dem *sozialen Netzwerk* im Rahmen der Stadt- und Ortssprachenforschung (vgl. z.B. DITTMAR U. SCHLOBINSKI 1985: 158ff., 163ff., 178ff.). In der Sozialgeographie als einer Teildisziplin der *Kulturgeographie* (heute meist *Anthropogeographie* oder *Humangeographie*, vgl. z. B. HEINEBERG 2003: 14ff., BRAUN ET AL. 2021) wurde hingegen mit dem raumorientierten Konzept des *Kontaktfelds* gearbeitet.¹⁸

Eine Präzisierung der Unterschiede und Gemeinsamkeiten der genannten Konzeptionen erfolgte durch Bauer¹⁹, der in seiner Dissertation das „Kontaktfeld als ‚Determinantenbündel““ (BAUER 2003: 163) für Dialektwandel nutzte und für den methodischen Sprung von der Beschreibung zur zumindest ansatzweisen Erklärung die interdisziplinäre *Innovations- und Diffusionsforschung* – u. a. auch ein Teilgebiet der *Kulturgeographie* – heranzog (vgl. BAUER 2003: 161f., WIRTH 1979: 200). So konnte der Dialektwandel im südlichen Nürnberger Raum als sprachlicher Diffusionsprozess aufgefasst

¹⁷ „I. Wie erwirbt ein Lautwandel die ‚intensive Allgemeinheit‘, d.h. aufgrund welcher Mechanismen wird ein Phonem (Allophon) durch ein anderes Phonem (Allophon) ersetzt? (...) 2. Wie erwirbt ein Lautwandel die ‚extensive Allgemeinheit‘, d.h. aufgrund welcher Mechanismen verbreitet sich ein Lautwandel von Sprecher zu Sprecher durch die Sprachgemeinschaft? Wie erwirbt er sich die intensive Allgemeinheit in immer mehr individuellen Mustern?“ (HAAS 1978: 35); vgl. PICKL 2013: 42ff.

¹⁸ „Unter dem Kontaktfeld eines Menschen sei die Gesamtheit derjenigen Örtlichkeiten und Menschen verstanden, die dieser selbst aufsucht und damit aus eigener Anschauung kennt, bzw. mit denen er in direktem persönlichem Kontakt von Angesicht zu Angesicht steht“ (WIRTH 1979: 200). Zur Sozialgeographie als Teildisziplin der Kulturgeographie vgl. WIRTH 1979: 79, Fig. 3.

¹⁹ „Der Hauptunterschied zwischen den Konzepten Verkehrsgemeinschaft und Kontaktfeld besteht offenbar im Grad der Allgemeingültigkeit: Die persönlichen Kontakte können beim Kontaktfeld jede beliebige Intensität zwischen Nähe/Vertrautheit und Distanz/formeller Natur bzw. in puncto Häufigkeit aufweisen, während sie in einer Verkehrsgemeinschaft verhältnismäßig eng und häufig (...) sein müssen (...). Eine Verkehrsgemeinschaft besteht aus einer Überlagerung und weitgehenden Überschneidung einer Anzahl von Kontaktfeldern einzelner Personen, bildet demnach eine Art räumlicher und sozialer Vereinigungsmenge etlicher individueller Interaktionsgesamtheiten“ (BAUER 2003: 162).

und damit aus einem sozialgeographischen Blickwinkel untersucht werden (vgl. BAUER 2003: 157ff., 179ff.).

3.2 Dialektwandel als sprachlicher Diffusionsprozess

Zur Untersuchung eines sprachlichen Diffusionsprozesses wird neben einer linguistischen Untersuchungsmethodik eine entsprechende extralinguistische, hier: sozialgeographische Methodik in Form einer *Theorie der Diffusion* benötigt.

3.2.1 Diffusionstheorien – zur Ausbreitung von Innovationen

Modellhafte Vorstellungen über die Ausbreitung von Neuerungen bzw. Innovationen in einem sozialen System wurden bereits seit etlichen Jahrzehnten in sehr breit gestreuten Wissenschaftsdisziplinen entwickelt.²⁰ Die Anfänge verortet ROGERS bei den frühen europäischen Soziologen und Anthropologen²¹, WIRTH knüpft daran an und erweitert die Perspektive u.a. natürlich auf die geographische Innovationsforschung, ferner auf die amerikanische Agrarsoziologie, aber auch auf die deutsche Volkskunde sowie die Mundartforschung(!) unter Bezugnahme auf BACH (vgl. WIRTH 1979: 196ff; speziell zu Bach vgl. WIRTH 1979: 194), während WINDHORST sich vor allem auf die Unterscheidung mehrerer Phasen der geographischen Innovations- und Diffusionsforschung im frühen und mittleren 20. Jahrhundert konzentriert, dabei aber auch stets die Entwicklungen in Nachbardisziplinen miteinbezieht (vgl. WINDHORST 1983: 5ff.). KARNOWSKI stellt nach einem allgemeinen Überblick kommunikationswissenschaftliche Spielarten der Diffusionstheorie in ihren Betrachtungsmittelpunkt (vgl. KARNOWSKI 2011: 33ff.), PICKL liefert einen breiten Überblick mit Schwerpunkt auf linguistische Verwendungsansätze (vgl. PICKL 2013: 51ff.).

²⁰ Umfassende Übersichtsdarstellungen haben u.a. ROGERS, WIRTH und WINDHORST sowie in neuerer Zeit KARNOWSKI und PICKL (vgl. folgende FN) in ihren Arbeiten präsentiert, so dass ich mich auf eine knappe Zusammenfassung beschränken möchte.

²¹ „The roots of diffusion theory trace to Europe about a century ago, when sociology and anthropology were emerging as new social sciences. Here we discuss three of the important foundations for the diffusion model: the frenchman Gabriel Tarde, the German Georg Simmel, and the German-Austrian and British diffusionists“ (ROGERS 2003: 40).

3.2.2 Diffusionstheorien in der Geographie

Grundsätzlich gehen alle geographischen Diffusionstheorien auf Forschungsansätze der schwedischen Volkskunde und Kulturgeographie zurück, vor allem auf Torsten HÄGERSTRAND, der Anfang der 1950-er Jahre agrarische Ausbreitungsvorgänge der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts untersucht hat. „Es schien ihm nun nicht angemessen zu sein – und das ist die entscheidende Wendung –, die gegebenen Verteilungen, d. h. die Anwesenheit, das Fehlen und den örtlichen Grad der Innovation durch irgendwelche anderen räumlichen Verteilungen zu erklären – sei es durch natürliche Bedingungen oder durch Faktoren wie Sozialstruktur, Betriebsgröße, bestimmte Einstellungen (...). Es erschiene vielmehr sinnvoller, den ‚Mechanismus‘ selbst in den Griff zu bekommen und die genannten ‚stationären Faktoren‘ dann als modifizierende Katalysatoren, als beschleunigende und retardierende Elemente des Diffusionsprozesses nachträglich einzuführen“ (HARD 1972: 41). Dazu hat HÄGERSTRAND Simulationsmodelle entwickelt und eingeführt, „die den Ausbreitungsvorgang unter kontrollierten Bedingungen ‚nachspielen‘ und die sich späterhin als so fruchtbar erweisen sollten“ (a.a.O.).²²

Vor allem WIRTH und WINDHORST haben diese Modelle sehr ausführlich beschrieben: „Grundkonzeption Hägerstrands ist, daß die räumliche Ausbreitung (= Diffusion) einer Innovation auf einen Lernprozeß oder eine Informationsübertragung zurückgeführt werden kann“ (WINDHORST 1983: 15). Das Simulationsmodell geht dabei „von der Annahme aus, daß die *Übernahme* (adoption) von Innovationen durch *Informationen* über die betreffenden Neuerungen ausgelöst wird, und daß Informationen im *persönlichen Kontakt* zwischen Menschen weitergegeben werden“ (WIRTH 1979: 200). Für die Operationalisierung werden u. a. zeitliche Verläufe von Adoptionsprozessen sowie Distanzen und Häufigkeiten sozialer Kontakte in das Modell eingebracht.²³ „Der vielleicht anregendste und in der Zeit nach *Hägerstrand* am häufigsten diskutierte Baustein einer Theorie der geographischen Innovations- und Diffusionsforschung ist das *mean information field*“ (WINDHORST 1983: 99f.). „Mit Hilfe eines stochastischen Modells (Monte-Carlo-Methode) kann unter den genannten Voraussetzungen im Computer nachgespielt werden,

²² Zur Erläuterung: „Solche Modelle kann man auffassen als Würfelspiele auf einem Schachbrettmuster, welches einen gitterförmig aufgeteilten Ausschnitt auf der Erdoberfläche repräsentiert. Die ‚Figuren‘ (seien es Informationen, Innovationen oder Personen) bewegen sich nach bestimmten Regeln (‚Faktoren‘) und nach Maßgabe des Würfels über das Gitternetz. (...) In Praxi wird der Würfel durch eine Zufallszahlentafel vertreten“ (a.a.O.), etwa ab den 1980-er Jahren natürlich durch ein entsprechendes Computerprogramm (Anm. d. Verf.). Zur Modellbildung vgl. z. B. ABLER, ADAMS U. GOULD 1971: 45f.; WIRTH 1979: 130.

²³ „The rule regarding the diminishing of contact frequencies with increasing distance must subsume another: that the nearer two persons live to one another, the greater is the possibility that their information fields are identical. The farther they live from one another, the lesser is the probability. This is certainly true of the countryside’s dispersed population“ (HÄGERSTRAND 1967: 237). Zur wissenschaftshistorischen Bedeutung Hägerstrands vgl. WEICHHART 2018: 274.

wie sich vom Zentrum eines ‚mean information field‘ aus Informationen – und damit nach dem Hägerstrand´schen Ansatz Innovationen – über dieses Feld hinweg ausbreiten“ (WIRTH 1979: 200). Durch oftmalige Wiederholung und ständige „Nachjustierung“ können empirische Parameter gewonnen werden, „mit deren Hilfe die Computermodelle ‚geeicht‘, d. h. an die beobachteten Zahlenwerte der realen Wirklichkeit angepaßt werden können“ (WIRTH 1979: 201). Beispielsweise hat HÄGERSTRAND „natürliche Barrieren (Seen, geschlossene Waldgebiete) unterschiedlicher Permeabilität in seine Simulation eingebaut, um den realen Bedingungen näherzukommen“ (WINDHORST 1983: 111; zu unterschiedlichen Barrieretypen WINDHORST 1983: 112f; HARD 1972: 45).

Der Ablauf eines Diffusionsprozesses wird – parallel zu den aus dem Adoptionsprozess hervorgehenden Adoptorkategorien – in vier *Diffusionsstadien* bzw. *-phasen* – Initialphase, Expansionsphase, Verdichtungsphase und Sättigungsphase – gegliedert (vgl. WINDHORST 1983: 92f., 106ff.; ROGERS 2003: 282ff.; BAUER 2003: 159). In der Folgezeit wurden die angesprochenen Modellbestandteile stetig verfeinert, erweitert und optimiert, wobei aber grundlegende Strukturen und Ansätze durchaus beibehalten wurden (vgl. HEINEBERG 2003: 21, 113f., 180f.; ROGERS 2003: 90-101).²⁴ In geographischen Arbeiten war dabei der räumliche Kontext immer von zentraler Bedeutung.²⁵

3.2.3 Diffusionstheorien in der Dialektologie

Diffusion wird zwar als Fachbegriff in sprachgeographischen Arbeiten gelegentlich verwendet – beispielsweise als „lexical diffusion“ (HAAS 1978: 42) – aber in Form einer empirischen Diffusionsstudie samt Simulation kaum realisiert, daher möge ein frühes und ein recht aktuelles Beispiel als Beleg für die empirische Umsetzbarkeit einer Monte-Carlo-Simulation genügen.

Seiner Zeit weit voraus war HARD (1972), der sich mit den dialektgeographischen Erklärungsmustern für Teilbereiche des Rheinischen Fächers kritisch auseinandersetzte und dabei ein Simulationsmodell unter Anwendung der Monte-Carlo-Methode samt mean information field

²⁴ Beispielsweise hat BROWN das Konzept der Diffusionsagentur und der von ihr angewandten Diffusionsstrategie eingeführt (vgl. BROWN 1981: 71ff.; WINDHORST 1983: 115ff.).

²⁵ „The diffusion of innovation is the product of a number of human decisions. (...) From the Geographer’s perspective, therefore, scale in diffusion research takes on at least *two* dimensions: the funktional, reflecting decisions made by different aggregations of individuals, and the spatial, reflecting manifestations of these decisions as may be observed within a spatial context.“ (BROWN 1981: 37).

zur Überprüfung verwendet hat, was von niederländischen Soziolinguisten im Rahmen einer Diffusionsstudie herausgestellt wurde.²⁶

Eine neuere Arbeit – die Dissertation von PICKL – verfolgt das Ziel „auf dem Wege der Einführung (geo-)statistischer (...) Methoden und Analyseverfahren zu neuen Einsichten in die Struktur und die Gesetzmäßigkeiten diatopischer lexikalischer Variation zu gelangen“ (PICKL 2013: 21). Hierbei wurden Monte-Carlo-Tests und die sog. Faktorenanalyse eingesetzt, um ein deduktiv begründetes Modell der drei Teilprozesse Innovation, Etablierung und Diffusion von Varianten zu erarbeiten, „auf dessen Grundlage die zeitliche Extrapolation von räumlicher Sprachvariation (d.h. die Simulation von diatopischen Sprachwandelvorgängen) möglich ist, das aber die Konfrontation mit empirischen longitudinalen Daten noch bestehen muss“ (PICKL 2013: 230). Dabei wurde der „Mainstream der Dialektometrie“ (PICKL 2013: 34) als quantitativer Zweig der Sprachgeographie verlassen und mit nicht-aggregiertem Datenmaterial eine Pionierarbeit einer *probabilistischen Geolinguistik*²⁷ erstellt. „Insbesondere wird sich zeigen, dass die diatopische Ausprägung des probabilistischen Variationsbegriffs (...) ihr praktisches und geradezu natürliches Gegenstück in geostatistischer Methodik hat, die bisher in der Sprachgeographie wenig Anwendung fand“ (PICKL 2013: 15).²⁸

3.3 Dialektwandel und Fragmentierung

Ein nochmaliges Aufgreifen des eingangs angesprochenen Schlüsselbegriffs *Globalisierung* führt zu einem auf den ersten Blick fast paradox anmutenden scheinbaren Widerspruch zwischen groß- und kleinräumigen Arealen bzw. Entwicklungen:

Zunächst hat im „Spannungsfeld zwischen Globalisierung und Regionalisierung“ (COY 2005: 759; vgl. auch WERLEN 2017: 39ff., 180ff., 235ff.) der letztgenannte Begriff neben der geographischen

²⁶ „Computer simulation models have the advantage of making it possible to compare spatial patterns predicted by some model with the spatial patterns observed in reality. Hard (1972) was the first who draws geographers' attention to such models from human geography. He used a computer simulation model to test Frings' theory about the origins of the so called Rhenish fan, an implicational spatial pattern of related sound changes“ (GERRITSEN U. VAN HOUT 2005: 2289).

²⁷ Vgl. Titel der Arbeit. „Als genuin quantitatives Methodenbündel versteht sich die hier propagierte ‚Geostatistische Dialektometrie‘ (...) als eine in großen Teilen neue, theoretisch fundierte Methodologie innerhalb der quantitativen Sprachgeographie“ (PICKL 2013: 80; vgl. auch PRÖLL 2015: 25f, 31ff.).

²⁸ Bezogen auf quantitative Fortschritte der (angelsächsisch geprägten) Geographie in den 1980-er Jahren: „Using this progress, a bridge between dialectologists and professional geographers can be built for mutual benefit. For those interested in language variation, finally there will be tools available for validation of areal boundaries and patterns to parallel those now in use to discuss social patterns. Geographers will be able to consider language data on the same terms as data from other fields. Finally, there is an opportunity here to use validated empirical evidence to improve our notions of dialects as well as to study differences in geographical distribution of single features“ (LEE U. KRETZSCHMAR 1993: 541, zit. nach PICKL 2013: 15).

auch linguistische Relevanz, da bekanntermaßen auch im Bereich des Dialektwandels Regionalisierungsprozesse stattfinden und dabei – allgemein formuliert – „ein Umbau von altem Basisdialekt (mit lokalem Eigenbestand) zum Regionaldialekt mit großräumigeren Strukturen erfolgt“ (SCHMIDT 2014: 140).²⁹

Der oben genannte scheinbare Widerspruch kommt durch einen weiteren, allerdings viel kleinräumigeren wichtigen Prozess im Rahmen der Globalisierung zustande, der vermutlich auch für die Dialektologie und Soziolinguistik relevant werden wird oder schon ist: Dieser wird in der aktuellen Stadt- und Sozialgeographie als *Fragmentierung* bezeichnet. Während frühe Ansätze in der lateinamerikanischen Stadt beobachtet und erforscht wurden, was zu einer *Theorie der fragmentierenden Entwicklung* geführt hat (vgl. SCHOLZ 2002: 6ff.), konnten in den letzten beiden Jahrzehnten auch in den deutschen Innovationszentren Berlin und Hamburg derartige Entwicklungen untersucht werden: „Inzwischen hat sich Berlin von einer geteilten zu einer vielfach fragmentierten Stadt entwickelt. Dabei lassen sich zunehmende sozialräumliche Disparitäten und Polarisierungen nicht nur auf Bezirksebene (...), sondern sehr kleinräumig und ‚feinkörnig‘ auf Ebene der Stadtquartiere und Nachbarschaften feststellen“ (KRAJEWSKI 2013: 21).³⁰

Da der geographische Fragmentierungsprozess vermutlich einhergeht mit einer immer stärkeren Variabilität von Umgangssprachen³¹, bietet sich die auf nicht-aggregiertem Datenmaterial basierende *Geostatistische Dialektometrie* an als angemessene Methodik für die Untersuchung von Dialektwandel auf sehr kleinräumiger Ebene mit höchst heterogenem Datenmaterial (vgl. die bereits angeführten Arbeiten von PICKL 2013 und PRÖLL 2015).

²⁹ Ähnlich SCHUNK mit seinen Thesen zu Regiolekt, Regionalisierung und Umbau: „Oft werden bei dem festgestellten Dialektumbau [...] lokal gebundene Formen durch andere dialektale Formen ersetzt, die eine größere regionale Verbreitung haben“ (SCHUNK 1999: 206; vgl. auch SCHMIDT U. HERRGEN 2011: 66f.; HUNDT ET AL. 2020).

³⁰ Vgl. eine entsprechende Studie für Hamburg als zweitgrößter deutscher Stadt (POHL 2009: 35ff.). Obwohl es in den Kontext passen würde, sollen hier Ausführungen zum Sozio-/Ethnolekt *Kiezdeutsch* unterbleiben, da dies eine eigene Abhandlung erfordern würde.

³¹ „Das Charakteristische am Varietätenspektrum deutscher Sprache von den Basisdialekten bis zu den Regionalakzenten der Standardsprache ist

- Die Vielzahl von Übergangsstufen zwischen den beiden Polen, die aus systematischer Sicht den Eindruck eines Kontinuums erwecken,
- Die Existenz sehr verschiedener Kompetenzprofile, von der Monolingualität in gesprochener Sprache (z. B. nur Basis-/Regionaldialekt oder nur Hochsprache) bis hin zur Polylingualität sämtlicher Register einer Region“ (KLEPSCH U. MUNSKE 2005: 190; vgl. auch MUNSKE 1983: 1003; LÖFFLER 1994: 151f.; HAAS 2011: 19ff.).

4 Ausblick

Ausnahmsweise leihe ich mir den Blickwinkel der Soziolinguistik für eine Andeutung möglicher Aufgabenbereiche und Zielsetzungen einer zukunftsorientierten Varietätenforschung mit leicht sozialgeographischem Touch: „The grand scheme of research in the study of language variation is to integrate the classical four dimensions of time, space, social structure and linguistic structure (...). It is the task of sociolinguistics to keep the external factors, however complex they are, part of the explanatory framework, including the spatial dimensions of language and speech“ (GERRITSEN U. VAN HOUT 2005: 2298). Dies mag ebenso für die Dialektologie gelten.

Die oben ausgeführte, stetig fortschreitende Aufsplitterung, Zerfaserung, Mosaikisierung, auf geographisch *Fragmentierung* der extralinguistischen und *Variabilisierung* der linguistischen Untersuchungsgegenstände sowie die potentielle *Probabilisierung* der Methodik wird möglicherweise zu einer weiter verstärkten interdisziplinären Zusammenarbeit von Dialektologen, Soziolinguisten, Sozial- und Stadtgeographen sowie Mathematikern und Informatikern vor allem für größere Projekte führen. Insbesondere mit der *Geostatistischen Dialektometrie* könnten eventuell auch Diffusionsprozesse mit teilweise diffuser Datenlage und/oder unübersichtlicher Struktur wie beispielsweise die „Auflösung der deutschen Dialektlandschaft im Umkreis der Großstädte“ (MUNSKE 1983: 1005; vgl. Einleitungskapitel) oder hypervariable Umgangssprachen in fragmentierten Stadtvierteln untersucht und zumindest ansatzweise entschlüsselt werden.

Abschließend bleibt zu hoffen, dass dialektologische Forschung für anwendbare Konzepte aus Nachbarwissenschaften wie Sozial- oder Stadtgeographie offenbleibt, damit auch zukünftig die überaus pessimistische Charakterisierung des angelsächsischen Strukturalismus von *Adams* nicht in die Dialektologie diffundieren kann: „Structural linguistics is a bitterly divided and unhappy discipline, and a large number of its practitioners spend too many times drowning their problems in Ouisghian Zodahs“ (ADAMS 1980: 139).

Literaturangaben

- ABLER, ADAMS U. GOULD 1971 = Robert Abler, John Adams u. Peter Gould: Spatial organization. The Geographer's view of the world. Englewood Cliffs
- ADAMS 1980 = Douglas Adams: The Restaurant at the End of the Universe (The Hitch Hiker's Guide to the Galaxy 2). London
- BARBOUR U. STEVENSON 1998 = Stephen Barbour u. Patrick Stevenson: Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin, New York
- BAUER 2003 = Johannes Bauer: Dialektgeographie und Dialektwandel im südlichen Nürnberger Raum (Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, Bd. 4). Heidelberg
- BRAUN ET AL. 2021 = Boris Braun, Ilse Helbrecht, Rita Schneider-Sliwa u. Rainer Wehrhahn (Hg.): Humangeographie (Das Geographische Seminar). Braunschweig
- BROWN 1981 = Lawrence A. Brown: Innovation Diffusion. A new perspective. London, New York
- COY 2005 = Martin Coy: Geographische Entwicklungsländerforschung; in: Schenk, Winfried u. Konrad Schliephake (Hg.): Allgemeine Anthropogeographie. Gotha, 727-765
- DITTMAR U. SCHLOBINSKI 1985 = Norbert Dittmar u. Peter Schlobinski: Die Bedeutung von sozialen Netzwerken für die Erforschung von Ortssprachen; in: Besch, Werner und Mattheier, Klaus J. (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Berlin, 158-188
- ERNST U. PATOCKA 2008 = Peter Ernst u. Franz Patocka (Hg.): Dialektgeographie der Zukunft. Akten des 2. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) am Institut für Germanistik der Universität Wien, 20. bis 23. September 2006 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 135). Wiesbaden
- GERRITSEN U. VAN HOUT 2005 = Marinel Gerritzen u. Roeland van Hout: Sociolinguistic Developments as a Diffusion Process. Soziolinguistische Entwicklungen als Diffusionsprozesse; in: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 3.3). 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin, New York, 2285-2299
- HAAS 1978 = Walter Haas: Sprachwandel und Sprachgeographie. Untersuchungen zur Struktur der Dialektverschiedenheit am Beispiele der schweizerdeutschen Vokalsysteme (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, Neue Folge, 30). Wiesbaden
- HAAS 2011 = Walter Haas: Ist Dialektologie Linguistik? In: Glaser, Elvira et al. (Hg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 144). Wiesbaden, 9-22
- HÄGERSTRAND 1967 = Torsten Hägerstrand: Innovation diffusion as a spatial process. Chicago, London

- HARD 1966 = Gerhard Hard: Zur Mundartgeographie. Ergebnisse, Methoden, Perspektiven (Beihefte zu *Wirkendes Wort*, Bd. 17). Düsseldorf
- HARD 1972 = Gerhard Hard: Ein geographisches Simulationsmodell für die rheinische Sprachgeschichte; in: Ennen, Edith u. Günter Wiegelmann (Hg.): Festschrift Matthias Zender. Studien zu Volkskultur, Sprache und Landesgeschichte. Bd. 1. Bonn, 25-58
- HEINEBERG 2003 = Heinz Heineberg: Einführung in die Anthropogeographie / Humangeographie (Grundriss Allgemeine Geographie). Paderborn
- HOFFMANN U. MACHA 1985 = Walter Hoffmann u. Jürgen Macha: Zusammenfassung der Diskussionen des Ortssprachenkolloquiums; in: Besch, Werner und Klaus J. Mattheier (Hg.): Ortssprachenforschung. Beiträge zu einem Bonner Kolloquium (Schriften der Abteilung für Sprachforschung des Instituts für Geschichtliche Landeskunde der Rheinlande, Universität Bonn). Berlin, 283-289
- HUNDT ET AL. 2020 = Markus Hundt, Andrea Kleene, Albrecht Plewnia u. Verena Sauer (Hg.): Regiolekte. Objektive Sprachdaten und subjektive Sprachwahrnehmung (Leibnitz-Institut für deutsche Sprache, Mannheim). Tübingen
- KARNOWSKI 2011 = Veronika Karnowski: Diffusionstheorien. Baden-Baden
- KEMPER 2005 = Franz-Josef Kemper: Sozialgeographie; in: Schenk, Winfried u. Konrad Schliephake, (Hg.): Allgemeine Anthropogeographie. Gotha, 145-211
- KLEPSCH U. MUNSKE 2005 = Alfred Klepsch u. Horst Haider Munske: Dialekt in der Diglossie. In: Eggers, Eckhard, Jürgen Erich Schmidt u. Dieter Stellmacher (Hg.): Moderne Dialekte – Neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie (GDD) am Forschungsinstitut für deutsche Sprache „Deutscher Sprachatlas“ der Philipps-Universität Marburg vom 5.-8. März 2003 (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 130). Stuttgart
- KRAJEWSKI 2013 = Christian Krajewski: Gentrification in Berlin. Innenstadtaufwertung zwischen etablierten „In-Quartieren“ und neuen „Kult-Kiezen“; in: Geographische Rundschau 65/2, 20-27
- KREFELD 2022 = Thomas Krefeld: Zum Namen der Disziplin: ‘Geolinguistik’ und einige konkurrierende Bezeichnungen. Version 7 (21.06.2022, 15:28). Lehre in den Digital Humanities. URL: <https://www.dh-lehre.gwi.uni-muenchen.de/?p=20914&v=7>
- KRINGS 2005 = Wilfried Krings: Sozialgeographie / Human Geography; in: Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 3.2). 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. Berlin, New York, 910-916
- LAUX 2005 = Hans D. Laux: Bevölkerungsgeographie; in: Schenk, Winfried u. Konrad Schliephake, (Hg.): Allgemeine Anthropogeographie. Gotha, 85-144
- LEE U. KRETZSCHMAR 1993 = Jay Lee u. William A. Kretzschmar, Jr.: Spatial analysis of linguistic data with GIS functions; in: International Journal of Geographical Information Systems 7/6, 541-560

- LÖFFLER 1990 = Heinrich Löffler: Probleme der Dialektologie. Eine Einführung. 3., durchges. u. bibliograph. erw. Aufl. Darmstadt. Unter dem Titel *Dialektologie. Eine Einführung* neu hg. (2003) in Tübingen
- LÖFFLER 1994 = Heinrich Löffler: Germanistische Soziolinguistik (Grundlagen der Germanistik, Bd. 28). 2., überarb. Aufl. Berlin
- MUNSKE 1983 = Horst Haider Munske: Umgangssprache als Sprachenkontakterscheinung; in: Besch, Werner et al. (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 1.2). Berlin, New York, 1008-1018
- NIEBAUM 2006 = Hermann Niebaum u. Jürgen Macha: Einführung in die Dialektologie des Deutschen (Germanistische Arbeitshefte 37). 2., Neubearb. Aufl. Tübingen
- PICKL 2013 = Simon Pickl: Probabilistische Geolinguistik. Geostatistische Analysen lexikalischer Variation in Bayerisch-Schwaben (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 154). Stuttgart
- POHL 2009 = Thomas Pohl: Entgrenzte Stadt. Räumliche Fragmentierung und zeitliche Flexibilisierung in der Spätmoderne. Bielefeld
- PRÖLL 2015 = Simon Pröll: Raumvariation zwischen Muster und Zufall. Geostatistische Analysen am Beispiel des Sprachatlas von Bayerisch Schwaben (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 160). Stuttgart
- RIEHL 1999 = Claudia M. Riehl: Grenzen und Sprachgrenzen; in: Fludernik, Monika u. Hans-Joachim Gehrke (Hg.): Grenzgänger zwischen Kulturen (Identitäten und Alteritäten, Bd. 1). Würzburg, 41-56
- ROGERS 2003 = Everett M. Rogers: Diffusion of Innovations. 5th Edition. New York.
- SCHENK U. SCHLIEPHAKE 2005 = Winfried Schenk u. Konrad Schliephake (Hg.): Allgemeine Anthropogeographie. Gotha.
- SCHMIDT U. HERRGEN 2011 = Jürgen Erich Schmidt u. Herrgen, Joachim: Sprachdynamik: Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung (Grundlagen der Germanistik 49). Berlin
- SCHMIDT 2014 = Jürgen Erich Schmidt: Sprachliche Identität und die Dynamik der deutschen Regionalsprachen; in: Plewnia, Albrecht u. Andreas Witt (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation (Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 2013). Berlin, Boston, 127-148
- SCHÖNTAG 2019 = Roger Schöntag: Sprachraumbildung in Abhängigkeit von Geofaktoren und sozio-politischen Veränderungen. Eine neue Perspektive der Geolinguistik: Die Skizzierung einer Geofaktoriellen Linguistik anhand der Fallbeispiele des Kornischen, des Saterfriesischen und des Ladinischen; in: Neuhausener Akademie der Wissenschaften (Hg.): Beiträge zur bayerischen Geschichte, Sprache und Kultur, Bd. 2, 5-74
- SCHOLZ 2002 = Fred Scholz: Die Theorie der „fragmentierenden Entwicklung“; in: Geographische Rundschau 54/10, 6-11

- SCHUNK 1999 = Gunther Schunk: Regionalisierung von Dialekten. Ein lautlicher Stadt-Land-Vergleich in Mainfranken (Schriften zum Bayerischen Sprachatlas, Bd. 1). Heidelberg
- WEBER 1982 = Peter Weber: Geographische Mobilitätsforschung (Erträge der Forschung, Bd. 179). Darmstadt
- WEICHHART 2018 = Peter Weichhart: Entwicklungslinien der Sozialgeographie. Von Hans Bobek bis Benno Werlen. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Stuttgart
- WERLEN 2017 = Benno Werlen: Globalisierung, Region und Regionalisierung. Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen, Bd. 2. 3., überarb. Aufl. Stuttgart
- WINDHORST 1983 = Hans-Wilhelm Windhorst: Geographische Innovations- und Diffusionsforschung (Erträge der Forschung, Bd. 189). Darmstadt
- WIRTH 1979 = Eugen Wirth: Theoretische Geographie. Grundzüge einer theoretischen Kulturgeographie (Studienbücher der Geographie). Stuttgart

Boris Blahak (*Linz/Pilsen*)

Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?

Zur DaF-Didaktik einer rezeptiven Dialektkompetenz als Beitrag zur Language Awareness und grenzüberschreitenden Kommunikation im interregionalen Kontext¹

1 Der Pilsner Masterstudiengang *Arealstudien: Bayernstudien* und seine Dialektmodule

Kurz bevor Anfang 2020 die Grenze zwischen Bayern und Böhmen aufgrund der Corona-Pandemie vorübergehend geschlossen wurde, hatte die tschechische Hochschulgermanistik ein curriculares Novum zu vermehren, durch das beide Nachbarländer besonders eng miteinander verbunden werden sollten: Im Herbst 2019 war an der Westböhmischen Universität Pilsen ein EU-geförderter Masterstudiengang² eröffnet worden, der unter der Bezeichnung *Arealstudien: Bayernstudien* das Bundesland Bayern und sein Agieren im internationalen, nationalen und interregionalen Kontext in den Mittelpunkt stellt. Die durch das Studienprogramm anvisierten Hauptziele betreffen (1) die Erhöhung der Qualität des Bildungsangebotes in der Interregion Bayern/Böhmen, (2) die Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen Hochschule und Wirtschaft gemäß den Bedürfnissen des Arbeitsmarktes, (3) die Ausbildung qualifizierter Fachkräfte für beide Seiten der Grenze und (4) die Stützung des Deutschen als Fremd- und Nachbarsprache.³ Ein Blick auf das internationale Medienecho⁴ macht dabei deutlich, dass das besondere Interesse der Berichterstattung dem Umstand galt, dass tschechische Studierende sich im Rahmen der Pilsner Arealstudien mit den in Bayern verbreiteten Mundarten auseinandersetzen.⁵ Auch wenn der Aufbau einer bayernbezogenen rezeptiven Dialektkompetenz nur eine von mehreren

¹ Der vorliegende Aufsatz stellt eine aktualisierte Überarbeitung von BLAHAK (2022) dar.

² Aufgebaut wurde der Studiengang gemeinsam mit dem *Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa* der Universität Regensburg. 2016-2019 und 2020-2022 wurde das bilaterale Projekt *Interdisziplinäre Bayernstudien (Pilsen – Regensburg)* durch das *Programm zur grenzübergreifenden Zusammenarbeit Freistaat Bayern – Tschechische Republik* Ziel ETZ 2014-2020 des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung gefördert.

³ Insgesamt folgt der Master aktuellen Trends (Bilateralität, Anwendungsbezogenheit, Interdisziplinarität) der Studiengangentwicklung in der tschechischen Germanistik. Von den bereits bestehenden Arealstudiengängen mit Deutschland- und Österreich-Fokus *Deutsche und Österreichische Studien* (Karls-Universität Prag) und *Deutsch-Tschechische Areale Studien* (Südböhmische Universität Budweis) unterscheidet er sich allerdings: Er nimmt nicht einen gesamten Sprach- und Kulturraum in den Blick, sondern nur einen Teil davon, der allerdings – kulturhistorisch und wirtschaftspolitisch – für Tschechien von besonderer Relevanz ist. Durch die gleichberechtigte Mitwirkung von elf philologischen, geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Lehrstühlen am Studiengang wird die für *area studies* geforderte Interdisziplinarität (vgl. EMPFEHLUNGEN 2006: 7-8) vollständig erreicht, während bei den jeweils nur von einem Lehrstuhl ausgerichteten Studiengängen in Prag und Budweis entweder die gesellschaftswissenschaftliche oder die philologisch-germanistische Seite schwach ausgebildet ist (vgl. BLAHAK 2021: 12-20).

⁴ Bis Juli 2021 wurde insgesamt 153-mal in Print- und Online-Medien sowie im Radio über den Studiengang berichtet – neben Deutschland und Tschechien u. a. auch in den USA, China, Großbritannien und Ungarn (vgl. Blahak 2021: 26-27).

⁵ Vgl. z. B. Schlagzeilen vom „weltweit ersten Bairisch-Studiengang in Pilsen“ (KOHLMAYER 2019: 11): „Mia san a Studium“ (MERKEL 2019: 18), „Dialekte und Hightech – Studiengang ‚Bayern‘ in Pilsen“ (MEYER 2020) oder „Dialekte waren das Schwierigste“ (BÄR 2021: 12).

(gesellschaftswissenschaftlichen, fremdsprachlichen und berufspraktischen) inhaltlichen Komponenten des Arealstudiengangs ausmacht, soll er im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen, zumal es sich hierbei um ein neues Konzept regionalsprachlicher Sensibilisierung handelt – mit dem Ziel erhöhter Qualifikation tschechischer Marktteilnehmer im Umgang mit Partnern aus Bayern.

2 Bedarfsstudien als soziolinguistische Grundlage eines neuen Konzepts rezeptiver Varietätenkompetenz

Seit etwa 2000 brachte das Forschungsfeld DaF vermehrt Studien hervor, die für die Thematisierung diatopischer Nonstandardvarietäten im DaF-Unterricht plädierten (z. B. BABLER/SPIEKERMANN 2001; FEUZ 2001; STUDER 2002; 2003). Im Mittelpunkt standen dabei zunächst alemannische Mundartkompetenzen im Rahmen des allgemeinen DaF-Unterrichts innerhalb der Schweiz und Baden-Württembergs. Eine von BABLER/SPIEKERMANN (2001) in Freiburg durchgeführte Stichprobenuntersuchung ergab dabei, dass DaF-Lernende hinsichtlich dialektaler Kompetenzen weitaus ambitionierter waren als ihre einheimischen Lehrkräfte: In den vier Grundfertigkeiten wünschte man sich ausreichende bis gute dialektale Kompetenzen, die beim Hörverstehen am höchsten angesetzt wurden. Zudem hielten es 80 % der befragten Lernenden für wichtig, sich an einheimische Gesprächspartner sprachlich anpassen zu können.

Zur gleichen Zeit ließ sich innerhalb der EU eine allgemeine Entwicklung beobachten, die persönliche Motivation zum Fremdspracherwerb mit praktischen Nützlichkeitsaspekten zu verknüpfen.¹ In Tschechien z. B. sind die Zahlen philologisch orientierter Germanistik-Studierender zwar seit Längerem rückläufig, allerdings bleiben diejenigen der studienbegleitend DaF Lernenden einigermaßen stabil.² Angesichts der Realität dialektalen Sprechens im deutschen Sprachraum bei gleichzeitiger Aufwertung der Fachsprachen innerhalb der EU entstand 2007/08 eine soziolinguistische Studie (BLAHAK 2008), die auch im DACH-nahen Ausland die Einstellung DaF-Lernender zum Dialekt zu eruieren beabsichtigte, und zwar im Kontext des hochschulischen Fachsprachenunterrichts (Wirtschaftsdeutsch). Die standardisierte Befragung von 455 DaF-

¹ Der Prozentsatz repräsentativ Befragter, die das Erlernen einer neuen Fremdsprache v. a. mit Vorteilen auf dem Arbeitsmarkt verbanden, stieg zwischen 2001 und 2012 von 26 % auf 61 % (vgl. EUROBAROMETER 2006: 5; 2012: 62).

² Besonders in der Erwachsenenbildung stellt Deutsch bis heute noch eine attraktive berufliche Zusatzqualifikation dar (vgl. DAFW 2006: 14; 2010: 11; 2015: 15; 2020: 17).

Lernenden an wirtschaftswissenschaftlichen Hochschulen bzw. Fakultäten³ in Regionen, die an den besonders dialektintensiven Südosten des deutschen Sprachraums⁴ grenzen, kam zu dem Ergebnis, dass hier grundsätzlich eine quantitativ nennenswerte potentielle Lernenden-Zielgruppe vorhanden sei, welche die Vermittlung grenzraumbezogener Dialektkompetenzen im Fachsprachenunterricht Deutsch als sinnvoll erachtet und die Einrichtung mindestens eines entsprechenden Sprachkurses pro befragter Institution rechtfertigt (vgl. BLAHAK 2008: 23).

3 Ausmaß und Art der Vermittlung bayernbezogener Dialektkompetenzen

Während bisherige Konzepte rezeptiver Varietätenkompetenz von muttersprachlich heterogenen Lernenden-Gruppen ausgingen, die sich innerhalb eines bestimmten Mundartareals mit den lokalen Dialekten beschäftigen, hat man es in Pilsen mit einer muttersprachlich homogenen Lernenden-Gruppe zu tun, die sich Dialektkompetenzen außerhalb der DACH-Länder aneignet. Diese neue Unterrichtskonstellation hat Auswirkungen auf das Lehrkonzept: Im Unterschied zur („use oriented“) Diglossie der Schweiz lässt sich der alltägliche Sprachgebrauch in Süd- und Mitteldeutschland sowie in Österreich als („user oriented“) Diaglossie beschreiben (vgl. DURRELL 1998), die durch ein sprachliches Kontinuum des Varietätenraums bestimmt wird (vgl. STUDER 2002). Nach dem von BABLER/SPIEKERMANN (2001) entworfenen Modell regionaler Varietäten unterscheidet man (1) räumlich eng begrenzte Dialekte von geringer kommunikativer Reichweite, (2) auf Dialekten basierende Regionalsprachen, die dialektale Spezifika zugunsten standardsprachlicher Formen abgebaut haben, weiter (3) großräumiger verbreitete Regionalstandards mit großer Variation meist dialektalen Ursprungs, und schließlich (4) die drei nationalen Standardvarietäten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Die Übergänge innerhalb dieser mehrstufigen Polyglossie sind fließend.

Wie die Variationslinguistik festgestellt hat, tendieren die kleinräumig verteilten Dialektmerkmale in Bayern seit einiger Zeit im Zuge verschiedener Ab- und Umbauprozesse innerhalb des Substandards dazu, durch prestigebesetzte, großräumiger verbreitete Merkmale ersetzt zu werden (vgl. REIFFENSTEIN 1997: 393). Vor diesem Hintergrund ließ sich davon ausgehen, dass Absolventinnen und Absolventen der Pilsner *Bayernstudien* auch im dialektintensiven Freistaat bei

³ Die Erhebungen fanden an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Westböhmischen Universität Plzeň/Pilsen (Tschechien), an der Wirtschaftsuniversität Bratislava/Pressburg (Slowakei) und an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Maribor/Marburg a. d. Drau (Slowenien) statt.

⁴ In einer 2008 vom Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführten Umfrage z. B. betonten 45% der in Bayern Befragten, „eigentlich immer“ Dialekt zu sprechen (ALLENSBACHER BERICHTE 2008: 5).

der beruflichen Kommunikation kaum mit Basisdialekten konfrontiert werden dürften. Im methodisch-didaktischen Konzept der rezeptiven Varietätenkompetenz wurde folglich von Zielvarietäten innerhalb der Regionalsprachen ausgegangen, die in den drei oberdeutschen Dialektarealen verbreitet sind, die in Bayern aufeinandertreffen: die (nord- und mittel)bairischen, (ober- und unter)ostfränkischen sowie alemanischen (ostschwäbischen) Mundarten.

Hinsichtlich der sprachlichen Teilfertigkeiten, die im Vordergrund stehen sollten, stimmen die Ergebnisse der standardisierten Befragungen von BABLER/SPIEKERMANN (2001) und BLAHAK (2008: 33-34) überein: Das Hörverstehen wurde als am wichtigsten bewertet, gefolgt vom mündlichen Ausdruck, dem Leseverstehen und der Schreibfertigkeit. Diesen Bedürfnissen wurde konzeptionell Rechnung getragen – auch wenn das (Mit-)Lesen verschriftlichter Hörbeispiele von Dialektproben und das Schreiben als Lern- und Gedächtnisstütze für den Unterricht unerlässlich bleiben. Eine aktive Verwendung des Dialekts war von vornherein nicht das Ziel der Pilsner Dialektagogik.⁵ Im Zusammenspiel mit anderen, berufssprachlich ausgerichteten DaF-Modulen lässt sich das Unterrichtskonzept vielmehr – in Erweiterung eines von Thomas STUDER (2003: 113) formulierten didaktischen Grundprinzips – mit den Schlagworten *Dialekt verstehen – auf Hochdeutsch reagieren – fachsprachlich agieren* auf den Punkt bringen.

4 Das methodisch-didaktische Konzept

4.1 Nutzung der inneren zum Ausbau der äußeren Mehrsprachigkeit tschechischer DaF-Lernender

Das in Pilsen entwickelte methodisch-didaktische Konzept fußt (1) auf den Ergebnissen der Debatte um den Umgang mit der mundartlichen Prägung von Kindern in deutschen Grundschulen und (2) auf den Befunden der Kontaktlinguistik zum deutschen Lehnwortschatz in den Nonstandardvarietäten des Tschechischen. Punkt (1) bezieht sich auf den aktuellen Stand eines bildungspolitischen Diskurses, der in den 1960er und 1970er Jahren als ‚Sprachbarrierendiskussion‘ begonnen hatte. Damals war die dialektal-primärsprachliche Prägung von Grundschülerinnen und -schülern in den Bildungswissenschaften – in Verkürzung der Bernstein’schen Defizithypothese – als Bildungshemmnis beurteilt worden (vgl. Hochholzer ²2015: 83-84). Bis in die frühen 1990er

⁵ Der Terminus bezeichnet „die Disziplin der Lehre bzw. Vermittlung sprachlicher Kompetenzen bezüglich von Dialekten bzw. dialektnahen Varietäten (des Deutschen) im Rahmen des Fremdsprachenunterrichts“ (BLAHAK 2009a: 199).

Jahre erschien eine Anzahl fehlerlinguistischer Studien,⁶ die (jeweils mit Blick auf einzelne deutsche Dialektareale) den mundartbedingten Normabweichungen von Grundschulkindern im Schriftdeutschen mit quasi therapeutischen Maßnahmen begegnen sollten.

In den folgenden Jahrzehnten kam es in dieser Hinsicht allerdings zu einem fundamentalen Umdenken, indem immer deutlicher der Wert der ‚inneren Mehrsprachigkeit‘ und die Aufgabe der Schule, diese zu fördern, herausgestrichen wurden. Die innere lässt sich von der äußeren Mehrsprachigkeit wie folgt unterscheiden:

„Die ‚innere‘ Mehrsprachigkeit besteht im Gebrauch und [in] der Kenntnis verschiedener Varietäten einer Sprache, z. B. von Mundart und Hochsprache; die ‚äußere‘ Mehrsprachigkeit besteht im Gebrauch und [in] der Kenntnis von verschiedenen Sprachen, z. B. von Deutsch und Italienisch [...]“ (EGGER 1994: 115).

Letztlich hat sich heute in den Bildungswissenschaften das „Konzept der inneren Mehrsprachigkeit als tragfähiges Fundament für einen zeitgemäßen schulischen und privaten Umgang mit Sprache“ durchgesetzt. Es zielt auf die Förderung der Fähigkeit ab, „innerhalb seiner eigenen Muttersprache zwischen Dialekt und Standard, zwischen Fach- und Umgangssprache, zwischen lockerem und sachlichem Stil wechseln zu können“ (Hochholzer ²2015: 81). In diesem Zusammenhang wird auch betont, dass der bewusste Umgang mit der eigenen Sprache auch „eine wichtige Voraussetzung für das Erlernen von Fremdsprachen“ (Hochholzer ²2015: 81) und damit für den Ausbau der äußeren Mehrsprachigkeit sei. Die Vermittlung der deutschen Standardsprache bleibt weiterhin eine zentrale Aufgabe der Schule – allerdings ohne dabei den Dialekt, die Varietät primärsprachlicher Sozialisierung, zu verdrängen. Die Unterrichtspraxis eines zeitgemäßen Deutschunterrichts orientiert sich demnach, wie KLOTZ/SIEBER (1993: 8) schon vor 30 Jahren gefordert hatten, „an den Sprachbenützern, also an dem, was diese selbst nutzen, an dem, was ausbaufähig ist.“

Diese neue Grundüberzeugung hat sich mittlerweile auch in den schulischen Deutschcurricula etabliert. Das bayerische Kultusministerium etwa verpflichtet die Schulen im Freistaat dazu, die Dialektlandschaften Bayerns in einem von Language Awareness bestimmten sprachsensiblen Deutschunterricht zum Thema zu machen. Amtlicher Ausdruck dieses Trends zur schulischen Pflege der inneren Mehrsprachigkeit ist ein 2006 vom Kultusministerium in Auftrag gegebener Leitfaden für den Umgang mit Dialekten im Unterricht, der, begleitet durch zwei DVDs und vielfältige Unterrichtsmaterialien, seit 2015 in erweiterter Neuauflage vorliegt (RUCH ²2015). 2019

⁶ Hier sind v. a. die *Sprachhefte für den Deutschunterricht* der Reihe *Dialekt/Hochsprache – kontrastiv* zu nennen: HASSELBERG/WEGERA (1976), AMMON/LOEWER (1977), BESCH/LÖFFLER (1977), NIEBAUM (1977), ZEHETNER (1977), KLEIN/MATTHEIER/MICKARTZ (1978), HENN (1980) und STELLMACHER (1981).

gab das Ministerium zudem, ebenfalls für den schulischen Gebrauch, die Handreichung *MundART WERTvoll* (MUNDART 2019) heraus.

Gestützt auf die inzwischen reichhaltige Forschungsliteratur, die sich mit der Bedeutung der inneren Mehrsprachigkeit für den Ausbau einer äußeren Mehrsprachigkeit beschäftigt (u. a. NEULAND/HOCHHOLZER 2006; BERTHELE 2008; HOCHHOLZER 2008; 2009; 2013; ²2015), geht das im Folgenden skizzierte methodisch-didaktische Verfahren davon aus, dass die gewonnenen Erkenntnisse neben dem Deutschen grundsätzlich auch für jede andere Sprache mit einer mehrstufig-dia glossischen Varietätenlandschaft gelten. Dies ist in Tschechien zumindest regional der Fall, wo dialektale⁷ sowie (städtische) soziolektale Sprachlandschaften⁸ existieren und unterhalb der Standardebene (regional gefärbte) Umgangssprachen (*obecná čeština*, *hovorová čeština*) gesprochen werden. In diesen Nonstandardvarietäten – und hier kommt die eingangs des Kapitels genannte Kontaktlinguistik ins Spiel – hat sich im Lauf der Jahrhunderte ein aus dem Deutschen übernommener Lehnwortschatz etabliert, der – v. a. im lautlichen, punktuell auch im morphologischen Bereich – eine deutlich erkennbare oberdeutsche, z. T. dezidiert bairisch-österreichische Prägung besitzt.⁹ Dies mag tschechischen Sprachbenutzerinnen und -benutzern im Einzelnen nicht bewusst sein; entscheidend ist jedoch, dass dieser aktiv verwendete Lehnwortschatz ein Teil ihrer alltäglich verwendeten inneren Mehrsprachigkeit ist, auf den beim Aufbau einer bayernbezogenen rezeptiven Varietätenkompetenz zurückgegriffen werden kann.

4.2 Der oberdeutsche Lehnwortschatz im Tschechischen als Grundlage der Bewältigung der phonetischen Distanz zwischen Mundart und Standardsprache

Dass der Vokalismus den auffälligsten Differenzbereich zwischen Dialekt und Standardsprache darstellt, gehört zum festen Wissensbestand der Dialektologie (vgl. z. B. WEGERA 1983: 1478). Diese „phonetische Distanz“ (HERRGEN 2001) zur Hochsprache gilt es im Rahmen der DaF-Dialektagogik zu überwinden. Das Pilsner Konzept sieht daher – schrittweise vom Wort zum Satz zum Text vorrückend – die Vermittlung einfacher ‚Transformationsregeln‘ vor, die einerseits die Nähe des Dialekts zur Standardsprache aufzeigen und andererseits bei den Lernenden das

⁷ So z. B. Hanakisch, Schlesisch, Walachisch oder Lachisch.

⁸ Beispielsweise Relikte der ehemaligen Pilsner Stadtsprache und des Brünner Soziolekts *Hantec*.

⁹ Der in städtischen Umgangssprachen und Soziolekten vorhandene und z. T. noch lebendige Lehnwortschatz oberdeutscher Prägung, der in Glossaren und Wörterbüchern dokumentiert vorliegt (NOVÁČEK 1929; DVORNÍK/KOPŘIVA 2000; JAKLOVÁ/KOZÁK 2016; HAJŠMAN 2017; ²2022), wurde bereits in Hinblick auf Lexik, Phonetik und Morphologie analysiert (vgl. BLAHAK 2009b; 2019a-b). Allgemein zum oberdeutschen Lehngut im Tschechischen s. bes. NEWERKLA (²2011: 312-343, 392-408).

Empfinden des Dialekts als zusätzliche Fremdsprache abschwächen (vgl. FEUZ 2001: 6; BLAHAK 2008: 35).

In der ersten Phase des Unterrichts wird demnach zunächst mithilfe des genannten Lehnwortschatzes der Reihe nach in gesamtberdeutsche Lautungsphänomene eingeführt (*e*-Synkope, *e*-Apokope, Entrundung, Konsonantenschwächung). Hierzu werden Gruppen oberdeutscher Lehnwörter, die im tschechischen Nonstandard präsent sind und jeweils das gleiche dialektale Lautungsphänomen aufweisen, den Lernenden kompakt präsentiert. Der zugehörige Arbeitsauftrag lautet, zunächst im Tschechischen das standardsprachliche Äquivalent des umgangssprachlichen Lehnwortes zu nennen und dieses dann ins Standarddeutsche zu übersetzen bzw. festzustellen, auf welches standarddeutsche Wort die Entlehnung zurückgeht. Im nächsten Schritt identifizieren die Lernenden den lautlichen Unterschied zwischen dem dialektal geprägten Lehnwort und der standarddeutschen Entsprechung und leiten davon eine Transformationsregel ‚oberdeutsch > standarddeutsch‘ ab. Danach können die Lernenden relativ leicht eine Anzahl von Dialektwörtern, die das eben identifizierte phonetische Merkmal aufweisen, ins Standarddeutsche übertragen. Auf diese Weise machen die Lernenden die Erfahrung, gewisse Regeln oberdeutsch-dialektaler Lautung bereits ungesteuert mit dem (Lehn-)Wortschatz der eigenen Muttersprache erworben zu haben, was dazu beiträgt, Berührungängste bezüglich des Dialekts abzubauen. Dieses induktive Verfahren sei an zwei Beispielen demonstriert, anhand derer die oberdeutsche *e*-Synkope im Präfix *ge*-¹⁰ sowie die oberdeutsche Entrundung¹¹ von stdt. *ü* (< mhd. *ü*) eingeführt werden:

Arbeitsauftrag

- Die im Folgenden angegebenen Lehnwörter im (reg. ugs.) Tschechischen stammen aus den bairisch-österreichischen Dialekten.
 - Finden Sie das tschechische Standard-Äquivalent.
 - Übersetzen Sie das Lehnwort ins Standarddeutsche.
 - Bestimmen Sie den lautlichen Unterschied Lehnwort – Standarddeutsch.
 - Formulieren Sie eine passende Transformationsregel.

<i>ksicht</i>	[tsch. <i>grimasa, úšklebek</i>]	< dt. <i>Gesicht</i>
<i>kšeft</i>	[tsch. <i>obchod, podnikání</i>]	< dt. <i>Geschäft</i>
<i>ksindl</i>	[tsch. <i>lůza, chátra</i>]	< dt. <i>Gesindel</i>
<i>kštelt</i>	[tsch. <i>vzhled</i>]	< dt. <i>Aussehen</i> (von <i>Gestell, Gestalt</i>)

¹⁰ Zu ihrer Verbreitung im oberdeutschen und im angrenzenden mitteldeutschen Sprachraum vgl. ZEHETNER (1985: 99), MERKLE (⁶1996: 56-57), SCHUSTER/SCHIKOLA (1984: 148), KALAU (1984: 82), FREY (1975: 136-141) und EICHHOFF (2000: K. 4-73).

¹¹ Zu ihrer Verbreitung im Großteil des oberdeutschen Sprachraums sowie in angrenzenden mitteldeutschen Dialektarealen s. KÖNIG (¹⁶2007: 148).

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

kevalt [tsch. *spěch*]

< dt. *Eile* (von *Gewalt*)

Transformationsregel: oberdeutsche *e*-Synkope – Ausfall von [ə] im unbetonten Präfix *ge-*

Sagen Sie nun ...

- standarddeutsch: *graucht, as Gwea, gvundat, as Gwand, gmeakt, as Gricht, ...*
- oberdeutsch (bairisch): *gejodelt, das Geschirr, gelesen, gemacht, gesessen, ...*

curyke [tsch. *zřět, zřátky*]

< dt. *zurück*

kybel [tsch. *kebelik, vědro*]

< dt. *Kübel*

klika [tsch. *štěstí*]

< dt. *Glück*

pintlich [tsch. *přesný*]

< dt. *pünktlich*

pixla [tsch. *plechovka*]

< dt. *(Blech-)Büchse*

Transformationsregel: oberdeutsche Entrundung von stdt. *ü* [ʏ] (< mhd. *ü*) zu *i* [ɪ]

Sagen Sie nun ...

- standarddeutsch: *da Schlissl, kimman, schittn, ...*
- oberdeutsch (bairisch): *das Stück, die Schüssel, die Hütten (Pl.), füttern, ...*

Sich anschließende Vertiefungsübungen sehen dann wie folgt aus:

Arbeitsauftrag

- *Entscheiden Sie durch Einordnung in die folgende Tabelle, ob bei der oberdeutschen Form der folgenden standarddeutschen Wörter*
 - *eine e-Synkope im Präfix ge-/be- vorliegt oder nicht bzw.*
 - *(vor Plosiven) ein völliger Präfix-Ausfall erfolgt oder nicht.*
- *Versuchen Sie die standarddeutschen Wörter dann oberdeutsch (bairisch) wiederzugeben.*

getrunken, gesessen, gemerkt, geparkt, Bettler, gegessen, besser, gefährlich, gesund, gescheit, Besuch, Berg, besonders, gelogen, gezogen, weggegangen, gestern, bescheißen, gesund, gebissen, Berlin, gebellt, gelacht, gefragt, gelesen, Gericht, behandeln, gern		
keine <i>e</i> -Synkope	<i>e</i> -Synkope	Präfix-Ausfall
Bettler (Bettla) besser (bessa) Berg (Beag) gern (gean) ...	gesessen (gessn) gemerkt (gmeakt) Gericht (Gricht) gefährlich (gfealich) gesund (gsund) ...	getrunken (drunga) geparkt (parkt) gegessen (gessn) gezogen (zong) ...

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

- Übertragen Sie die folgenden bairischen Sätze ins Standarddeutsche.

- (e-Synkope) 1. I hòb nix davo gwusst.
2. Dei Bua is gsund und gscheid.
3. Sie hòd glòcht und is glei weggònga.

...

- (Entrundung) 1. D Bixn, Schlissl und Leffl leichtn im Finstan.
2. Mei neia, scheena Beidl wòa teia.
3. Lesch-s Feia aus, dann werd-s gmiatlich!

...

Konfrontiert man die Lernenden in einer zweiten Phase mit den Spezifika der bairischen Mundarten, so kann man zumindest noch bei einem gesamtbairischen Merkmal, der sog. ‚a-Verdampfung‘,¹² auf das eingangs geschilderte Kontrastverfahren auf Grundlage des oberdeutschen Lehnwortschatzes zurückgreifen:

<i>fotr</i>	[tsch. <i>otec</i>]	< dt. <i>Vater</i>
<i>švorc</i>	[tsch. <i>bez peněz</i>]	< dt. <i>ohne Geld</i> (von <i>schwarz</i>)
<i>foch</i>	[tsch. <i>polička, obchod</i>]	< dt. <i>Fach</i>
<i>forbonta</i>	[tsch. <i>přední, na řadě</i>]	< dt. <i>vorn, an der Reihe</i> (von <i>Vorband</i>)
<i>knop</i>	[tsch. <i>úzký</i>]	< dt. <i>eng, schmal</i> (von <i>knapp</i>)

Transformationsregel: o-haltiges a in Wörtern germanischen Ursprungs (‚a-Verdampfung‘) – stdt. a (< mhd. a) wird bairisch zu o [ɔ]

Sagen Sie nun ...

- standarddeutsch: *wàs, d Gòns, d Nòcht, gmòcht, glòssn, ...*
- bairisch: *das Land, das Bad, die Schachtel, Hans, lachen, nass, ...*

4.3 Vertiefung bairischer Spezifika auf oberdeutsch-rezeptiver Grundlage

Anspruchsvoller, bereits auf dem Lernfortschritt hinsichtlich oberdeutscher Merkmale aufbauend, ist die Begegnung mit den Diphthongen der bairischen Mundarten (Phase 3), anhand derer nun

¹² Zu ihrer Verbreitung im bairischen Sprachraum s. ZEHETNER (1985: 29-31) und REITMAJER (1979: 126).

auch die nord- von den mittelbairischen Dialekten unterschieden werden. Da diese Zwielaute nicht in das an Diphthongen arme Tschechische entlehnt wurden, müssen die Unterschiede (unter Rückbezug auf das Mittelhochdeutsche) zunächst schlichtweg präsentiert werden. Die folgenden vertiefenden rezeptiven Übungen sind allerdings analog zu den bereits oben beschriebenen konzipiert bzw. variieren diese. Demonstriert sei dies am Beispiel des mittelbairischen Kennlauts *oa* und seines ‚gestürzten‘ nordbairischen Pendant *oi*.¹³

Transformationsregel: Stdt. *ei* [aɪ] (< mhd. *ei*) wird mittelbairisch zu *oa* [o:ɐ̯], nordbairisch ‚gestürzt‘ zu *oi* [ɔɥ] (außer in einsilbigen Wörtern).

stdt. *die Steine* (Pl.) > mittelbair. *d Schtoana* – nordbair. *d Schtoina*

stdt. *die Leiter* > mittelbair. *d Loata* – nordbair. *d Loita*

stdt. *der Meister* > mittelbair. *da Moasta* – nordbair. *da Moista*

Sagen Sie nun ...

- standarddeutsch: *koana/koina, d Oachl/Oichl, moana/moina, ...*
- mittel-/nordbairisch: *beizen, kleiner, weinen, einer, Zeiger, ...*

Weiterführende Übungen dienen der Sensibilisierung für unterschiedliche standarddeutsche Lautverbindungen, die der Laut *oa* in den mittelbairischen Dialekten repräsentieren kann:

Arbeitsauftrag

- *Entscheiden Sie durch Ankreuzen, welchen standarddeutschen Lautverbindungen der Diphthong *oa* [o:ɐ̯] in den folgenden (mittel)bairischen Wörtern jeweils entspricht: Handelt es sich um*
 - *stdt. *ei* (< mhd. *ei*)?*
 - *stdt. *ar* (*a, aa, ah* + vokalisiertes *r*)?*
 - *oder stdt. *or* (*o, oh* + vokalisiertes *r*)?**In einigen Fällen sind aufgrund von Homophonie zwei Lösungen möglich.*

¹³ Zu Beschreibung und Verbreitung der nordbairischen gestürzten Diphthonge s. BILLS-BAUMANN (1995) und ROWLEY (2000: 13-16).

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

- Übertragen Sie die Wörter anschließend ins Standarddeutsche (letzte Spalte).

mbair. <i>oa</i>	> stdt. <i>ei</i>	> stdt. <i>ar</i>	> stdt. <i>or</i>	stdt. Äquivalent
Soang			x	Sorgen
kloa	X	x		klein – klar
valoan			x	verloren
hoafn	X			heißen – heißen (Adj. Pl.)
Schtoa	X			Stein
...				

Ein weiterer, sprachanalytisch anspruchsvoller Arbeitsauftrag verlangt den Lernenden ab, mithilfe von Nachschlagewerken herauszufinden, ob hyperkorrekt für jedes stdt. *ei* gesetzte *oa*-Diphthonge auf mhd. *ei* (> bair. *oa*) oder aber auf mhd. *i* (> bair. *ei*) zurückgehen, und zu entscheiden, wo ggf. Korrekturen anzubringen sind:

Arbeitsauftrag

- Bei der Übertragung der folgenden standarddeutschen Sätze ins Mittelbairische wurden versehentlich alle *ei*-Diphthonge pauschal als *oa* wiedergegeben.
- Recherchieren Sie im Online-Wörterbuch *Glosbe* unter <https://de.glosbe.com/de/gmb> die mittelhochdeutsche Form der einzelnen Wörter und überprüfen Sie, wo dem standarddeutschen *ei* mhd. *i* (> bair. *ei*) oder mhd. *ei* (> bair. *oa*) zugrunde liegt.
- Schreiben Sie dann den bairischen Satz neu und korrigieren Sie die fehlerhaften *oa*-Diphthonge zu *ei*.

stdt.: Mein Weib weint, weil es meint, deine zwei weißen Scheißgeißeln beißen es gleich.¹⁴

bair.: Moa Woa woant, woa-s moant, doane zwoa woafn Schooaßgoaßn booafn-s gloa.

Korr.: Mei Wei woant, wei-s moant, deine zwoa weißn Scheißgoaßn beißn-s glei.

stdt.: Zwei reiche Schneider heizen daheim mit Eichenscheiten, damit es heiß wird.

bair.: Zwoa roache Schnoada hoazn dahoam mit Oachschooatln, doss-s hoafn werd.

Korr.: ...

¹⁴ Der Beispielsatz wurde aus MERKLE (©1996: 11) übernommen.

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

Ein anderes, den mittelbairischen Sprachraum prägendes Lautungsmerkmal ist die sog. ‚/Vokalisierung‘,¹⁵ die bei Nicht-Dialektsprechern Verständnisschwierigkeiten verursachen kann und daher rezeptiv trainiert werden muss. Auch hier hat sich nach einer tabellarischen Übersicht über die verschiedenen Vokalisierungsprodukte (Diphthonge) eine Reihe abwechslungsreicher rezeptiver (und produktiver) Übungen bewährt:

Transformationsregel: Stdt. / wird nach Vokal zu *i* – Diphthonge entstehen (‚/Vokalisierung‘).

al, ol > oi: *halten > hoitn, das Gold > as Goid*

el, äl, öl > äi: *das Geld > as Gäid, wählen > wän, zwölf > zwäif*

il, ül, ul > ui: *viel > vui, fühlen > fuin, der Stuhl > da Stui*

aul, eil > ai/ei: *das Maul > as Mai, der Pfeil > da Pfei*

Sagen Sie nun ...

- standarddeutsch: *roin, as Buid, da Foita, d Käitn, d Schuidn (Pl.), ...*
Vui z vui Gfui. – In da Wäid zäid bloß as Gäid. – As Mai is voi Mei.
- mittelbairisch: *das Spiel, kalt, schnell, bald, bellen, ...*
Das alte Öl ist verfault. – Er will halt spielen. – Die Mühle mahlt Müll.

Arbeitsauftrag

- *Übertragen Sie die folgenden mittelbairischen Sätze ins Standarddeutsche.*

1. *Griaß God – i woit bloß schnäi d Muich und-s Mäi zoin.*
2. *Òm zwäiftn Abrui woin-s mi hoin.*
3. *Ohne mei Bruin bin-i iba-an Schdui gfoin.*

...

Auf diese Weise werden die Lernenden sukzessive rezeptiv mit den nord- und mittelbairischen lautlichen Besonderheiten vertraut gemacht. Ist das phonetische Inventar der altbayerischen Dialekträume erfasst und vertieft worden, dann bieten sich abschließende Übungen an, in welchen nicht nur die erworbene rezeptive Varietätenkompetenz im Sinne des Verstehens regionaler

¹⁵ Im Rahmen der ‚/Vokalisierung‘ gibt das / nach Vokal oder im Silbenauslaut nach bestimmten Konsonanten seine konsonantische Qualität auf und erfährt eine Palatalisierung, die bis hin zum Ersatz des / durch ein *i* reicht. Dieses Vokalisierungsprodukt verbindet sich mit einem vorausgehenden Vokal phonetisch zu einem Diphthong (vgl. REIN 1974: 22).

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

Varietäten unter Beweis gestellt wird, sondern auch die Fähigkeit, zwischen einzelnen Dialektgruppen zu unterscheiden:

Arbeitsauftrag

- *Entscheiden Sie durch Markierung, ob folgende Wörter eine nord- (nb), mittel- (mb) oder gesamtbairische (gb) lautliche Gestalt haben. Übertragen Sie sie dann ins Standarddeutsche.*

gräing

(nb) (mb) (gb)

d Gschicht

(nb) (mb) (gb)

koana

(nb) (mb) (gb)

da Bsuach

(nb) (mb) (gb)

houstn

(nb) (mb) (gb)

d Schtrimpf (Pl.)

(nb) (mb) (gb)

gsòcht

(nb) (mb) (gb)

as Gmäis

(nb) (mb) (gb)

da Woidrònd

(nb) (mb) (gb)

d Hòslniss (Pl.)

(nb) (mb) (gb)

Ist man an diesem Punkt angelangt, können allmählich authentische Lese- und Hörtexte als Grundlage der weiteren Dialektagogik herangezogen werden (Phase 4), z. B. Mundartlyrik, im Dialekt konzipierte Werbung oder Mundartpins auf Pinterest:

Arbeitsauftrag

- *Übersetzen Sie das folgende bairische Mundartgedicht ins Standarddeutsche.*
- *Liegt ein nord- oder ein mittelbairischer Text vor? Begründen Sie Ihre Antwort anhand charakteristischer Lautungsmerkmale.*

näbe

graua näbe

wos-d hischaugst

graua näbe

wia-a gschweazte

muich so grau

und durch den

gä i zu dia

mei feia.

i sig koane bleame

und aa an rinnstoa net

koit is

und doch gä i

weils feia so brennt

woaßt

so schmeazhaft brennts.

(WEIGAND 1978: 101)¹⁶

- *Übersetzen Sie folgende bairische Werbung bzw. Stellenanzeige ins Standarddeutsche.*
- *Liegt jeweils ein nord- oder ein mittelbairischer Text vor? Begründen Sie Ihre Ansicht.*

¹⁶ Das Gedicht wurde unter didaktischen Gesichtspunkten leicht gekürzt, sein Schriftbild behutsam überarbeitet. Kennzeichen des Mittelbairischen: *ei* (< mhd. *ei*) > *oa* [o:ɣ], z. B. *koane* (vs. nbair. *koine*); *ie* [i:] (< mhd. *ië*) > *ia* [i:ɣ], z. B. *wia* (vs. nbair. gestürzt *wüi*); /-Vokalisierung, z. B. *koit* ‚kalt‘ (vs. nbair. *kòlt*).

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*



Abb. 1: Werbeplakat, Druckzentrum Regler, Altenstadt an der Waldnaab¹⁷

¹⁷ Kennzeichen des Nordbairischen: gestürzte Diphthonge *öi* (*d*öi**) und *ou* (*wou*), Spirantisierung von *k* (*bicht*).

Seid 14 Jahr bauma Aufzig, Drebmilfd und Elektrokachal und unsane Kundn megn uns recht sakrisch.



... bewegend, menschlich!

Und iatz brauchma für unsan Haufa a(n):

Montär(in)

de(r) zu de Leid hifohd (so um de 100 km)

Bei uns gibds:

- a Oabat wo ma denga deaf, de ned langweili wird und wo ma higlanga muaß
- an sichan Oabatsplotz (mia samma koa Gratlafirma)
- Eban, dea da zoagt wias geht, a wennsd Di no ned glei aso auskennsd
- ois Megliche zum Doa
- a Oabad, wo ma an de Wochenend und Feiadog bei da Frau odam Mo dahoam sei ko (wenn ma des mechd ... man ko oba a wos andas doa)
- Lusdig samma, Ehrlich samma, Hund samma und mia schaumä auf unsane Leid
- a guade Manschafd, de a ammoi a Gaudi ham und zammheifan

Du:

- megsd was Neis mocha, wei die des Oide akaasd
- hosd wos gleand wo ma zuapacka duad und kennst Di mim Schdrom aus
- dengsd mid und oabadsd gean aloa bei de Leid draussn
- bisd koa Stummhocka und koa Zwiedawuazn

Ha, wos sogst?

Geleck, da soidasd amoi aruaffa oda glei Deine Babiere hischigga:

Biller Aufzugdienst Rottal GmbH
Da Scheef: Christian Biller, Tel. 08533 91 848 20
Harham 1, 94094 Malching, www.aufzugdienst-rottal.de



Aufzig Trebmilfd Elektrokachal

-- Mia megn a Lehrbuam und -deandln ! --

Abb. 2: Stellenanzeige, Aufzugdienst Rottal (WINZER 2018: 37)¹⁸

¹⁸ Kennzeichen des Mittelbairischen: *ie* [i:] (< mhd. *ië*) > *ia* [i:ɐ], *mia* ‚wie‘ (vs. nbair. gestürzt *wäi*); *u* [u:] (< mhd. *uo*) > *ua* [u:ɐ], *muaß* ‚muss‘, *Buam* ‚Buben‘ (vs. nbair. gestürzt *mouß*, *Boum*); /-Vokalisierung, *ois* ‚alles‘ (vs. nbair. *òlls*).

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

- Übertragen Sie die folgenden ironischen Sprüche aus dem Dialekt ins Standarddeutsche.
- Handelt es sich jeweils um einen nord- oder einen mittelbairischen Text? Begründen Sie Ihre Ansicht.



Abb. 3: Mundartpins (PINTEREST 2023)¹⁹

5 Fazit

Was hier exemplarisch anhand gesamtöberdeutscher, nord- und mittelbairischer Lautungsmerkmale gezeigt wurde, wird in den folgenden Phasen der Pilsner Dialektmodule durch eine analoge Herangehensweise an die Besonderheiten der ostfränkischen und ostschwäbischen Dialekte komplettiert. Die Beschäftigung mit Lexik und Morphologie,²⁰ die hier aus Platzgründen nicht ausgeführt werden konnte, ist selbstredend ebenfalls Teil des Curriculums. Auch hier lassen

¹⁹ Der erste Pin weist nur gesamtbairische Merkmale auf; in den anderen Pins finden sich u. a. folgende Kennzeichen des Mittelbairischen: Negation *need* (vs. nbair. *niat*); *ie* [i:] (< mhd. *ië*) > *ia* [i:ɐ], *liab* ‚lieb‘, *wia* ‚wie‘ (vs. nbair. gestürzt *läib*, *wüi*); /-Vokalisierung, *säiba* ‚selber‘, *soi* ‚soll‘, *häifn* ‚helfen‘ (vs. nbair. *sölwa*, *soll*, *hölfm*).

²⁰ Von den morphologischen Kennzeichen des Oberdeutschen tritt zum einen das in den Stamm integrierte ‚erstarrte‘ Flexionsmorphem *-n* bei schwachen, auf *-e* endenden Feminina (vgl. ŽIRMUNSKIJ 1962: 430) im Lehnwortschatz der tschechischen Nonstandardvarietäten als *-na* auf. Zum anderen lässt sich die Übernahme des bairischen Diminutiv-Suffixes *-(er)l* nachweisen.

sich vielfach Anknüpfungspunkte an den oberdeutschen Lehnwortschatz herstellen, der Teil der tschechischen Nonstandardvarietäten ist. Sprechende Beispiele hierfür lauten u. a.:

epesní ‚fantastisch, großartig, sehr gut‘ (HAJŠMAN 2017: 40);²¹

hec ‚Spaß, Provokation, Aufforderung‘ (NEWERKLA ²2011: 397);²²

káčb ‚plötzlich, unerwartet, jäh, schnell‘ (HAJŠMAN 2017: 60);²³

klump ‚Schund‘ (HAJŠMAN 2017: 62);²⁴

bichla ‚Buch‘ (DVORNÍK/KOPŘIVA 2000: 153);

cvargl ‚Zwerg‘ (HAJŠMAN 2017: 26);

krýgl ‚Krug‘ (DVORNÍK/KOPŘIVA 2000: 52);

dózna ‚Kopf‘ (DVORNÍK/KOPŘIVA 2000: 52);

haksna ‚Bein‘ (HAJŠMAN 2017: 49);

kístna ‚Kiste‘ (NEWERKLA ²2011: 450).

Auf diese Weise wird in zwei Semestern zu jeweils vier Semesterwochenstunden rezeptiven Dialektrainings, ausgehend von der inneren Mehrsprachigkeit tschechischer Studierender in ihrer Muttersprache, ihre äußere Mehrsprachigkeit innerhalb der Fremdsprache Deutsch bezüglich der bayerisch-oberdeutschen Sprachpraxis ausgebaut. Schrittweise wird dabei von schriftlich fixierten Dialektbeispielen zunehmend zu audiovisuellen Medien übergegangen, so dass die Lernsituation sich immer stärker der authentischen Kommunikationssituation annähert. Die verfeinerte Beanspruchung der inneren zur Ausdifferenzierung der äußeren Mehrsprachigkeit führt letztlich zu einer sprach- und varietätenübergreifenden Mehrsprachigkeit, welche die Absolventen der Pilsner *Arealstudien: Bayernstudien* als prädestinierte Mittler im Rahmen einer grenzüberschreitenden bayerisch-tschechischen Zusammenarbeit ausweist.

²¹ Vgl. bair., westösterr., südwestdt. *epps* ‚etwas‘ (EBNER ²1980: 59; ZEHETNER ⁴2014: 116).

²² Vgl. bair., österr. *Hetz* ‚Spaß, Gaudi‘ (EBNER ²1980: 93; ZEHETNER ⁴2014: 184).

²³ Vgl. bair. *gáčb* ‚steil, wild/draufgängerisch, jähzornig/aufbrausend, ohne Zögern/plötzlich‘ (ZEHETNER ⁴2014: 134).

²⁴ Vgl. bair., österr. *Glump* ‚wertloses Zeug, schlechte Ware, Schund‘ (EBNER ²1980: 82; ZEHETNER ⁴2014: 153).

Literaturangaben

- ALLENSBACHER BERICHTE 2008 = Auch außerhalb von Bayern wird Bayerisch gern gehört. Allensbacher Berichte 2008 (4). https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/kurzberichte_dokumentationen/prd_08_04.pdf (Zugriff: 2.11.2023)
- AMMON/LOEWER 1977 = Ulrich Ammon/Uwe Loewer: Schwäbisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 4). Düsseldorf
- BÄR 2021 = Markus Bär: „Dialekte waren das Schwierigste“; in: Augsburgener Allgemeine Zeitung, 21.7.2021, 12
- BABLER/SPIEKERMANN 2001 = Harald Babler/Helmut Spiekermann: Dialekte und Standardsprache im DaF-Unterricht. Wie Schüler urteilen – wie Lehrer urteilen; in: Linguistik online 9 (2). <https://bop.uni-be.ch/linguistik-online/article/view/966/1622> (Zugriff: 2.11.2023)
- BERTHELE 2008 = Raphael Berthele: Dialekt-Standard Situationen als embryonale Mehrsprachigkeit. Erkenntnisse zum interlingualen Potenzial des Provinzlerdaseins; in: Sociolinguistica 22 (1), 87-107.
- BESCH/LÖFFLER 1977 = Werner Besch/Heinrich Löffler: Alemannisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 3). Düsseldorf
- BILLS-BAUMANN 1995 = Lynne Bills-Baumann: The Flipped Diphthongs of Upper Palatinate German as recorded by Franz Xaver von Schönwerth. Stuttgart
- BLAHAK 2008 = Boris Blahak: Zur Thematisierung regionaler Sprachvarietäten im Fachsprachen-Unterricht Deutsch in Regionen südöstlich des deutschen Sprachraumes; in: Blahak, Boris/Piber, Clemens (Hg.): Deutsch als fachbezogene Fremdsprache in Grenzregionen. Bratislava, 19-37
- BLAHAK 2009a = Boris Blahak: Regionalsprachliche Sensibilisierung im hochschulischen Unterricht Deutsch als fachbezogene Fremdsprache. Konturen einer rezeptiv ausgerichteten ‚Dialektagogik‘ in Tschechien; in: Ferstl, Christian (Hg.): „Dem Dorfschullehrer sein neues Latein ...“ – Beiträge zu Stellenwert und Bedeutung des Dialekts in Erziehung, Unterricht und Wissenschaft (Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2008). Regensburg, 192-209
- BLAHAK 2009b = Boris Blahak: „Štatl, šochtla, švigrfotr“ – Multimediale Reanimierungsversuche des bairisch gefärbten Brünner Stadtjargons *Hantec*; in: Kanz, Ulrich/Wildfeuer, Alfred/Zehetner, Ludwig (Hg.): Mundart und Medien. Beiträge zum 3. dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald, Walderbach, Mai 2008 (Regensburger Dialektforum 16). Regensburg, 41-60
- BLAHAK 2019a = Boris Blahak: Der König von Kénik. Oberdeutsche Dialektismen in Orts-, Viertel-, Flur-, Gebäude- und Gewässernamen im Wortschatz des Brünner Soziolekts *Hantec*; in: Ferstl, Christian/ Kanz, Ulrich/Kaspar, Peter/Zehetner, Ludwig (Hg.): Dialekt • Namen. Mundart im Kontext der Onomastik. Beiträge zum 7. Dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald. Hetzenbach, 28. bis 30. April 2017 (Regensburger Dialektforum 23). Regensburg, 12-50
- BLAHAK 2019b = Boris Blahak: ‚Pilsnerisch‘ reden. Dokumentation, Popularisierung und Inszenierung einer städtischen Umgangssprache als ‚lieu de mémoire‘; in: Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik 33 (1), 21-36

Blahak: *Wie bringt man das Bairische zurück nach Böhmen?*

- BLAHAK 2021 = Boris Blahak: Bayern als Lernziel. *Bayernstudien* als neues Modell anwendungsbezogener, interdisziplinärer *Area Studies* in der tschechischen Hochschulgermanistik; in: Blahak, Boris (Hg.): Bayerisch-tschechische Beziehungen: Kultur – Sprache – Gesellschaft | Česko-bavorské vztahy: kultura – jazyk – společnost. Berlin, 11-30
- BLAHAK 2022 = Boris Blahak: Bairisch verstehen – auf Hochdeutsch reagieren. Strategien zum Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz für (tschechische) DaF-Lerner; in: Hejhalová, Věra/Šemelík, Martin (Hg.): Acta Universitatis Carolinae. Philologica 3/2022. Praha, 41-65
- DAFW 2006 = Deutsch als Fremdsprache weltweit. Datenerhebung 2005. Berlin/Bonn/Köln/München. <https://www.goethe.de/resources/files/pdf19/1459127-STANDARD1.pdf> (Zugriff: 2.11.2023)
- DAFW 2010 = Die deutsche Sprache in der Welt. Statistische Erhebung 2010. Berlin/Bonn/Köln/München. <https://www.goethe.de/resources/files/pdf19/5759818-STANDARD.pdf> (Zugriff: 2.11.2023)
- DAFW 2015 = Deutsch als Fremdsprache weltweit. Datenerhebung 2015. Berlin. <https://static.dw.com/downloads/29827615/statistik-2015-deutschlerner-weltweit.pdf> (Zugriff: 2.11.2023)
- DAFW 2020 = Deutsch als Fremdsprache weltweit. Datenerhebung 2020. Berlin. <https://www.auswaerigesamt.de/blob/2344738/b2a4e47fdb9e8e2739bab2565f8fe7c2/deutsch-als-fremdsprache-data.pdf> (Zugriff: 2.11.2023)
- DURRELL 1998 = Martin Durrell: Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen; in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 17-30
- DVORNÍK/KOPŘIVA 2000 = Petr Dvorník/Pavel Kopřiva: Velký slovník hantecu. Brno
- EBNER ²1980 = Jakob Ebner: Duden. Wie sagt man in Österreich? Wörterbuch der österreichischen Besonderheiten. Mannheim u. a.
- EGGER 1994 = Kurt Egger: Die Mehrsprachigkeit unserer Kinder; in: Lanthaler, Franz (Hg.): Dialekt und Mehrsprachigkeit. Dialetto e plurilinguismo. Beiträge eines internationalen Symposiums. Meran, 115-136
- EICHHOFF 2000 = Jürgen Eichhoff: Wortatlas der deutschen Umgangssprache. Bd. 4. Bern u. a.
- EMPFEHLUNGEN 2006 = Empfehlungen zu den Regionalstudien (area studies) in den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Mainz. https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/7381-06.pdf?__blob=publicationFile&v=1 (Zugriff: 2.11.2023)
- EUROBAROMETER 2006 = Europeans and their languages. Summary. Special Eurobarometer 243. Wave 64.3. <https://paperzz.com/doc/8357832/europeans-and-their-languages---european-commission> (Zugriff: 2.11.2023)
- EUROBAROMETER 2012 = Europeans and their languages. Report. Special Eurobarometer 386. Wave EB77.1. https://nellip.pixel-online.org/files/publications_PLL/19_Languages%20for%20Europe.pdf (Zugriff: 2.11.2023)
- FEUZ 2001 = Barbara Feuz: Dialektale Varietät als Fremdsprache unterrichten. Ein Erfahrungsbericht; in: Linguistik online 9 (2). http://www.linguistik-online.de/9_01/Feuz.html (Zugriff: 2.11.2023)

- FREY 1975 = Eberhard Frey: Stuttgarter Schwäbisch. Laut- und Formenlehre eines Stuttgarter Idiolekts (Deutsche Dialektographie 101). Marburg
- HAIŠMAN (2017) = Jan Haišman: Plzeňsko-český slovník. Pročpa tudlecto říkáme. Plzeň
- HAIŠMAN (2022) = Jan Haišman: Plzeňsko-český slovník. Pročpa tudlecto říkáme. Plzeň
- HASSELBERG/WEGERA 1976 = Joachim Hasselberg/Klaus-Peter Wegera: Hessisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 1). Düsseldorf
- HENN 1980 = Beate Henn: Pfälzisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 7). Düsseldorf
- HERRGEN 2001 = Joachim Herrgen et al.: Dialektalität als phonetische Distanz. Ein Verfahren zur Messung standarddivergenter Sprechformen (Manuskript). Marburg
- HOCHHOLZER 2008 = Rupert Hochholzer: Die innere Mehrsprachigkeit. Varietäten und Dialekte fördern die Entwicklung des Sprachbewusstseins; in: Deutschmagazin 5 (4), 21-26
- HOCHHOLZER 2009 = Rupert Hochholzer: Innere Mehrsprachigkeit; in: Ferstl, Christian (Hg.): „Dem Dorfschullehrer sein neues Latein ...“ – Beiträge zu Stellenwert und Bedeutung des Dialekts in Erziehung, Unterricht und Wissenschaft (Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2008). Regensburg, 49-59
- HOCHHOLZER 2013 = Rupert Hochholzer: Überlegungen zur Bewertung von innerer und äußerer Mehrsprachigkeit; in: Harnisch, Rüdiger (Hg.): Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau, September 2010. Regensburg, 45-54
- HOCHHOLZER 2015 = Rupert Hochholzer: Dialekt und Schule. Vom Nutzen der Mehrsprachigkeit; in: Ruch, Hermann (Hg.): Dialekte in Bayern. Handreichung für den Unterricht. München, 80-87
- JAKLOVÁ/KOZÁK 2016 = Klára Jaklová/Martin Kozák: Plzeňsko-český slovník. Klatovy
- KALAU 1984 = Gisela Kalau: Die Morphologie der Nürnberger Mundart. Eine kontrastive und fehleranalytische Untersuchung (Erlanger Studien 52). Erlangen
- KLEIN/MATTHEIER/MICKARTZ 1978 = Eva Klein/Klaus J. Mattheier/Heinz Mickartz: Rheinisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 6). Düsseldorf
- KLOTZ/SIEBER 1993 = Peter Klotz/Peter Sieber (Hg.): Vielerlei Deutsch. Umgang mit Sprachvarietäten in der Schule. Stuttgart/Düsseldorf
- KOHLMAIER 2019 = Hannes Kohlmaier: Dr. Servus. Boris Blahak leitet den weltweit ersten Bairisch-Studiengang in Pilsen; in: BILD. Ausgabe München, 8.7.2019, 1
- KÖNIG 2007 = Werner König: dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte. München
- MERKEL 2019 = Christina Merkel: Mia san a Studium. Die Universität Pilsen führt „Bayern-Studien“ ein, um das Verständnis für den Nachbarn zu fördern; in: Nürnberger Nachrichten, 3.7.2019, 18
- MERKLE 1996 = Ludwig Merkle: Bairische Grammatik. München
- MEYER 2020 = Natalie Meyer: Dialekte und Hightech – Studiengang „Bayern“ in Pilsen; in: Radio Praha, 23.1.2020. <https://www.radio.cz/de/rubrik/kaleidoskop/dialekte-und-hightech-studiengang-bayern-in-pilsen> (Zugriff: 2.11.2023)

- MUNDART 2019 = MundART WERTvoll. Lebendige Dialekte an bayerischen Schulen. Handreichung. Hg. v. Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus. München
- NEULAND/HOCHHOLZER 2006 = Eva Neuland/Rupert Hochholzer: Regionale Sprachvarietäten im muttersprachlichen Deutschunterricht; in: Neuland, Eva (Hg.): Variation im heutigen Deutsch: Perspektiven für den Sprachunterricht (Sprache, Kommunikation, Kultur 4). Frankfurt a. Main u. a., 175-192
- NEWERKLA ²2011 = Stefan Michael Newerkla: Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch. Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen (Schriften über Sprachen und Texte 7). Frankfurt a. Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien
- NIEBAUM 1977 = Hermann Niebaum: Westfälisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 5). Düsseldorf
- NOVÁČEK 1929 = Otakar Nováček: Brňenská plotna (Edice „ON“ 1). Brno
- PINTEREST 2023 = Mundart-Pins. Sammlung von Anna Maria Dürager. https://www.pinterest.at/adue_erger/mundart/ (Zugriff: 2.11.2023)
- REIFFENSTEIN 1997 = Ingo Reiffenstein: Dialektverfall oder Mundartrenaissance? – In Bayern und Österreich; in: Stichel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen (Institut für deutsche Sprache. Jahrbuch 1996). Berlin/New York: de Gruyter, 392-396
- REIN 1974 = Kurt Rein: Die mittelbairische Liquiden-Vokalisierung; in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 41, 21-37
- REITMAJER 1979 = Valentin Reitmayer: Der Einfluß des Dialekts auf die standardsprachlichen Leistungen von bayrischen Schülern in Vorschule, Grundschule und Gymnasium – eine empirische Untersuchung (Deutsche Dialektographie 106). Marburg
- ROWLEY 2000 = Anthony R. Rowley: Der Sturz der Diphthonge. Zwei Erklärungsmodelle für nordbairische Diphthonge aus sprachinterner und sprachexterner Sicht; in: Greule, Albrecht/Scheuerer, Franz Xaver/Zehetner, Ludwig (Hg.): Vom Sturz der Diphthonge. Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Regensburg, September 1998 (Tübinger Beiträge zur Linguistik 450). Tübingen, 13-35
- RUCH ²2015 = Hermann Ruch (Hg.): Dialekte in Bayern. Handreichung für den Unterricht. München
- SCHUSTER/SCHIKOLA 1984 = Mauritz Schuster/Hans Schikola: Sprachlehre der Wiener Mundart. Wien
- STELLMACHER 1981 = Dieter Stellmacher: Niedersächsisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 8). Düsseldorf
- STUDER 2002 = Thomas Studer: Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber ... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz; in: Linguistik online 10 (1). <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/927/1618> (Zugriff: 2.11.2023)
- STUDER 2003 = Thomas Studer: Varietäten des Deutschen verstehen lernen. Überlegungen und Beobachtungen zum universitären DaF-Unterricht; in: Häcki Suhofer, Annelies (Hg.): Spracherwerb und Lebensalter (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 83). Tübingen/Basel, 105-118

- WEGERA 1983 = Klaus-Peter Wegera, Probleme des Dialektsprechers beim Erwerb der deutschen Standardsprache; in: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Halbband 2. Berlin/New York, 1474-1492
- WEIGAND 1978 = Rodja K. Weigand: näbe; in: Hoffmann, Fernand/Berlinger, Josef (Hg.): *Die neue deutsche Mundartdichtung*. Hildesheim, 101
- WINZER 2018 = Ulrike Winzer: Machen Sie es doch mal ganz anders; in: HelfRecht. Die Zeitschrift für mittelständische Unternehmer und Führungskräfte. *Methodik* 2018 (3), 36-38. https://www.aufzugdienst-rottal.de/wp-content/uploads/2018/09/methodik-3-2018_Aufkreative-Weise-Bewerber-motivieren.pdf (Zugriff: 2.11.2023)
- ZEHETNER 1977 = Ludwig Zehetner: *Bairisch (Dialekt/Hochsprache – kontrastiv. Sprachhefte für den Deutschunterricht 2)*. Düsseldorf
- ZEHETNER 1985 = Ludwig Zehetner: *Das bairische Dialektbuch*. München
- ZEHETNER 2014 = Ludwig Zehetner: *Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern*. Regensburg
- ŽIRMUNSKIJ 1962 = Viktor M. Žirmunskij: *Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 25)*. Berlin

Tina Czada (Regensburg)

Bairisch als Bonus? Bewertung von Bairisch(gebrauch) im Kontext von Migration

1 Hintergrund und Fragestellung¹

Gibt man sich im Internet auf die Suche nach dem Thema Bairisch und Migration, so stößt man auf Titel wie „Bairische Sprachtafel für Zuwanderer“, „Bairisch für Zuagroaste“, „Ausländische Pflegekräfte: ‚Dialekt ist ein Schock für sie‘“.² Diskutiert werden großteils das Erlernen des Bairischen sowie sprachliche Barrieren in der Kommunikation mit eingewanderten Personen. Wenig thematisiert wird die Gruppe der Personen mit Einwanderungsgeschichte, die das Bairische spricht. Im folgenden Beitrag soll anlässlich des Tagungsthemas „Dialekt • unterwegs – Varietäten im Zeichen von Globalisierung und Migration“ genau diese Gruppe in den Fokus gerückt werden: Welche Erfahrungen machen Menschen aus eingewanderten Familien³ mit ihrem regionalen Dialekt?

Das Spracherleben, also „wie sich Menschen selbst und durch die Augen anderer als sprachlich Interagierende wahrnehmen“ (BUSCH 2013: 19) von Bairischsprecher/-innen mit Einwanderungsgeschichte kann als Forschungslücke innerhalb einer Forschungslücke gelten. Bezogen auf das Erleben möglicher Ungleichbehandlung sind der Autorin weder Arbeiten mit Bezug auf Dialektsprecher/-innen im Allgemeinen, Bairischsprecher/-innen, geschweige denn Bairischsprecher/-innen aus eingewanderten Familien im deutschsprachigen Raum bekannt.

Obwohl die Benachteiligung (und umgekehrt die Privilegierung) von Menschen aufgrund ihrer Sprache Realität ist, spielt das Phänomen sowohl in der internationalen Forschung (vgl. NGUYEN/HAJEK 2022: 201) als auch im deutschsprachigen Raum (vgl. MATZ/ELSPAß 2011, KÖNIG 2013, DIRIM 2010) nur eine marginale Rolle. Wird Linguizismus, also die Ungleichbehandlung aufgrund von Sprache, im deutschsprachigen Raum thematisiert, dann zumeist mit Fokus auf die Verwendung anderer Sprachen als dem Deutschen oder nicht-regionaler Akzente (vgl. DIRIM 2010, SCHROEDLER/ PURKATHOFER/ CANTONE 2022, THOMA 2018, DIRIM ET AL. 2018). Arbeiten, die sich der Diskriminierung aufgrund von Dialekt im deutschsprachigen Raum widmen, sind rar und benennen meist lediglich Einzelbeispiele von Benachteiligung (vgl.

¹ Ich bedanke mich herzlich beim Privatissimum aus Sprachlehrforschung, Sprachlernforschung und Sprachenpolitik der Universität Wien für die wertvolle Kritik zum vorliegenden Artikel.

² vgl. Google-Recherche mit den Schlagwörtern „Migration Bairisch“ am 31.10.2023.

³ Unter Menschen aus eingewanderten Familien werden im Folgenden Personen verstanden, die selbst nach Deutschland eingewandert sind sowie Personen, bei denen mind. ein Elternteil nach Deutschland eingewandert ist.

MATZ/ELSPAß 2011, KÖNIG 2013). Bezogen auf den bairischen Dialekt wird Stigmatisierung zwar in einigen Studien angedeutet oder belegt, bildet jedoch nicht das zentrale Thema der jeweiligen Forschungsarbeiten. So wird beispielsweise von Stigmatisierung des Bairischen im Bildungskontext berichtet (vgl. HELD 2014: 33, MATZ/FOLDENAUER 2015: 232). Zudem deuten Arbeiten auf eine innerbairische Sprachhierarchie hin, in der nord- und nordmittelbairische Formen eine negativere Bewertung erfahren als mittelbairische Formen (vgl. NIEHAUS 2022: 277, WELLNER 2022: 296, HINDERLING 2003: 134f.).

Die Frage nach Erfahrungen von Dialektsprecher/-innen von eingewanderten Familien wurde bisher in der Linguizismusforschung weder im Kontext Migration noch im Kontext Dialekt gestellt. Die Leitfrage des vorliegenden Artikels, „Inwiefern spielt die eigene Einwanderungsgeschichte bei der Bewertung des Bairischen durch Dritte eine Rolle?“, bildet somit in mehrfacher Hinsicht ein Forschungsdesiderat.

Eingebettet ist der vorliegende Beitrag in das Promotionsprojekt „Spracherleben von Dialektsprecher*innen aus Altbayern vor dem Hintergrund sprachlicher Ideologien, Praktiken und Strukturen“, innerhalb dessen 30 qualitative Interviews mit Bairischsprecher/-innen (Selbstbezeichnung) aus Niederbayern, Oberbayern und der Oberpfalz geführt wurden. Vier der Interviews aus dem Korpus, die Zahl der Interviewten mit Einwanderungsgeschichte, wurden für den vorliegenden Beitrag analysiert.

2 Linguizismus

SKUTNABB-KANGAS definiert das Phänomen Linguizismus erstmalig als:

Ideologies, structures, and practices which are used to legitimate, effectuate, regulate, and reproduce an unequal division of power and resources (both material and immaterial) between groups which are defined on the basis of language. (SKUTNABB-KANGAS 2000: 30).

Es handelt sich also um ein gesellschaftliches Machtverhältnis, innerhalb dessen Gruppen aufgrund ihrer Sprache Privilegien oder Nachteile erfahren. Dieses Machtverhältnis stützt sich auf die drei Aspekte Ideologien, Strukturen und Praktiken, welche sprachliche Ungleichheit legitimieren, schaffen, regulieren und reproduzieren. In der deutschsprachigen Forschung wurde das Phänomen Linguizismus bisher auf den Kontext Migration angewendet und als Subform von Rassismus klassifiziert (vgl. DIRIM 2010, THOMA 2018). Nguyen und Hajek plädieren dafür, Linguizismus breiter zu fassen, als Oberbegriff für Diskriminierung aufgrund jeglicher Art von Sprach(form),

unabhängig davon, ob diese mit Rassismus, Klasse, Region oder anderen Merkmalen in Verbindung gebracht werden (vgl. NGUYEN/HAJEK 2022: 201ff.).

Die Dreiteilung des Phänomens in Praktiken, Strukturen und Ideologien ist selbstredend theoretischer Art, denn diese Aspekte sind in der Praxis nicht klar voneinander trennbar und bedingen sich gegenseitig: Ideologien werden durch Praktiken und Strukturen sichtbar, formen diese und werden wiederum durch sie geformt. Auch zwischen Praktiken und Strukturen gibt es keine klar definierbare Grenze (vgl. SPITZMÜLLER/BUSCH/FLUBACHER 2021: 6). Aufgrund seiner Relevanz für den vorliegenden Beitrag wird der Begriff sprachliche Ideologie in einem ersten Schritt separat erklärt, während der Komplex Praktiken und Strukturen in einem zweiten Schritt gemeinsam beleuchtet wird.

2.1 Sprachideologien

Als sprachliche Ideologie definiert Silverstein erstmals „any sets of beliefs about language articulated by the users as a rationalization or justification of perceived language structure and use“ (SILVERSTEIN 1979: 193), also jegliche Glaubenssätze über Sprache, mittels derer wir wahrgenommenen Sprachgebrauch und -strukturen rationalisieren und verteidigen. Sprachideologien umfassen also nicht nur „falsche“ Vorstellungen über Sprache (vgl. SPITZMÜLLER 2022: 269). Dienen sie der Legitimierung von Linguizismus können sie aber sehr wohl als ungleichheitsproduzierend beschrieben werden. Sprachliche Ideologien sind durch die Sprachgeschichte einer Gesellschaft geformt und überliefert. Durch unsere sprachliche Sozialisierung erlernen wir diese oft unhinterfragt (vgl. MATZ/ELSPAß 2011: 9).

Als grundlegend für die Entstehung und Verbreitung von Linguizismus bezeichnet Blanchet die Ideologie der Desozialisierung und Dehumanisierung: Darunter versteht er die Überzeugung, Sprache sei ein rein kognitives Werkzeug – das vom Menschlichen und Sozialen abgekoppelt ist und rein logisch-technisch betrachtet, bewertet und verändert werden kann (vgl. BLANCHET 2016: 73f.). Die Verbindung „zwischen Sprache und Gesellschaft, zwischen Sprachpraktiken und Sprechern, zwischen sprachlichen Formen und individuellen und kollektiven Existenzformen“ (BLANCHET 2016: 73; Übersetzung durch die Autorin) wird dabei getrennt und ausgeblendet. Die direkten, menschlichen und sozialen Auswirkungen – darunter auch Diskriminierung – blieben somit oft verdeckt (vgl. BLANCHET 2016: 73).

Für die Untersuchung von Dialekt(gebrauch) im Kontext von Migration spielen insbesondere sprachethnizistische sowie standardideologische Überzeugungen eine Rolle. Als

Muttersprachenideologie wird die Überzeugung beschrieben, eine ‚Muttersprachler/-in‘¹ würde ihre Sprache mit besonderer Legitimität sprechen (vgl. CHOWCHONG 2022: 79). Der Begriff ‚Muttersprache‘ wird neben einer zugeschriebenen Sprachexpertise mit Vererbung und Loyalität verbunden. So wird erwartet, die ‚Muttersprache‘ werde stets gesprochen, als Ausdruck der nationalen oder ethnischen Zugehörigkeit. Sprache, Ethnie und Nation werden dabei gleichgesetzt (vgl. CHOWCHONG 2022: 79 ff.). Ähnlich definiert Niehaus Sprachethnizismus oder Dialektethnizismus als Ideologie einer natürlich gegebenen Zuordnung von Sprache bzw. Dialekt zu einer Ethnie oder umgekehrt der Zuordnung von Ethnie zu einer Sprache bzw. Dialekt (vgl. NIEHAUS 2022: 270). Rosa und Flores beschreiben den gleichen Mechanismus auch bei der Konstruktion einer naturgegebenen Verbindung zwischen Sprache und vermeintlicher ‚Rasse‘² (vgl. ROSA/FLORES 2017: 621). Als „raciolinguistic ideologies“ (ROSA/FLORES 2017: 623), die auf diesem Mechanismus basieren, beschreiben sie die defizitäre Sichtweise rassifizierter Sprecher/-innen – unabhängig davon, ob ihre sprachlichen Fähigkeiten denen der weißen Sprecher/-innen entsprechen.

Als Standardideologie wird die Überzeugung bezeichnet, ein Nationalstaat hätte genau eine, perfekte, homogene Sprache: eine Standardsprache. Diese Standardvarietät sei hochwertiger, korrekter und neutraler als alle anderen Varietäten einer Sprache. Andere Varietäten werden als zweitrangig klassifiziert (vgl. MAITZ/ELSPAB 2011: 9, LIPPI-GREEN 2012: 67f., WEBER 2015: 42). Primär gilt dabei die gesprochene Sprache der oberen Mittelschicht als Bezugspunkt, in Deutschland ist dies die Sprache der norddeutschen Bildungselite (vgl. MAITZ 2015: 208). Dabei ist in Deutschland nicht nur die Schriftsprache, sondern auch die gesprochene Sprache in hohem Maße standardisiert (vgl. MAITZ/ELSPAB 2013: 38f.).

GAL und IRVINE haben sich damit beschäftigt, wie sprachliche Ideologien entstehen und aufrechterhalten werden. Sie haben vier grundlegende Aspekte ideologischer Arbeit identifiziert: Differenzierungsachsen, fraktale Rekursivität, Löschung und Rhematisierung (vgl. GAL/IRVINE 2019: 19ff.). Als Differenzierungsachse bezeichnen sie ein Kontrastpaar, das sowohl einen Unterschied in der Sprache als auch in dem ihr zugeschriebenen Merkmal umfasst (vgl. GAL/IRVINE 2019: 19). Dies ist der Fall wenn beispielsweise das Bairische als ungebildet das eine Ende der Achse bildet und das Standarddeutsche als gebildet das andere Ende. Unter fraktaler Rekursivität wird die Wiederholung einer Differenzierungsachse auf einer kleineren oder größeren Ebene verstanden (vgl. GAL/IRVINE 2019: 20). Beispielsweise kann das Kontrastpaar

¹ Die Anführungszeichen verdeutlichen den Konstruktionscharakter des Konzepts ‚Muttersprache‘.

² Die Anführungszeichen verdeutlichen den Konstruktionscharakter des Konzepts ‚Rasse‘.

Standarddeutsch als gebildet vs. Bairisch als ungebildet auf eine kleinere Dimension übertragen werden, wenn nordmittelbairische Varianten weniger gebildet als standardnähere Varianten des Bairischen gelten (vgl. M.H., Pos. 38). Auf eine größere Ebene übertragen, würde dies bedeuten, das Deutsche gegenüber einer anderen nationalen Standardvarietät, z.B. der Österreichischen, als prestigeträchtiger zu platzieren (vgl. AMMON 1995: 484-499). Bairisch und Standarddeutsch würden in einem solchen Fall zum Deutschen zusammengefügt und verglichen mit einer anderen Standardvarietät als Gegenpol. Unter Löschung verstehen Gal und Irvine, dass bestimmte sprachliche Formen, Personentypen oder Aktivitäten ausgeblendet werden obwohl sie real existieren (vgl. GAL/IRVINE 2019: 20). Als Beispiel kann hierfür die Unsichtbarmachung von schwarzen Dialektsprecher*innen gelten: „[D]u kannst gar kein Bairisch sprechen [...] Des geht doch gar nich?.“ (Y.A., Pos. 68). Der Aspekt der Rhematisierung, der Zuschreibung eines gemeinsamen Merkmals zu einem Zeichen und seinem Objekt (vgl. GAL/IRVINE 2019: 203), ist im untersuchten Korpus nicht explizit vorhanden und daher für den vorliegenden Beitrag nicht relevant.

2.2 Praktiken und Strukturen

Unter Praktik wird im vorliegenden Beitrag im Sinne einer „lokalen Praxis“ (SPITZMÜLLER/FLUBACHER/BENDL 2017: 7) das (kommunikative) Handeln zwischen einzelnen Akteur*innen verstanden, das sich auf die Bewertung des Bairischen oder des Bairischgebrauchs bezieht. Dies umfasst verbale Bewertungen z.B. „S ja voll funny, dass du des [Bairische] äh sprechen kannst“ (Y.A., Pos. 62) ebenso wie nonverbale Bewertungen, z.B.: „Wenn ich jetzt mit der Person jetzt spreche, dann kommt schon so ‘n Blick“ (Y.A., Pos. 48). Bewertung kann auch über die Art und Weise, in der die bewertende Person spricht (z.B. stark überzogenes Bairisch, schwach ausgeprägter Dialekt, eine andere Varietät des Deutschen) zum Ausdruck kommen (vgl. SPITZMÜLLER 2022: 277) – dies wird im vorliegenden Beitrag jedoch nicht berücksichtigt. Gegenüber Sprache bzw. Sprachgebrauch können diverse Standpunkte eingenommen werden, z.B. wissensbezogene, deontische (etwas darf oder soll so sein) oder emotionale (vgl. SPITZMÜLLER 2022: 273f.). Chowchong unterscheidet noch differenzierter in Evaluationsperspektiven hinsichtlich des Sprachsystems, (z.B. Ästhetik oder Notwendigkeit) sowie hinsichtlich des Sprachgebrauchs, z.B. Normbezogenheit, Herkunft, Formalität, soziale Gruppe und weitere Merkmale (vgl. CHOWCHONG 2022: 128). Als lokale Praxis wird im vorliegenden Beitrag auch das soziale Handeln zwischen Akteur*innen verstanden, mittels dessen das Bairische oder der Bairischgebrauch bewertet wird, z.B. die schlechtere Bewertung von Schulleistungen. Werden

lokale Praxen durch bestimmte Institutionen wie beispielsweise Medien, Bildungseinrichtungen oder Gesetzgeber*innen institutionalisiert, können diese Praxen eher im strukturellen Bereich verortet werden.

Wird eine Sprache oder sprachliche Einheit immer wieder ähnlich bewertet, das heißt, mit denselben Merkmalen verbunden, so spricht man von Enregisterment: es bildet sich ein neues sprachliches Register heraus, das mit sozialen oder kulturellen Zuschreibungen verbunden ist (vgl. AGHA 2003: 231, JOHNSTONE 2017: 15 ff.). Das Verbinden von Sprache mit Merkmalen, also das Verweisen von einem Zeichen (z.B. Bairisch) auf einen bestimmten Kontext (z.B. witzig) wird auch als Indexikalität beschrieben (vgl. SPITZMÜLLER 2022: 192). Werden ähnliche Bewertungen also regelmäßig geäußert, so festigen sich bestimmte Zuordnungen und können eher im strukturellen Bereich verortet werden. Für das Bairische beschreibt Niehaus beispielsweise ein indexikalisches Feld, das folgende Merkmale umfasst: ursprünglich/natürlich, echt, gemütlich, vielfältig, bairischer Dialekt (als Gegensatz zum Standarddeutschen), sowie für bestimmte Varietäten des Bairischen wild/ extrem, „Bellen“, Bayerischer Wald (vgl. NIEHAUS 2022: 278). SPITZMÜLLER, FLUBACHER und BENDL bezeichnen diese übergreifenden, diskursiv verfestigten Handlungen als soziale Praktik (vgl. SPITZMÜLLER/FLUBACHER/BENDL 2017: 7ff.).

3 Metapragmatische Positionierung

Das Modell der Metapragmatischen Positionierung (vgl. SPITZMÜLLER 2022: 279) bietet ein Orientierungsraster, um das Spracherleben von Menschen vor dem Hintergrund möglicher Linguizismuserfahrungen empirisch zu analysieren. Es verbindet eine Mikroperspektive (Fokus auf Interaktionen, d.h. lokale Praxen) mit einer Makroperspektive (Fokus auf sprachliche Ideologien, d.h. soziale Praktiken) und bildet damit die vielfältigen Verwobenheiten der beiden Gegenpole ab. Im Folgenden wird das Modell mit Blick auf die Leitfrage dieses Beitrags vorgestellt: 1) Bewertungspraxen Dritter sowie die dadurch implizierte 2) Indexikalität des Bairischgebrauchs), im Modell bezeichnet als das Indizieren von Personen- und Verhaltenstypus, und 3) sprachideologische Hintergründe. Ein Beispiel aus den Interviews soll diese drei Aspekte illustrieren.

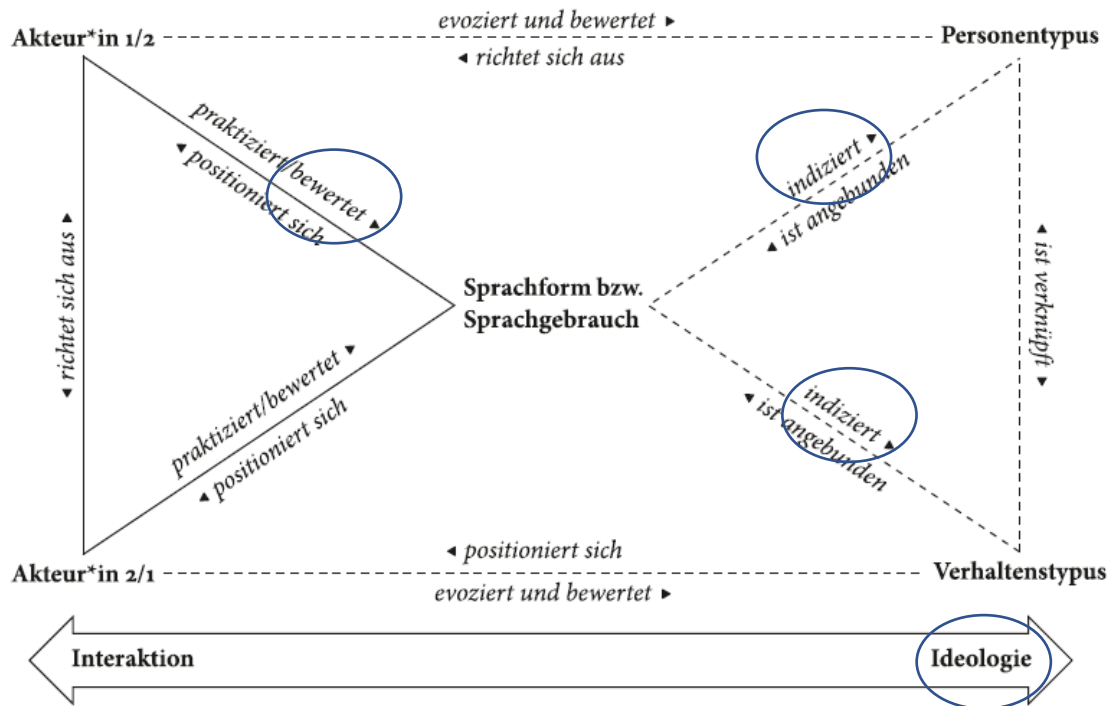


Abb. 1: Modell der Metapragmatischen Positionierung (SPITZMÜLLER 2022: 279); Hervorhebung in blau durch die Autorin

Akteurin 1 ist in diesem Falle Madeleine, ungarisch-deutsch (bzw. bairisch) aufgewachsen, Akteur 2 ihr Partner, der „need ganz so bairisch wie [sie]“ (M.H., Pos. 38) spricht. Madeleine thematisiert, wie ihr Partner ihre Varietät des Bairischen bewertet. „Da hãb i öfter mål Wörter verwendet, die [.] äh von dene er sagt, die klingen jetz, als wãr i aus am, aus da Unterschicht [...], die er jetz need verwenden würd, weil's einfach need ångsehn san“ (MH, Pos. 38). Ihr Partner wertet bestimmte Varianten ihres Bairischen ab und fordert sie implizit dazu auf, diese nicht zu verwenden. Einzelne Wörter bzw. Laute des Bairischen, in diesem Fall ‚oe‘ für ‚hinunter‘ oder ‚schãd‘ für ‚bloß‘ werden mit dem Merkmal Unterschicht verbunden (Indexikalität). Die Andeutung „weil's einfach need ångsehn san“ (MH, Pos. 38), deutet darauf hin, dass die vorgenommene Zuschreibung möglicherweise enregistriert ist. Die Überzeugung, die standard(nähere) Varietät sei hochwertiger als andere Varietäten des Deutschen (siehe Punkt 2.1), kann als ideelle Basis für die erlebte Abwertung verstanden werden. In diesem Fall wird die Differenzierungsachse Standarddeutsch als gebildet vs. Dialekt als ungebildet auf eine kleinere Ebene übertragen (fraktale Rekursivität): Die standardnähere Varietät des Partners wird Madeleines Varietät gegenübergestellt, die als ungebildeter gilt.

4 Design der Erhebung

Die vier für den Beitrag analysierten Interviews des Projekts „Spracherleben von Dialektsprecher*innen aus Altbayern vor dem Hintergrund sprachlicher Ideologien, Praktiken und Strukturen“ wurden qualitativ erhoben, um die Lebens- und Erfahrungswelt der Sprecher/-innen sowie deren subjektive Sinnzuschreibung in ihrer Komplexität zu erfassen. Neben der Analyse des subjektiven Sinns in Form einer Analyse der Bewertungserfahrungen der Interviewten, interessiert vor allem der soziale Sinn, d.h. „die Sinnstruktur, die dem Handeln zugrunde liegt“ (PRZYBORSKI/WOHLRAB-SAHR 2014: 19f.). Gesellschaftlich tabuisierte Themen, zu denen auch Linguizismus gerechnet werden kann (vgl. NGUYEN/HAJEK 2022: 201, LIPPI-GREEN 2012: 74) erfordern es, durch strukturierte Nachfragen im Interview den Zugang zum Thema zu initiieren (vgl. HELFFERICH 2011: 168). Das problemzentrierte Interview nach Witzel entspricht diesen Anforderungen: durch eine Kombination aus explorativer und theoriegeleiteter Erhebungsmethode ermöglicht es einen Zugang zu gesellschaftlich relevanten Problemen (vgl. WITZEL 2000: 2f., kritisch hierzu KRUSE ET AL. 2015: 155, MISOCH 2019: 76). Um trotz Problemzentrierung eine größtmögliche Offenheit in den Daten zu generieren, wurde ein Leitfaden erstellt, der zu Beginn erzählgenerierende Fragen (z.B. „Erzählen Sie doch mal.“, „Wie ging es dann weiter?“) und erst abschließend verständnisgenerierende Nachfragen in Form von Sprechimpulsen enthält (z.B. Zitate, Zeitungsartikel). Die Interviews wurden aufgezeichnet und in Anlehnung an das einfache Transkriptionssystem (vgl. DRESING/PEHL 2013) in der jeweiligen Sprechweise, d.h. auch dialektal, transkribiert.

In Orientierung an die fokussierte Inhaltsanalyse nach KUCKARTZ und RÄDIKER wurden die Interviews inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. KUCKARTZ/RÄDIKER 2020). Zentral war dabei die Leitfrage „Inwiefern spielt die eigene Einwanderungsgeschichte bei der Bewertung des Bairischen durch Dritte eine Rolle?“. Der Fokus richtete sich auf die Reproduktion von Bewertungserfahrungen Dritter sowie dadurch implizierte Zuschreibungen zum Bairischen (Indexikalität) sowie Sprachideologien. Als methodische Analyseheuristik im Hintergrund (vgl. KRUSE ET AL. 2015: 491 ff.) fungierte das Modell der Metapragmatischen Positionierung sowie das Phänomen des Linguizismus (siehe Punkt 2 und 3). Die Interviews wurden deduktiv nach Bewertungen Dritter kategorisiert, wobei induktiv nach Sprachgebrauch und Sprachsystem unterschieden wurde. Als Bewertungen werden evaluierende Aussagen verstanden, die sich direkt auf den Bairisch(gebrauch) der Interviewten beziehen, z.B. „Is ja voll funny, dass du des äh sprechen kannst“ (Y.A., Pos. 62). Was unter Bairisch(gebrauch) zu verstehen ist, entspricht – vor dem Hintergrund der Selbstbezeichnung der Interviewten – der jeweiligen Konzeptualisierung der Interviewten selbst und variiert demnach. Mitunter wird in den Bewertungen jedoch deutlich, in

welchem Bereich des Dialekt-Standardkontinuums (vgl. HOCHHOLZER 2015: 68) die bewertete Sprechweise verortet wird. Als Sprachideologien werden Einstellungen und Ideen über Sprache bzw. Dialekt gefasst, die bei diesen Bewertungen sichtbar werden, z.B. die Idee der Verbindung von Sprache und Ethnie: „Ja, woher ich das kann und ob ich z.B. Halbtürkin bin. Als ob da irgendwas Bayerisches, Deutsches noch da is“ (Ö.L., Pos. 38). Die Positionierung der Interviewten gegenüber der erlebten Praxis, der Interviewerin sowie übergreifenden Diskursen bspw. sprachlichen Ideologien (vgl. BAMBERG 1997: 337) werden an diesem Zeitpunkt der Forschung noch nicht mitberücksichtigt.

Zugang zum Feld hat die Autorin im August 2020 via Social Media (Oberpfälzer Facebookgruppe für Sprachinteressierte) erhalten. Nach einer ersten Erhebungsphase wurde zudem eine Zeitungsannonce geschaltet und u.a. das persönliche Netzwerk aktiviert. Um eine möglichst große Vielfalt in den Daten zu generieren, richtete sich der Aufruf allgemein an Menschen, die Bairisch sprechen (können) und thematisierte negative Erfahrungen nicht. Einschlusskriterium für die Studie war die Selbstbezeichnung der Interviewten als bairischkompetent. Die für den Beitrag ausgewählten Interviews dauerten zwischen 38 und 1:17 Minuten und wurden zwischen August 2020 und Januar 2021 sowie im April 2023 durchgeführt.

An dieser Stelle sollen die vier Interviewten kurz vorgestellt werden. Alle Namen sind pseudonymisiert, das Alter wurde um bis zu zwei Jahre nach oben oder unten versetzt, die Ortsnamen und Stadtnamen wurden in eine größere Einheit aggregiert: z.B. Stadt in der Oberpfalz anstelle von Weiden. Berufe wurden durch ähnliche Berufe bzw. durch übergeordnete Arbeitsbereiche bezeichnet. Die Sprachkenntnisse sowie die Herkunft der Interviewten bzw. derer Eltern wurden aufgrund der Relevanz für die Forschungsarbeit nicht anonymisiert.

Pseudonym	Alter/ Geschlecht	Herkunft	Kurzbiographie	Feldzugang
Madeleine Huber	25, w	in Deutschland geboren, Mutter aus Ungarn	Madeleine ist in einem niederbayerischen Dorf zweisprachig Bairisch/Deutsch und Ungarisch aufgewachsen. Zum Studium im Bereich der Gesellschafts- und Sozialwissenschaften ist sie in eine Stadt in der Oberpfalz gezogen.	Facebook (Gruppe Sprachinteressierte)
Franz Bucek	54, m	selbst migriert (in Tschechien geboren)	Franz ist in Tschechien geboren und mit 1,5 Jahren in eine Stadt in der Oberpfalz gezogen, wo er – mit Ausnahme eines kurzen beruflichen Aufenthalts andernorts – lebt. Als Kind spricht er zu Hause Tschechisch, Bairisch lernt er außerhalb. Franz arbeitet in der Wirtschaft ohne akademischen Abschluss.	Zeitung
Özlem Loibl	40, w	in Deutschland geboren,	Özlem ist in einer kleinen Stadt in Oberbayern aufgewachsen. Bis sie vier Jahre alt ist spricht sie Türkisch mit ihrer Familie, ab dann ist die	Schneeballsystem

(geboren Öztürk)		Eltern aus der Türkei	Familiensprache Deutsch. Bairisch erlernt sie nebenbei. Özlem arbeitet im Gesundheitsbereich mit akademischem Abschluss.	
Yemaya Adamu	22, w	in Deutschland geboren, Eltern aus Ghana	Yemaya ist in einer Stadt in Niederbayern aufgewachsen, als Jugendliche in eine Stadt in der Oberpfalz gezogen, wo sie noch immer lebt. Mit ihrer Familie spricht sie Englisch, Deutsch, Bairisch, Twi und Ga. Yemaya arbeitet nach abgeschlossener Lehre im Gesundheitsbereich.	Direkte Ansprache

5 Ergebnisse

5.1 Bewertungen des eigenen Bairischgebrauchs durch Dritte

Im Folgenden werden zunächst die von den Interviewten reproduzierten Bewertungen des Bairischgebrauchs fokussiert, um daraufhin die beschriebenen Bewertungen des Bairischen darzulegen.

Bairischgebrauch als unauffällig

Zunächst wird deutlich, dass der Bairischgebrauch der Interviewten in bestimmten Fällen nicht kommentiert wird und die Personen damit als unauffällig und zugehörig bewertet werden, während ihr Dialekt in anderen Fällen kommentiert wird und die Sprecher*innen damit als ‚Andere‘ gekennzeichnet werden (vgl. Konzept des Othering, VELHO 2014: 86ff.)

Franz beschreibt seinen Bairischgebrauch größtenteils als unmarkiert – sowohl in seiner Kindheit als auch im Erwachsenenalter: „Ähm, i kå mi an koa oanzige Situation erinnern, wo da Dialekt hm irgend a negative Berührung ghabt häd oder so wås. Gäär ned. Aiso eher neutral bis in manchen Fällen neugierig, positiv neugierig“ (F.B., Pos. 8). Auch Madeleine beschreibt ihren Bairischgebrauch in ihrer Kindheit und Jugend als unmarkierte Normalität. Mit fortlaufender Lebenserfahrung ordnet sie das Nicht-Markieren ihres Bairischen jedoch als positiv ein:

[A] Freindin von mir, de redt ziemliches ähm Waidlerbairisch, die wohnt a in meim äh Dorf dahoam und derer is zum Beispiel komplett egal, wie i sprich. Aiso die lacht dann ned, wenn i irgend a Wort verwend, wås ihr etz ned in Krag'n basst ähm oder ähm die verwendet selber Wörter, die i etz zum Beispiel ned kenn, oder die i etz nie verwendn würd. (M.H., Pos. 38)

Vor dem Hintergrund erfahrener Markierung und Abwertung ihres Dialekts, z.B. als witzig, verdeutlicht Madeleine in diesem Zitat das Fehlen von Bewertung in der Kommunikation mit einer Freundin. Bairisch zu sprechen – ohne dabei markiert zu werden – bedeutet für Özlem und Yemaya eine erhöhte Akzeptanz ihrer Person. Özlem schildert das Ausbleiben oder Abmildern von Zuschreibungen aufgrund ihrer Herkunft durch den Bairischgebrauch:

Weil dann erstmal fünf Fragen zum Thema kamen: Ja, warum trägst du kein Kopftuch? Was macht deine Mama? Wo arbeitet dein Papa? Also es war immer erst diese Klischeefragen // mhm // türkisch abarbeiten hab ich Brüder oder nicht? Die [lacht] gefährlich sein könn'. Und danach kam erst ähm [...] quasi meine Person. Und in Niederbayern hatt' ich dann eben festgestellt, fange ich direkt Bairisch an, ist die Hürde schon mal a bissl [...] bewältigt. (Ö.L., Pos. 36)

Bairisch zu sprechen wertet sie als Vorteil:

Also sobald ich Dialekt spreche und mir jemand mit Dialekt entgegenkommt, wird's leichter. Weil derjenige mich mehr akzeptiert, insbesondere wenn er nicht im Vorhinein meinen Vornamen kennt seitdem ich verheiratet bin. Also das is tatsächlich ein Bonus geworden, wenn's grad, wenn's um Telefonie geht und ich melde mich mit Loibl und hab dann alteingesessenen Huawa in der Versicherung. Dann redet der mit mir erst einmal auf Augenhöhe. (Ö.L., Pos. 10)

Auch Yemaya ordnet das Nicht-Kennzeichnen und -Thematisieren ihrer Sprechweise, das sie vor allem bei jungen Menschen erlebt, als positiv ein: „[B]ei Jüngeren, wenn ich etz grad so überleg, bin ich auch in meiner Arbeit oder so also des war hoid einfach so ‚Mei is hoid so.‘ // ja // ‚Die Yemaya spricht Bairisch, und? Ende.‘ (Y.A., Pos. 8)

Bairischgebrauch als auffällig

Oftmals wird der Bairischgebrauch der Interviewten jedoch auch als auffällig gekennzeichnet. Zum Beispiel wenn Madeleine von ihren Sprachschüler*innen als Bayerin markiert wird: „[S]ie hörn des an meim ‚dees‘ i säg ned das sondern dees.“ (M.H., Pos. 28) oder Yemaya beschreibt, in Berlin aufgefallen zu sein: „[E]s war dann gleich'n Gespr / Gesprächsthema: ‚Ah du kommst aus, aus Bayern‘ (Y.A., Pos. 96). Yemaya und Özlem berichten zudem von einer regelmäßigen Irritation Dritter bezüglich ihres Dialektgebrauchs, zum Beispiel durch Patient/-innen im Berufsleben:

Wenn ich jetzt mit der Person jetzt spreche, dann kommt schon so'n Blick so [...] Ja, kommt schon so'n so'n Blick [...]. Oder vom Nachbarbett. Kam auch – ich hab dann so geredet, gesprochen dödödödödödö. Dann kam so: [flüstert sehr leise] ‚Spricht die das jetzt? Spricht sie das wirklich?‘ (Y.A., Pos. 48)

Özlem erlebt diese Irritation besonders, wenn Menschen z.B. beim Telefonat auf ihren türkisch klingenden Vornamen stoßen:

[S]obalds zum Beispiel um Namen geht und ich muss diktieren Vorname oder irgendwäs. Dann merke ich, wie er stockt und völich irritiert ist, weil er dachte, er hätte etz a Loibl vor sich [lacht] // [lacht] // und nicht 'ne Türkin. Und das ist tatsächlich häufig der Fall, wenn ich mit Menschen kommuniziere, also ohne Gesicht mehr wie wenn wir frontal sind. (Ö.L., Pos. 10)

Regelmäßig schreiben Menschen Yemaya und Özlem aufgrund ihres Aussehens und / oder Ethnie andere Sprachkenntnisse und Sprachkompetenzen zu. Beispielsweise erwarten Menschen einen anderen Akzent oder Ethnolekt, so erwähnt Özlem: „[D]ann waren sie immer überrascht, dass ich keinen türkischen Akzent hatte oder dass ich quasi nicht dieses "Hey Alter" [lacht] in mir [...] ja hab“ (Ö.L., Pos. 10). Teils werden auch imaginierte Sprachkenntnisse zugeschrieben, wie Yemaya aus

ihrer Kindergartenzeit berichtet: „[S]prichst du kein Afrikanisch?“ (Y.A., Pos. 16). Werden keine ‚anderen‘ Sprachkenntnisse attribuiert, wird das Deutsche beispielsweise nicht als eine Erstsprache angenommen:

Wo ich zum Beispiel Vorstellungsgespräch hatte, [...] der von der Personalabteilung, der hat auch Dialekt gesprochen. // mhm //. Aber der hat mich so angeschaut, so ‚ja, seit wann sprechen Sie Deutsch?‘ [...] Obwohl wir uns davor schon 1000 mal per Telefon unterhalten haben wegen dem und dem und dem. Wir ham uns davor FÜNF Mal unterhalten. Auch mit Dialekt. (Y.A., Pos. 78)

Teils wird auch die Dialektkompetenz in Frage gestellt, wenn Yemaya schildert: „Und viele sind auch einfach auch erschrocken, wenn ich [.] wenn ich anfang, Dialekt zu sprech / aiso so, sind so: ‚Ach was, können Sie das überhaupt? Können Sie des überhaupt?‘“ (Y.A., Pos. 6).

Bairischgebrauch als nah und zugehörig

Der Bairischgebrauch wird von Dritten auch als Zeichen der Nähe verstanden, wie eine Patientin von Yemaya verdeutlicht:

[I] hãb etz eine Frau im Kopf, des war, die war ganz lieb. Die hat gleich gesagt so, ja wir sind fai scho die äh, du kannst dich gleich hersetzen. Wir können gemeinsam Kaffee trinken, dich mag ich jetzt schon, weil wir die gleiche Sprache sprechen so in etwa. (Y.A., Pos. 6)

In ihrer Kindergartenzeit fungierte Yemayas Dialektgebrauch ebenso als Zugehörigkeitsmarker: „[W]enn dann so paar [.] bairische Wörter so rausgekommen sind oder wenn ich jetzt mal darüber zurückdenke ähm hab ich mir schon sozusagen Platz gemacht: ‚Ja die Yemaya, die is schon eine, die versteht uns schon.‘“ (Y.A., Pos. 16). Die Zuschreibung von Zugehörigkeit seitens Dritter geht oft einher mit der Zuschreibung, die Personen seien ethnisch deutsch. Dieses Deutschsein wird von anderen zugewiesen und verhandelt, zum Beispiel im beruflichen Kontext von Kolleg*innen: „Ja, die Yemaya, die kann ja Bairisch, die die is die IS deutsch. Und dann die andere Seite so: ‚Ja, mei so deutsch is sie doch nich!‘“ (Y.A., Pos. 16). Hier kann der Bairischgebrauch als mildernd gegenüber rassistischer Diskriminierung gelten, wie Yemaya ergänzt:

[W]ir waren nämlich zu zweit auf der Station [...]. Und des war auch eine schwarze Frau, Afua heißt sie, und ähm sie ähm is ähm schon ziemlich lange in Deutschland, aber es is hoid einfach nich ihre Muttersprache // mhm // und da steht sie auch dazu und des is hoid einfach so. Und ich werd hold einfach, ich werd manchmal auch schwarz genannt, einfach ‚die Schwarze‘. ABER ich werde trotzdem anders, in eine andre Schublade reingesteckt [...]. Ihre Seite, des is, was die da sagen, des is SO diskriminierend. Krieg ich immer so’n Hals. (Y.A., Pos. 54)

Die Zuordnung des Bairischsprechens als ethnisch deutsch oder bayerisch³ kann jedoch auch zur Infragestellung der eigenen Identifikation führen: „Ja, woher ich das kann und ob ich z.B. Halbtürkin bin. Als ob da irgendwas Bayerisches, Deutsches noch da is“ (Ö.L., Pos. 38). Zum Teil ist die Zuordnung so stark, dass die Deutungshoheit der betreffenden Person missachtet wird:

Aiso die Sprache oder mein Dialekt irritiert [...] auch zu dem hin, dass sie sogar sagen (.), wenn sie mit mir kommunizieren, auch Leute, die mich sehr lange kennen, sagen immer: ‚Ja, aber du bist ja koa Türkin‘. Sag ich: ‚Doch.‘ [lacht]. ‚Ja aber du hast an deutschen Pass‘. Sag ich: ‚Ja, aber der Pass ist nur Papier‘. [...] Aber am Ende bin ich Türkin und das ist in Ordnung. Und genauso kann ich auch die Sprache und den Dialekt // mhm //. Aiso irgendwie noch nicht ganz angekommen, sag ich mal, dass alles möglich is [...]. (Ö.L., Pos. 38)

Bairischgebrauch als illegitim

Der Bairischgebrauch wird jedoch von Dritten auch abgelehnt. Dies wird Yemaya schon im Elternhaus vermittelt, denn ihre Mutter entscheidet sich aufgrund eigener Rassismuserfahrungen für eine Erziehung im Standarddeutschen:

Des is so [.] ich liebe Sprachen und es is auch ‘n Teil von mir aber meine Mutter hat auch, hat es sehr schwer gehabt mit dem Bairischen. Deswegen hat sie uns hoid beigebracht, immer Hochdeutsch zu reden. Sie wollte nämlich nicht, dass wir [...] diesen Dialekt überhaupt ANnehmen. (Y.A., Pos. 4)

Zwar erfährt Yemaya vorrangig von älteren Personen Abwertung, dennoch wird ihr Sprachgebrauch teils auch von jungen, ihr nahestehenden Menschen abgewertet. Beispielsweise erklärt eine ehemalige Freundin ihren Dialektgebrauch aufgrund der Hautfarbe als unmöglich:

Es gab aber auch von – also jetzt nicht mehr Freundin – aber eine, die mich ausgelacht hat und hat gemeint: ‚Du sprichst gar kein Bairisch, du kannst gar kein Bairisch sprechen‘ und so. ‚Des geht doch gar nich‘. Und dann hab ich sie gefragt, warum sollte das nicht gehn? Warum sollte des denn nicht gehen? [flüsternd] ‚Ja, weil des hab ich noch nie gesehen‘, dass Schwarze so in etwa Bairisch sprechen kann. (Y.A., Pos. 68)

Teils führt der Dialektgebrauch auch zu sehr emotionalen Reaktionen seitens anderer Personen, Yemaya schildert eine berufliche Situation mit einem Patienten in ihrer Arbeit im Gesundheitswesen:

[W]enn jemand mit mir richtigen Dialekt spricht, dann is ma irgendwie so drin und man spricht hoid einfach mit. Des des macht ma einfach so natürlich. Und [lacht] gar nicht zu schaun hab ich bemerkt, ach ich bin jetzt im Dialekt drinnen. Und dann is der [Patient], is der – er is richtig wütend geworden. Und dann hab ich gsagt so hä was is denn / hab gar nich verstanden, was jetzt grad überhaupt passiert is. Er meinte so, ja Sie brauchen fai, ren Sie ruhich lieber Ihre Ihre Muttersprache, Ihre, Ihre [.] also ich weiß, was er damit gemeint hat. Ihre Sprache, Ihre / wahrscheinlich hat er meine ghanaische Seite damit gemeint. [...] und des is mir SO oft scho passiert. SO oft. Vor allem in dem

³ Während sich die Schreibweise bairisch auf den Sprachraum bezieht, meint bayerisch den geographischen Raum

Berufsleben hab ich's ERST gemerkt. [...] WIE viele Menschen es nicht mögen. (Y.A., Pos. 4)

Wendet sich Yemaya bei Erfahrungen von Linguizismus an ihre Kolleg/-innen, so erhält sie teils Unterstützung, teils wird ihr die Legitimität des Bairischgebrauchs abgesprochen: „Aber es gab auch Momente, wo die gesagt ham, ja stell dich doch nicht so an, des war doch nich so schlimm. Oder des ghört dir doch sowieso nich, der Dialekt“ (Y.A., Pos. 22).

5.2 Bewertung des Bairischen

Bairisch als ethnisch deutsch (bzw. bayerisch) und weiß

Zwei Merkmale, die dem Bairischen zugeschrieben werden, werden vor dem Hintergrund der Leitfrage besonders bedeutsam: Bairisch als ethnisch deutsch (bzw. bayerisch) sowie Bairisch als weiß. Auf dieser grundlegenden Zuordnung basiert eine Vielzahl der oben aufgeführten Bewertungen des Sprachgebrauchs von Özlem und Yemaya: sei es als auffällig, unauffällig, zugehörig oder als illegitim.

Die Verknüpfung zwischen bairisch und ethnisch deutsch (bzw. bayerisch) wird beispielsweise bei Nachfragen zur Bairischkompetenz manifest: „Ja, woher ich das kann [...] ob da irgendwas Bayerisches, Deutsches noch da is“ (Ö.L., Pos. 38). Auch über den Rückschluss, (vermeintlich) ethnisch Nicht-Deutsche könnten kein Bairisch sprechen wird die Zuordnung Ethnie-Sprache relevant gesetzt: „Und wenn Sie meinen ursprünglichen Namen kannten, also Özlem Öztürk, dann waren Sie immer überrascht, dass ich keinen türkischen Akzent hatte.“ (Ö.L., Pos. 22). Sowohl Yemaya als auch Özlem berichten, der Name würde dabei als Marker für Ethnie gelesen. Die Verknüpfung einer anderen Ethnie (bzw. Nationalität, Geburtsort) mit nicht-bairischsprachig besteht nicht zwingend. Dies wird am Fall Franz deutlich, der zwar in Tschechien geboren ist, dessen Dialektgebrauch jedoch nicht in Relation zu seiner Einwanderungsgeschichte bewertet wird.

Das Bairische wird zudem als weiß imaginiert. Dies äußert sich zum einen, wenn Bairischkenntnisse aufgrund der Hautfarbe infrage gestellt oder delegitimiert werden: „[S]prechen Sie wirklich Bairisch, is des möglich?“ (Y.A., Pos. 8) oder aber auch in der Zuschreibung anderer Sprachkompetenzen oder -kenntnisse aufgrund der Hautfarbe: „[S]prichst du kein Afrikanisch?“ (A.Y., Pos. 16).

Dritte ordnen den bairischen Sprachgebrauch außerdem geographisch zu. Yemaya und Madeleine werden u.a. außerhalb Bayerns oder von Nicht-Bayern als Bayerinnen markiert: „[D]å hãm meine

Sprachschüler a ganz oft gsägt, an dem rollenden R merkt ma, dass i aus Bayern kimm [lacht].“ (M.H., Pos. 76).

Bairisch als Marker für Unterschicht

Im Fall von Madeleine werden, wie ausführlich in Punkt 3 beschrieben, bestimmte Lexeme oder Lautungen des Bairischen mit einer niedrigen sozialen Klasse verbunden:

Aiso mei Freind zum Beispiel redt ähm need ganz so bairisch wie ich ähm und da hãb i öfter mál Wörter verwendet, die [.] äh von dene er sagt, die klingen jetz, als wãr i aus am, aus da Unterschicht. Ähm, als hãtt i etz weniger Bildung zum Beispui ähm [..], die er jetz need verwenden würd, weil's einfach need ängsehn san. (M.H., Pos. 38)

Auch wenn lediglich eine der vier Interviewten persönlich eine derartige Bewertungserfahrung schildert, finden sich in drei der Interviews zahlreiche Stellen, an denen das Bairische als ungebildet oder wenig prestigeträchtig beschrieben wird – seien es allgemeine Beobachtungen wenn z.B. „Professoren einen scho anders anschauen, wemma jetz Bairisch redt (M.H., Pos. 8)“ oder Bewertungen durch die Interviewten selbst „Ich hab immer gsägt, die klingen wie alle wie Bauern, also da is a keiner dabei, den ich ernst nehmen kann“ (Ö.L., Pos. 26). Mit Bezug auf die standard(nähere) Variation werden das Bairische bzw. Varietäten des Bairischen hierbei entwertet und deklassiert (vgl. BOURDIEU 2017: 14).

Bairisch(gebrauch) als witzig

Ob eine Bewertung dem Bairischgebrauch oder dem Bairischen als Sprachsystem gilt, ist nicht immer eindeutig, wie im folgenden Fall deutlich wird: Die Bewertung des Bairisch(gebrauchs) als witzig oder lächerlich erfahren Yemaya und Madeleine – allerdings auf unterschiedliche Art und Weise. Während Madeleine berichtet, einzelne bairische Wörter führten zum Belächeln durch Kommiliton/-innen, verdeutlicht Yemayas Schilderung die Verschränkung mit rassistischen Äußerungen (vgl. Konzept der Intersektionalität ROSA/FLORES 2017: 634ff., CUSHING 2023: 901ff.). Yemaya bezieht sich im folgenden Zitat auf das Erleben von Alltagssituationen, zum Beispiel in Bus, Bahn oder bei Versammlungen:

I: Aber des is dir dann a passiert // mhmm //, dass jemand des witzig fand.

B: Ja, scho, natüürlich.

I: Aber was sang die da so?

B: Ja ähm, des hört sich aber bei dir lustich an. S ja voll funny, dass du des äh sprechen kannst. Des hab ich noch nie gehört, ein eine N., das Dialekt spricht und so. Aiso dann kommt des immer mit Kombinationen mit des N-Wort des aiso [lacht leicht]. So, wenn ich des belächelt bekommen hab, hab ich immer in Kombi mit mit N.-lein oder so [..] (Y.A., Pos. 59-62)

In allen Interviews wird zudem deutlich, dass die Verbindung von (bestimmtem) Bairisch und Witz bzw. Humor alltäglich ist. So bewertet Özlem eine niederbayerische Varietät des Bairischen in ihrer Jugend: „Ich fand es nur witzig“ (Ö.L., Pos. 26) und auch Franz beschreibt die Verwendung von Bairisch auf Messengerdiensten als „gesteigerte, humorvolle Art, etwas mitzuteilen“ (F.B., Pos. 46). Ob die Zuschreibung des Bairischen als witzig bzw. lächerlich ebenso auf der Verbindung mit Klasse beruht oder (auch) auf andere Ursprünge zurückgeführt werden kann, wie beispielsweise die Folklorisierung des Bairischen (vgl. SCHEURINGER 2016: 382) muss zukünftig noch untersucht werden.

Bairisch als schön, nah, interessant und verständlich

Das Bairische wird in einigen Fällen auch als positiv bewertet, aufgrund der einmaligen Nennung werden die Beispiele im Folgenden zusammen aufgeführt: Yemaya berichtet von positiven Erfahrungen mit Patient/-innen, die das Bairische als Sprache der Nähe werten (vgl. 5.1), Franz erzählt von Neugierde für das Bairische bei Menschen im Ausland „Ja, wås hoäßt des und wås moana’S’n damit und wo kumma’S na her?“ (F.B., Pos. 17) und Madeleine macht die Erfahrung, ihr Bairisch gelte als schön und verständlich:

Ich hab oft ghört von Kommilitonen auch, dass sie den niederbairischen Dialekt am schönsten finden und des wås ich sprech, dass ihnen des gut gefällt. Dass dieses Regener Waidlerbairisch jetzt need so ankommt. Und auch des Oberpfälzerische schon eher so a Bellen is [lacht], wie's immer säng. Ähm [...] ja [...] und dass ma mich recht gut versteht, hab ich von einer ghört, mit der i an da Uni studiert hää, genau. (M.H., Pos. 8)

In Madeleines Zitat wird allerdings auch deutlich, dass andere Varietäten des Bairischen (auch von der Interviewten selbst) als weniger prestigeträchtig eingeschätzt werden.

5.3 Sprachideologien

Sprach- bzw. dialektethnizistische und raciolinguistische Überzeugungen werden in den genannten Bewertungen deutlich sichtbar: wenn das Bairische als weiß und ethnisch deutsch bzw. bayerisch indexikalisiert wird oder im Umkehrschluss, wenn Menschen mit anderem Phänotyp oder (vermeintlich) nicht deutscher Ethnie als nicht-bairischsprachig gelten (vgl. 5.1 sowie 5.2). Stimmen diese Überzeugungen mit der Praxis nicht überein, folgen Prozesse der Löschung: beispielsweise das Infragestellen oder Absprechen der Dialektkompetenz bzw. des Dialektgebrauchs aufgrund der Hautfarbe „'Du sprichst gar kein Bairisch, du kannst gar kein Bairisch sprechen [...] 'Ja, des hab

ich noch nie gesehen', dass Schwarze so in etwa Bairisch sprechen kann.“(Y.A., Pos. 68) oder aber das Infragestellen oder Absprechen der Ethnie aufgrund des Bairischgebrauchs: „Ja, woher ich das kann und ob ich z.B. Halbtürkin bin. Als ob da irgendwas Bayerisches, Deutsches noch da is [...] auch zu dem hin, dass sie sogar sagen [..], wenn sie mit mir kommunizieren, auch Leute, die mich sehr lange kennen, sagen immer: 'Ja, aber du bist ja koa Türkin'“ (Ö.L., Pos. 38). Eine Gleichsetzung von Bairischsprechen mit ethnischem Bayerischsein (Dialektethnizismus) kann jedoch nur an dieser Textstelle abgelesen werden und wird auch hier gemeinsam mit ethnischem Deutschsein genannt. Die Differenz Bairisch (als ethnisch Bayerisch) vs. Standarddeutsch (als ethnisch Nicht-Bayerisch) wird also im Kontext von sichtbarer Einwanderungsgeschichte zusammengefügt (vgl. GAL/ IRVINE 2019: 143f.) und einem anderen Gegenpol (hier dem Türkischsein) entgegengesetzt.

Standardideologisch begründete Bewertungen werden – bezogen auf die eigene Sprechweise – ausschließlich von Madeleine berichtet, wenn sie beispielsweise einer niedrigeren sozialen Schicht zugeordnet wird. Dass die Standardideologie trotzdem wirksam ist, lässt sich allerdings an zahlreichen Beobachtungen und Bewertungen der Interviewten ablesen. Beispielsweise wenn „die äh ihr Bairisch auf die Seite legen müssen, äh wei des im Deutschunterricht ke / nicht hingehört“ (Y.A., Pos. 94) oder wenn festgestellt wird: „Kompetenter zu wirken is in meinen Augen Hochdeutsch und Dialekt macht das Ganze einfach immer bissel lustiger, privater“ (Ö.L., Pos. 70). Die Standardideologie spielt zudem bei allen Interviewten eine Rolle, wenn diese als witzig oder lächerlich bewertet werden. Hier vermischt sich im Falle von Yemaya allerdings Standardideologie mit raciolinguistischen Ideologien, denn das Belächeln tritt „immer in Kombi mit mit N.-lein oder so [auf]“ (Y.A., Pos. 62). Tendenziell scheinen bei Özlem und Yemaya sprachethnizistische bzw. raciolinguistische Ideologien die Standardideologie zu überlagern. In keinem Fall berichten diese, als inkompetent oder ungebildet bewertet zu werden. An dieser Stelle muss jedoch erwähnt werden, dass beide das Standarddeutsche bevorzugen und es demnach möglicherweise weniger Anlässe zur Bewertung des Bairischen gibt.

6 Fazit und Ausblick

Vor dem Hintergrund der wirksamen Ideologien kann Bairischgebrauch im Kontext sichtbarer Migration einerseits als „Bonus“ (Ö.L., Pos. 10), d.h. als Schutzschild gegen Erfahrungen der Besonderung oder Abwertung gelten. Das Bairische wird in diesem Fall von Dritten als ethnisch deutsch bzw. bayerisch und damit als zugehörig bewertet. Andererseits kann der Bairischgebrauch

von People of Colour⁴ genau jene Bewertungen der Besonderung und Abwertung hervorrufen. Die Bewertung des Bairischgebrauchs beruht in diesem Fall auf sprachethnizistischen und raciolinguistischen Zuordnungen. Im Gegenzug dazu bezieht sich die Bewertung der Interviewten, die als ‚deutsch‘ gelesen werden, eher auf die geographische oder soziale Herkunft. Deutlich wird, dass Letztere in keiner Weise in Bezug zu Ihrer Einwanderungsgeschichte bewertet werden – wie Yemaya prägnant zusammenfasst: „Ja man sortiert aus. Nur weil ich jetzt schwarz bin und Dialekt spreche und die Person, wenn die Person weiß wär und Dialekt sprechen würde, würde es gar keine Frage sein.“ (Y.A., Pos. 18).

In einem System, das von Machtverhältnissen auf verschiedenen Ebenen durchzogen ist, zeichnet sich ab, dass der Faktor Einwanderungsgeschichte allein kaum als Prädiktor für bestimmte Bewertungserfahrungen gelten kann, während die sichtbare Einwanderungsgeschichte einen deutlichen Einfluss auf die Bewertung des Bairisch(gebrauchs) zu haben scheint. Vor dem Hintergrund Niehaus‘ indexikalischen Feldes des Bairischen können folgende Aspekte ergänzt werden: Bairisch als weiß, ethnisch Deutsch sowie Bairisch als Merkmal der Unterschicht. Auf welchen Differenzierungsachsen Bewertungen wie witzig, nah, schön und verständlich beruhen und welche Rolle innerbairische Sprachhierarchien für die Bewertungen spielen, muss zukünftig noch genauer untersucht werden.

Im laufenden Promotionsprojekt sollen neben Bewertungen Dritter und dadurch implizierter sprachlicher Ideologien auch die reproduzierte Sprachpraxis Dritter sowie eigene Positionierungen herausgearbeitet werden: Positionierungen zum Bairisch(gebrauch), zu den bewertenden Akteur/-innen, zur Interviewerin und zu wahrgenommenen sprachlichen Ideologien. Zudem sollen sprachliche Aspekte in die Analyse mit einfließen und der Einfluss der Forscherin auf die Generierung der Daten reflektiert werden. Abschließend bleibt der vorläufige Charakter der Ergebnisse zu betonen sowie die geringe Anzahl der analysierten Interviews. Es wäre wünschenswert, die abgebildeten Tendenzen durch eine größere Stichprobe zu verifizieren.

⁴ People of Colour ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die in weißen Mehrheitsgesellschaften Erfahrungen von Rassismus machen. Menschen werden hierbei z.B. mit Bezug auf Haut-, Augen- oder Haarfarbe oder auf ihre (vermeintliche) Migrationsgeschichte nicht als Zugehörige der Mehrheitsgesellschaft gelesen (vgl. SAUER 2018). Sowohl Yemaya als auch Özlem beschreiben, dass Menschen sie in Bezug auf ihren Phänotyp oder Namen als ‚Andere‘ wahrnehmen.

Literaturangaben

- AGHA 2003 = Asif Agha: The social life of cultural value; in: *Language & Communication* 23 (3-4), 231-273
- AMMON 1995 = Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz: das Problem der nationalen Varietäten. Berlin u.a.
- BAMBERG 1997: Michael G.W. Bamberg: Positioning Between Structure and Performance; in: *Journal of narrative and life History*, 7(1-4), 335-342
- BLANCHET 2016 = Philippe Blanchet: Discriminations: combattre la glottophobie. Paris
- BOURDIEU 2017 = Pierre Bourdieu: Sprache. Hg. v. Franz Schultheis und Stephan Egger. Berlin
- BUSCH 2013 = Brigitta Busch: Mehrsprachigkeit. Wien
- CHOWCHONG 2022 = Akra Chowchong: Sprachvermittlung in den Sozialen Medien. Eine soziolinguistische Untersuchung von DaF-Sprachlernvideos auf Videokanälen. Berlin
- CUSHING 2023 = Ian Cushing: "Miss, can you speak English?": raciolinguistic ideologies and language oppression in initial teacher education; in: *British Journal of Sociology of Education* 44 (5), 896-911
- DIRIM 2010 = İnci Dirim: „Wenn man mit Akzent spricht, denken die Leute, dass man auch mit Akzent denkt oder so“. Zur Frage des (Neo-)Linguizismus in den Diskursen über die Sprache(n) der Migrationsgesellschaft; in: Mecheril et al. (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung. Münster u.a., 91-112
- DIRIM ET AL. 2018 = İnci Dirim, Johannes Köck, Birgit Springsits: Dil Irkçılığı. Linguizismus. Linguicism. 1. baskı. İstanbul
- DRESING/PEHL 2013 = Thorsten Dresing/Thorsten Pehl: Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg
- GAL/IRVINE 2019 = Susan Gal, Judith T. Irvine: Signs of difference. Language and ideology in social life. Cambridge
- HELD 2014 = Lena Maria Held: Die Universität – (K)ein Ort für Dialekte? Unveröffentlichte Bachelorarbeit
- HELFFERICH 2011 = Cornelia Helfferich: Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden
- HINDERLING 2003 = Robert Hinderling: *Wej mir sog'n*. Sprache und Identität des Mundartsprechers in Nordostbayern. Erfahrungen bei der Erhebung des Materials für den Sprachatlas von Nordostbayern; in: Janich, Nina/ Thim-Mabrey, Christiane (Hg.): Sprachidentität – Identität durch Sprache. Tübingen, 125-136
- HOCHHOLZER 2015 = Rupert Hochholzer: Sprache und Dialekt in Bayern. Grundbegriffe und Entwicklungslinien; in: Bayerisches Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst (Hg.): Dialekte in Bayern. Handreichung für den Unterricht. München, 64-79
- JOHNSTONE 2017 = Barbara Johnstone: Enregistering Dialect;. in: Anderwald, Lieselotte/ Hoekstra, Jarich (Hg.): Enregisterment. Zur sozialen Bedeutung sprachlicher Variation. Frankfurt am Main, 15-28
- KÖNIG 2013 = Werner König: Wir können alles. Ausser Hochdeutsch. Genialer Webespruch oder Eigentor des deutschen Südens? Zum Diskriminierungspotential dieses Slogans; in: *Sprachreport* (4), 5-14

- KRUSE ET AL. 2015 = Jan Kruse/Christian Schmieder/Kristina Maria Weber/ Thorsten Dresing/ Thorsten Pehl: *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*. Weinheim, Basel
- KUCKARTZ/ RÄDIKER 2020 = Udo Kuckartz/Stefan Rädiker: *Fokussierte Interviewanalyse mit MAXQDA. Schritt für Schritt*. Wiesbaden
- LIPPI-GREEN 2012 = Rosina Lippi-Green: *English with an Accent. Language, ideology, and discrimination in the United States*. London, New York
- MAITZ 2015 = Péter Maitz: *Sprachvariation, sprachliche Ideologien und Schule*; in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* (Band LXXII, Heft 2), 206-227
- MAITZ/ELSPAß 2011 = Péter Maitz/Stephan Elspaß: „Dialektfreies Sprechen – leicht gemacht!“. *Sprachliche Diskriminierung von deutschen Muttersprachlern in Deutschland*; in: *Der Deutschunterricht* (6), 7-17
- MAITZ/ELSPAß 2013 = Péter Maitz/Stephan Elspaß: *Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘*; in: Hagemann et al. (Hg.): *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenberg Verlag, 35-48
- MAITZ/FOLDENAUER 2015 = Péter Maitz/Monika Foldenauer: *Sprachliche Ideologien im Schulbuch*; in: Kiesendahl, Jana/ Ott, Christine (Hg.): *Linguistik und Schulbuchforschung: Gegenstände - Methoden – Perspektiven*. Göttingen, 217-234
- MISOCH 2019 = Sabina Misoch: *Qualitative Interviews*. Berlin/ Boston
- NGUYEN/HAJEK 2022 = Trang Thi Thuy Nguyen/John Hajek: *Making the case for linguisticism: revisiting theoretical concepts and terminologies in linguistic discrimination research*; in: *International Journal of the Sociology of Language* (275), 187-220
- NIEHAUS 2022 = Konstantin Niehaus: *Zur sozialen Bedeutung des Bairischen in Bayern. Das indexikalische Feld einer Dialektgruppe*; in: Vergeiner, Philip/Elspaß, Stephan/Wallner, Dominik (Hg.): *Struktur von Variation zwischen Individuum und Gesellschaft. Akten der 14. Bayerisch-Österreichischen Dialektologietagung 2019*. Stuttgart, 261-286
- PRZYBORSKI/WOHLRAB-SAHR 2014 = Aglaja Przyborski/Monika Wohlrab-Sahr: *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München
- ROSA/FLORES 2017 = Jonathan Rosa/Nelson Flores: *Unsettling race and language: Toward a raciolinguistic perspective*; in: *Language in Society* 46, 621-647
- SAUER 2018 = Arn Sauer: *LSBTIQ-Lexikon. Grundständig überarbeitete Lizenzausgabe des Glossars des Netzwerkes Trans*Inter*Sektionalität*. Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn. Online unter www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtliche-vielfalt-trans/500943/of-color-people-queers-poc-qpoc/ (letzter Zugriff: 17.10.2023)
- SCHEURINGER 2016 = Hermann Scheuringer: *BAYERISCHES STANDARDDEUTSCH. Des Faktischen normative Schwäche*; in: *gff* 41 (1), 369-384
- SCHROEDLER/PURKATHOFER/CANTONE 2022 = Tobias Schroedler/Judith Purkathofer/Katja F. Cantone: *The prestige and perceived value of home languages. Insights from an exploratory study on multilingual speakers’ own perceptions and experiences of linguistic discrimination*; in: *Journal of Multilingual and Multicultural Development*, 1-18
- SILVERSTEIN 1979 = Michael Silverstein: *Language structure and linguistic ideology*. In: Clyne, Paul/Hanks, William F./Hofbauer, Carol L.: *The elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society, 193-247
- SKUTNABB-KANGAS 2000 = Tove Skutnabb-Kangas: *Linguistic genocide in education – or worldwide diversity and human rights?* Mahwah

- SPITZMÜLLER 2022 = Jürgen Spitzmüller: Soziolinguistik. Eine Einführung. Berlin, Heidelberg
- SPITZMÜLLER/BUSCH/FLUBACHER 2021 = Jürgen Spitzmüller/Brigitta Busch/Mi-Cha Flubacher: Language ideologies and social positioning: the restoration of a “much needed bridge”; in: *International Journal of the Sociology of Language* 2021 (272), 1-12
- SPITZMÜLLER/ FLUBACHER/ BENDL 2017 = Jürgen Spitzmüller/Mi-Cha Flubacher/Christian Bendl: Soziale Positionierung: Praxis und Praktik. Einführung in das Themenheft; in: Spitzmüller, Jürgen/Flubacher, Mi-Cha/Bendl, Christian (Hg.): Soziale Positionierung als Praxis und Praktik. Theoretische Konzepte und methodische Zugänge. *Wiener Linguistische Gazette* (Ausgabe 81): Wien, 1-18
- THOMA 2018 = Nadja Thoma: Sprachbiographien in der Migrationsgesellschaft. Eine rekonstruktive Studie zu Bildungsverläufen von Germanistikstudent*innen. Bielefeld
- VELHO 2016 = Astride Velho: Alltagsrassismus erfahren. Prozesse der Subjektbildung – Potentiale der Transformation: Peter Lang Edition
- WEBER 2015 = Jean-Jacques Weber: *Language Racism*. London
- WELLNER 2022 = Elisabeth Wellner: Die Entdeckung des „Sprachlichen Chamäleons“. Laienlinguistische Wahrnehmung des Sprachgebrauchs in Regensburg im Spannungsfeld zwischen Standardsprache und Dialekt; in: Vergeiner, Philip/Elspaß, Stephan/Wallner, Dominik (Hg.): *Struktur von Variation zwischen Individuum und Gesellschaft*. Akten der 14. Bayerisch-Österreichischen Dialektologietagung 2019. Stuttgart, 287-303
- WITZEL 2000 = Andreas Witzel: Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung*. Vol 1, No 1, Art. 2

Christian Ferstl

Vorgeschichte der Kooperationsvereinbarung zwischen der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft und der Philosophischen Fakultät der Westböhmischen Universität Pilsen aus der Sicht der Schmeller-Gesellschaft

Ein ganz besonderer Programmpunkt gleich zu Beginn des 8. Dialektologischen Symposiums im Bayerischen Wald war die öffentlichkeitswirksame Präsentation einer Kooperationsvereinbarung zwischen der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft und der Philosophischen Fakultät der Westböhmischen Universität Pilsen, die bereits im Vorjahr unterzeichnet worden war. Deklariert wurde diese als „Erklärung über die Zusammenarbeit im Bereich der Forschung, Kultur, Bildung und Begegnung“.

Das Tagungsthema „Dialekt • unterwegs – Varietäten im Zeichen von Globalisierung und Migration“ dürfte nahezu alle Anwesenden nicht nur theoretisch-objektiv (also etwa für eigene Forschungszwecke), sondern genauso auch praktisch-subjektiv (im Hinblick auf den eigenen Sprachgebrauch) betroffen haben. Der Schmeller-Gesellschaft war immer schon daran gelegen, beide Bereiche abzudecken. Dr. Johann Schmuck hat das in einem kleinen Aufsatz einmal so formuliert: „Die Schmeller-Gesellschaft hatte von Anfang an sowohl den Fachwissenschaftler wie den interessierten Laien im Auge[.]“ (SCHMUCK O. J.: PASSIM)

Im Hinblick auf grenzüberschreitende Aktivitäten wurde seitens der Schmeller-Gesellschaft bereits in der ersten Hälfte der 1990er Jahre als konkrete Maßnahme der Ausbau der Tirschenreuther Schmeller-Bibliothek, die von Anfang an sowohl – wie eben bei Schmuck zitiert – für Fachwissenschaftler als auch interessierte Laien konzipiert war, ins Auge gefasst, und zwar mit Blick auf eine Öffnung in Richtung Böhmen.

Folgende Überlegungen wurden damals angestellt:

„Auf eine Öffnung in Richtung Böhmen sind wir durch Schmeller selbst geradezu verpflichtet. Er hat sich nicht nur – im späten Alter von 50 Jahren – intensiv mit dem Tschechischen auseinandergesetzt und eine liebevolle Studie über die ‚nachbarliche Slawensprache in Böhmen‘ geschrieben; er hat das Land auch bereist und liebgewonnen. Seine Tschechischkenntnisse sind in Hunderten von Stichwörtern seines Bayerischen Wörterbuchs eingegangen, so daß er von der tschechischen Philologin Franková geradezu ‚einer der ersten deutschen Slavisten‘ genannt werden konnte. Seinem Vorbild folgend, sollte der Ausbau der Bücherei jetzt vor allem in folgenden Bereichen erfolgen:

1. Lehrmittel für eine umfassende Sprach- und Kulturbegegnung von Tschechen und Deutschen; also tschechische Hilfsmittel für Deutsche und deutsche Hilfsmittel für Tschechen [...]“ (N.N. 1992: 2)

Als zweiter Punkt werden dann noch deutsch-tschechische Beziehungen im 19. Jahrhundert genannt, insbesondere Schmellers Kontakte zu tschechischen Sprachforschern wie Dobrovský, Jungmann, Šafařík und anderen mit der damit einhergehenden Forderung, die Werke dieser Philologen systematisch anzuschaffen und auch den Briefwechsel zwischen deutschen und tschechischen Philologen in die Sammlung miteinzubeziehen. In einer ersten Ausbaustufe für die Jahre 1993 bis 1997 wurde dafür ein Finanzbedarf von ca. 25.000 DM angesetzt; wohl der Hauptgrund dafür, dass sich dieses hochambitionierte Vorhaben letztlich nicht umsetzen ließ. (N. N. 1992: 3)

Und doch zeigt sich hierin bereits ganz deutlich die von ihrem Namensgeber ererbte Aufgeschlossenheit, die die Schmeller-Gesellschaft immer schon gegenüber ihren böhmischen Nachbarn auszeichnete. So war es dann auch eine Selbstverständlichkeit, als im Wintersemester 2009/2010 unter dem Namen „BAVARICVM – Fachsprache Deutsch mit regionalem Akzent“ an der Pädagogischen Fakultät der Masaryk-Universität Brunn in Form einer studienbegleitenden Zusatzausbildung ein Projekt anlief, dessen Teilnehmern u. a. eine rezeptive Kompetenz gegenüber dem im Bundesland Bayern gesprochenen Deutsch vermittelt werden sollte, hierfür unterstützend gewissermaßen Pate zu stehen. Was damals in Brunn hauptsächlich nach einer Idee von Dr. Boris Blahak, die er im Übrigen auch im Schmeller-Jahrbuch 2008 mit dem schönen Begriff „Dialektagogik“ vorgestellt hatte (BLAHAK 2009), seinen recht beschwerlichen Anfang nahm, wird nun weitaus erfolgversprechender an der Westböhmischen Universität Pilsen weitergeführt. Dass dieses Mal die beabsichtigte Zusammenarbeit ganz offiziell mit einer Kooperationsvereinbarung zwischen der Schmeller-Gesellschaft und der Pädagogischen Fakultät der Westböhmischen Universität Pilsen besiegelt worden ist und dass zudem die Schmeller-Gesellschaft mit Dr. Peter Kaspar eigens einen Koordinator für diese Kooperation ernannt hat, zeigt eindrucksvoll, wie ernst sie dieses Projekt nimmt.

Literaturangaben

BLAHAK 2009 = Boris Blahak: Regionalsprachliche Sensibilisierung im hochschulischen Unterricht Deutsch als fachbezogene Fremdsprache. Konturen einer rezeptiv ausgerichteten ‚Dialektagogik‘ in Tschechien; in: Ferstl, Christian (Hg.): „Dem Dorfschullehrer sein neues Latein ...“ Beiträge zu Stellenwert und Bedeutung des Dialekts in Erziehung, Unterricht und Wissenschaft (= Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2008). Regensburg, 193-211

N.N. 1992 = N. N.: Die Schmeller-Bücherei in Tirschenreuth. Überlegungen zu ihrem weiteren Ausbau (= ungedrucktes dreiseitiges maschinenschriftliches Manuskript / internes Dokument der Schmeller-Gesellschaft). O. O. (aus dem Text erschließbar Tirschenreuth), o. J. (aus dem Text erschließbar 1992)

SCHMUCK O. J. = Johann Schmuck: Entstehungsgeschichte [der Schmeller-Gesellschaft]; auf: <http://schmellergesellschaft.de/verein/entstehungsgeschichte.htm> (letzter Zugriff: 15.11.2023)

Hanna Fischer (Rostock)

Dialektologie als Citizen Science. Perspektiven und Tools für eine bürgernahe Wissenschaft

1 Einleitung

Als wissenschaftliche Gesellschaft, die Fachwissenschaft und interessierte Laien in ihrem Interesse für die Dialektologie und das Werk Schmellers verbindet, lebt die Schmeller-Gesellschaft bereits seit 1979 ein Prinzip, um dessen Verankerung sich die Wissenschaftspolitik mithilfe zahlreicher Projekte und Förderlinien bemüht: Die Kooperation von Forschenden und Bürger:innen. Aus einer solchen Zusammenarbeit erhofft man sich auf Bundesebene nicht nur Innovationspotenziale für die Wissenschaft, sondern auch eine Unterstützung bei der wissenschaftlichen Datenarbeit (vgl. BMBF-Webseite „Citizen Science“¹). Wie genau diese Kooperation aussehen kann und welche Bedeutung ihr in Zeiten von Globalisierung und Migration zukommt, möchte ich am Beispiel der Dialektologie skizzieren. Dabei gehe ich zunächst darauf ein, was unter Citizen Science verstanden wird und welche Anforderungen sich damit verbinden. Anschließend stelle ich verschiedene Projekte und Tools aus der Dialektologie vor und diskutiere, wie sich diese im Bereich der Citizen Science verorten lassen. Ich schließe meinen Beitrag mit einer Diskussion von Herausforderungen und Perspektiven für Kooperationen zwischen Dialektologie, Vereinen und Citizens.

2 Was ist Citizen Science?

Eine Definition für *Citizen Science* findet sich im „Grünbuch Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland“ (GRÜNBUCH 2016: 13): „Citizen Science beschreibt die Beteiligung von Personen an wissenschaftlichen Prozessen, die nicht in diesem Wissenschaftsbereich institutionell gebunden sind“ (GRÜNBUCH 2016: 13). Zentral ist dabei die aktive Einbindung von Bürger/-innen in den gesamten Forschungsprozess: „Die Beteiligung reicht von der Generierung von Fragestellungen, der Entwicklung eines Forschungsprojekts über Datenerhebung und wissenschaftliche Auswertung bis hin zur Kommunikation der Forschungsergebnisse. [...]“ (ebd.). Verstanden wird Citizen Science als ein Ansatz, „in dem hauptamtliche und ehrenamtliche Expertinnen bzw. Experten auf Augenhöhe voneinander und miteinander lernen können“ (ebd.). Das primäre Ziel von Citizen-Science-Projekten besteht jedoch in dem „Schaffen neuen Wissens“; die

¹ https://www.bmbf.de/bmbf/de/ueber-uns/wissenschaftskommunikation-und-buergerbeteiligung/buergerbeteiligung/citizen-science/citizen-science_node.html

Forschungsfragen und ihre Bearbeitung sollen Erkenntnisse für die Wissenschaft, die Gesellschaft und für die Politik mit sich bringen.

Die Merkmale von Citizen Science, die im Grünbuch (2016: 13–14) benannt werden, beziehen sich zum Teil auf den Forschungsprozess (z.B. Aufnahme zivilgesellschaftlicher Fragestellungen, Möglichkeit, qualitative und quantitative Datensätze zu generieren) und zum anderen auf die Interaktion zwischen Wissenschaft und Gesellschaft (Vertiefung des Verständnisses für Wissenschaft und Forschung in der Bevölkerung, Austausch und Zugang zu Wissen für die wissenschaftliche und gesellschaftliche Gemeinschaft, Möglichkeit zu zivilgesellschaftlichem Engagement). Insgesamt wird Citizen Science eine hohe gesellschaftliche Relevanz zugesprochen, da man sich eine Stärkung des Gemeinschaftsgefühls durch die Teilhabe der Öffentlichkeit an Wissenschaftsprozessen und Wissenschaftskultur erhofft. Inwieweit Citizen-Science-Vorhaben diesem Programm entsprechen, lässt sich durch eine Reihe von Qualitätskriterien erfassen, wie sie z.B. von Heigl et al. (2018: 4–5) definiert werden. Diese betreffen zum einen den Bereich der Wissenschaftlichkeit (wissenschaftliche Fragestellungen und Methoden), die Prozesse der Zusammenarbeit (Mitarbeit bei mindestens einem Projektelement wie z.B. Themenfindung, Datengewinnung, Datenanalyse, Ergebnisveröffentlichung; klare und transparente Rollenverteilung), aber auch die Bereiche *Open Science* (Ergebnisse müssen auffindbar, weiterverwendbar, nachvollziehbar und transparent sein) und Ethik (ethisch vertretbare Forschungsziele und transparente Grundsätze z.B. bei der Datengenerierung). Ein weiterer zentraler Bereich ist die Kommunikation der Projektprozesse und -ergebnisse, die zum einen allgemein verständlich sein soll, aber zum anderen den Citizen Scientists eine Rückmeldung zu ihrem Beitrag und zum Verlauf des Projekts geben soll.

Mit dem sog. „Weißbuch Citizen-Science-Strategie 2030 für Deutschland“ liegt seit 2022 eine aktuelle Standortbestimmung vor, in der zugleich Handlungsempfehlungen zur Förderung von Citizen Science in Deutschland formuliert werden. Das Ziel ist dabei, den bereits identifizierten Herausforderungen und Bedürfnissen zu begegnen und dadurch die Potenziale von Citizen Science auszuschöpfen. Diese Empfehlungen beziehen sich auf 15 Handlungsfelder (z.B. Freiwilligenmanagement, Anerkennungskultur, Datenqualität und Datenmanagement) und richten sich neben Wissenschafts- und Bildungsorganisationen auch an Entscheidungsträger, Förderer, die Citizen-Science-Community und zivilgesellschaftliche Organisationen, darunter Vereine.

3 Dialektologie und Citizen Science

3.1 Wozu Citizen Science in der Dialektologie?

Die Beteiligung von Laien hat in der Dialektologie eine lange Tradition: Schon lange vor der Erhebung Georg Wenkers für den „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ Ende des 19. Jahrhunderts, die von Tausenden von Lehrern als Zwischenexploratoren durchgeführt wurde, hat man auf Beiträge aus der Bevölkerung zurückgegriffen, z.B. in der Gleichnissammlung von Radloff (1817). Eine Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe macht, die regionale Mündlichkeit der Menschen zu erfassen, ist ganz wesentlich auf die Zusammenarbeit mit ebendiesen Sprecher:innen angewiesen. Die Erhebung von Sprachaufnahmen, -bewertungen und -einstellungen stellt bis heute eine der zentralen Forschungsmethoden der Dialektologie sowie der modernen Regionalsprachenforschung und Soziolinguistik dar. Eine häufige Beobachtung von Explorer/-innen ist dabei, dass sich die Gewährspersonen über das wissenschaftliche Interesse an ihrem Dialekt freuen, da dieser vor dem Hintergrund standardideologischer und dialektabwertender Diskurse häufig marginalisiert wird. Dies wird dadurch verstärkt, dass Dialektkompetenz und -gebrauch (im bundesdeutschen Sprachraum) über die Generationen hinweg abnehmen (vgl. SCHMIDT 2017, KEHREIN 2019). Verantwortlich dafür sind u.a. die veränderten Kommunikationspraktiken, die durch die Anforderungen von Globalisierung, Mobilität und Migration geprägt sind: Der Dialekt ist „unterwegs“. Die Sprecher/-innen beobachten den Umbau von den alten Basisdialekten hin zu den modernen Regionalsprachen, in denen die Regiolekte als regional geprägte, standardnahe Varietäten für den Großteil der Menschen in Deutschland zur wichtigsten Sprechweise der Alltagskommunikation geworden sind (vgl. KEHREIN 2019). Aus dieser Beobachtung entsteht oftmals ein verstärktes Interesse an den „bedrohten“ Dialekten, die als „Sprache der Kindheit“ oder „Sprache des Herzens“ wahrgenommen werden und die Identifikation mit einem Ort oder einer Region sowie seiner Geschichte und Kultur erlauben. Mit der Dokumentation dialektaler Sprachformen, aber auch von Erzählungen, Liedern und Sprichwörtern im Dialekt, wird nicht nur der Sprachgebrauch erfasst und für eine wissenschaftliche Analyse erschließbar gemacht, sondern zugleich das kulturelle Erbe *Sprache* in seiner regionalen Diversität gesichert.

Sind Citizens in die wissenschaftliche Erhebung, Bearbeitung, Auswertung und Ergebnisdiskussion dialektaler Sprachformen eingebunden, so haben sie die Gelegenheit, die sich vollziehenden sprachlichen Wandelprozesse differenziert zu beobachten, zu beschreiben und in größere kommunikative und gesellschaftliche Entwicklungen einzuordnen. Dies ist die Ausgangslage für informierte Entscheidungen und eine wissenschaftsbasierte Meinungsbildung im Alltag, z.B. zu Fragen wie: Gibt es so etwas wie einen „richtigen“, „echten“ Dialekt? Soll ich Dialekt mit meinen

Enkelkindern sprechen? Welche Vorteile hat dialektales Sprechen? Sollte Dialekt in der Schule unterrichtet werden?

Aus Perspektive der Wissenschaft ist die Zusammenarbeit mit Citizens besonders attraktiv, da sie als Expert/-innen für ihre jeweilige regionale Sprache vertiefte Einblicke in sprachliche Systeme und Praktiken geben können. Darüber hinaus ergibt sich über das persönliche Interesse vieler Dialektsprecher/-innen an der historischen und aktuellen Dokumentation ihrer Sprache auch eine hohe Motivation, zu den Forschungsprozessen beizutragen. Dies zeigt sich immer wieder in einem herausragenden Engagement, das die wissenschaftliche Datengewinnung und -bearbeitung maßgeblich unterstützen kann.

3.2 Citizen-Science-Projekte in der Dialektologie

Beispiele für Aktivitäten und Projekte, in denen Citizen Scientists und Dialektforschende zusammenarbeiten, sind in den letzten Jahren zahlreicher geworden. Ein Grund dafür ist, dass der Austausch von Daten und der Zugang zu Werkzeugen sowie die persönliche Interaktion und Kommunikation durch internetbasierte Anwendungen maßgeblich vereinfacht wurden. Im Folgenden stelle ich eine Reihe solcher Projekte kurz vor und werde diskutieren, welche Rollen die Citizen Scientists jeweils einnehmen. Insgesamt entsteht dadurch eine Übersicht, in welche Aspekte des Forschungsprozesses Laien bereits eingebunden werden und welche noch ausstehen, um – im Sinne des Leitbilds der Citizen-Science-Initiativen – einen modernen Wissenschaftsprozess zu erreichen, „der gesellschaftliche Teilhabe in Forschung durch verschiedene Formate ermöglicht“ (WEIßBUCH 2022: 6).

Um die Frage zu beantworten, wie aktiv Citizen Scientists eingebunden sind, unterscheide ich die folgenden Rollen:

- *Gewährsperson*: Citizen Scientists nehmen selbst an einer Spracherhebung teil, beantworten Fragen im Hinblick auf die eigene Sprachkompetenz und -performanz sowie Spracheinstellung und -bewertung, realisieren Sprachformen (z.B. in Form von Übersetzungen, Bildbeschreibungen, freiem Sprachgebrauch o.ä.). Bei den digitalen Anwendungen führen die Gewährspersonen die Exploration häufig selbst durch, werden also nicht durch Explorator:innen befragt.
- *Exploration*: Citizen Scientists befragen eine weitere Gewährspersonen, führen Erhebungen durch und dokumentieren diese.

- *Bearbeitung*: Citizen Scientists bearbeiten die Sprachdaten z.B. durch Abtippen/Transkription von handschriftlichen Dokumentationen (Fragebögen, Belegzettel) oder durch Kategorisierung (Zuweisung von Metadaten wie z.B. der realisierten Sprache oder Varietät)
- *Reflexion*: Citizen Scientists reflektieren die zu bearbeitenden Sprachdaten, z.B. im Hinblick auf den aktuellen oder früheren Sprachgebrauch und dokumentieren ihre Bewertung.
- *Projektleitung*: Citizen Scientists planen und organisieren die Erhebung, Bearbeitung, Auswertung, Interpretation und Veröffentlichung von Sprachdaten.

Tabelle 1 gibt eine Übersicht über die Rollen von Citizen Scientists in einer Auswahl aktueller Projekte, die entweder im Prozess der Datenerhebung und -bearbeitung oder in der Publikation auf digitale Anwendungen zurückgreifen. Anschließend werden die Anwendungen im Einzelnen kurz vorgestellt.

Tabelle 1: Übersicht: Die Rolle von Citizen Scientists in aktuellen Projekten (in Auswahl)

	Gewährperson	Exploration	Bearbeitung	Reflexion	Projektleitung
1) Äsop op Platt	X				
2) Palava – Die Sprach-App für Nordrhein-Westfalen	X				
3) AlpiLink – Alpine Sprachen im Kontakt	X	X			
4) Lingscape		X	X		
5) Wenkerbogen-App			X		
6) Das ABC der Dialekte			X	X	
7) Sprechendes Mundartplakat	X	X	X	X	X

1) Das Projekt „Äsop op Platt“ wird von den Universitäten Kiel¹ und Oldenburg² (in Kooperation mit der „Ostfriesischen Landschaft“) durchgeführt. Es ist eingebettet in einen internationalen digitalen Atlas³ zur Dokumentation europäischer Dialekte, in dem mittels der Übersetzung der Äsop-Fabel „Der Nordwind und die Sonne“ Sprachproben aus Europa und darüber hinaus erfasst werden und online abspielbar sind. Citizen Scientists, die eigene dialektale Übersetzungen des Texts beisteuern wollen, sind aufgefordert, Sprachaufnahmen anzufertigen und diese an die

¹ <https://www.germanistik.uni-kiel.de/de/lehrbereiche/niederdeutsch/forschung/aesop-op-platt/aesop-op-platt>

² <https://uol.de/aesop-op-platt>

³ <https://atlas.limsi.fr> (Kartierung und Einrichtung durch Frédéric Vernier und Philippe Boula de Mareuil, Université Paris-Saclay & CNRS).

Koordinationsstellen in Kiel bzw. Oldenburg zu senden. Ihnen kommt hier also die Rolle von Gewährspersonen zu, die ihre Erhebungen eigenständig organisieren und die Sprachaufnahmen selbst anfertigen. Die Koordinationsstellen an den Universitäten stehen für Rückfragen bereit und bringen die Aufnahmen zur Online-Publikation.

2) Die App „Palava“⁴, herausgegeben von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens, ist ein Beispiel für eine von vielen Spracherhebungs-Apps, die aktuell betrieben werden. Viele dieser Apps haben eine spezifische Zielgruppe. So richtet sich „Palava“ an Sprecher/-innen aus Nordrhein-Westfalen, die „DialäktÄpp“ adressiert Sprecher/-innen der deutschsprachigen Schweiz und die App „Schnässen“ wurde für Luxemburg entwickelt.⁵ Ein wiederkehrendes Element dieser Smartphone-Apps ist, dass die User/-innen durch Umfragen geführt werden, innerhalb derer sie eigene Sprachproben einsprechen können (vgl. Abb. 1). Die Aufnahmen werden häufig direkt in der App verfügbar gemacht und können dort – zumeist kartenbasiert – wieder abgespielt werden. Ergänzt werden diese Spracherhebungselemente in den Apps in der Regel durch weitere Module, in denen z.B. Sprachformen verortet werden sollen. Da die gesamte Explorationsarbeit – vorstrukturiert durch die Menüabfolge in der App – an die Nutzer/-innen abgegeben wird, stellen die Apps attraktive Erhebungswerkzeuge dar, mit denen große Mengen von Datensätzen bei einem geringen Personalaufwand erhoben werden können. In die Auswertungs- und Reflexionsprozesse sind die Citizen Scientists in der Regel jedoch nicht involviert.

⁴ <https://www.mundart-kommission.lwl.org/de/forschung/regiolekte/palava/>

⁵ Webseitenbasierte Spracherhebungen finden auch im Rahmen weiterer Projekte wie z.B. für den „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (AdA) (<https://www.atlas-alltagssprache.de>) sowie das Syntax-Modul von „Regionalsprache.de“ (<https://survey.online.uni-marburg.de/rede/>) statt.



Abb. 1: Erhebung von Sprachaufnahmen in der App „Palaver“

3) Auch das Crowdsourcing-Projekt „AlpiLink – Alpine Sprachen im Kontakt“⁶ (an den Universitäten Verona, Trient, Bozen, Turin und Aosta) erhebt Sprachdaten mithilfe eines digital basierten Umfrage- und Aufnahme-Tools. AlpiLink ist eine Weiterführung und Erweiterung des Projekts „VinKo – Varietäten im Kontakt“, in dem die zentralen Tools entwickelt und erprobt wurden. Auch hier kommt den Citizen Scientists die Rolle als Gewährspersonen zu, die selbstständig Sprachaufnahmen erheben und an Umfragen teilnehmen. Darüber hinaus werden die Citizen Scientists selbst zu Exploratoren, und zwar in dem Projektteil „VinKiamo“, der in Kooperation mit den Schulämtern der betreffenden Regionen entwickelt wurde: Als Citizen Scientists treten hier Schüler/-innen auf, die mithilfe der AlpiLink-Anwendung Spracherhebungen mit älteren Sprecher/-innen durchführen. Verbunden wird hier in vorteilhafter Weise die Digitalkompetenz der jüngeren Generation mit der Sprachkompetenz der älteren Generation, die häufig nicht allzu vertraut mit digitalbasierten Anwendungen ist. Zugleich wird eine Situation der intensiven intergenerationellen Auseinandersetzung geschaffen, in der die regional diversifizierten Mehrsprachigkeitskonstellationen Norditaliens reflektiert werden.

4) Nicht die gesprochene Sprache, sondern die geschriebene Sprache im öffentlichen Raum, die *Linguistic Landscape*, steht im Fokus der Erhebungs-App „Lingscape“⁷ (Universität Luxemburg). Mit der App ist es möglich, Fotos von z.B. Schildern, Graffitis, Plakaten, Stickern oder Inschriften auf einer Landkarte hochzuladen und die entsprechenden Sprachbelege zu klassifizieren (z.B. im

⁶ <https://alpilink.it/de/>

⁷ <https://lingscape.uni.lu/de/>

Hinblick auf die verwendete Sprache bzw. Varietät) und zu kontextualisieren (z.B. durch Übersetzungen und detaillierte Beschreibungen des Aufnahmeortes). Mit der *Kommentierung* und dem *Tagging* im Rahmen der Upload-Funktion erfassen die Citizen Scientists nicht nur die Sprachdaten, sondern sie nehmen auch eine erste Bearbeitung und Metadatenanreicherung vor. Die gesammelten Daten werden in einem öffentlichen Repository veröffentlicht und stehen dort als Untersuchungskorpus zur Verfügung. User/-innen können zudem eigene Projekte und damit auch eigene Korpora anlegen, die sie selbstständig auswerten und nachnutzen können. Damit ermöglicht die App den Citizens Scientists grundsätzlich auch eine Reflexion der gesammelten und klassifizierten Daten, auch wenn diese nicht vorstrukturiert oder angeleitet wird. Ein ganz ähnlich angelegtes Projekt stellt die Webanwendung „Plattdeutsch sammeln“⁸ dar, in der Fotos von niederdeutschen Schriftzeugnissen im öffentlichen Raum zusammengetragen werden.

5) Die Bearbeitung von Sprachdaten steht im Zentrum der Citizen-Science-Anwendung „Wenkerbogen-App“⁹ (Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas Marburg), die über 57.000 Image-Digitalisate von Wenkerbögen bereitstellt. Diese frühen handschriftlichen Dialektdokumentationen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert sind überwiegend in Kurrentschrift verfasst und können heute von vielen nicht mehr gelesen werden. Auch moderne KI-basierte OCR-Verfahren erzielen aufgrund der Fülle der verschiedenen Schreiberhände keine brauchbaren Ergebnisse, sodass Volltextversionen nur über eine manuelle Transkription erreicht werden können. Hier setzt die Einbindung der Citizen Scientists an, die mithilfe des Wenkerbogen-Editors Transkriptionen der Wenkersätze direkt in der Anwendung eingeben und speichern können. Der *Editor* ist ein Interface, das die Transkribenten mithilfe von Eingabefeldern satzweise durch die Wenkerbögen führt. Ein Kurrentschrift-Helfer sowie Möglichkeiten der Kommentierung und Auszeichnung unterstützen den Transkriptionsprozess (vgl. Abb. 2). Alle Transkriptionen stehen anschließend öffentlich zur Verfügung und sind über den Wenkerbogen-Katalog abrufbar. In einem Highscore werden zudem besonders fleißige Transkribenten geehrt. Ganz ähnlich verfährt auch die Anwendung „DWA-App“¹⁰, die einen Transkriptionseditor zu den Fragebögen des „Deutschen Wortatlas“ bereitstellt.

⁸ <https://plattdeutsch-sammeln.de/search>

⁹ <https://wenker.online.uni-marburg.de/wenker/>

¹⁰ <https://wenker.online.uni-marburg.de/dwa/>

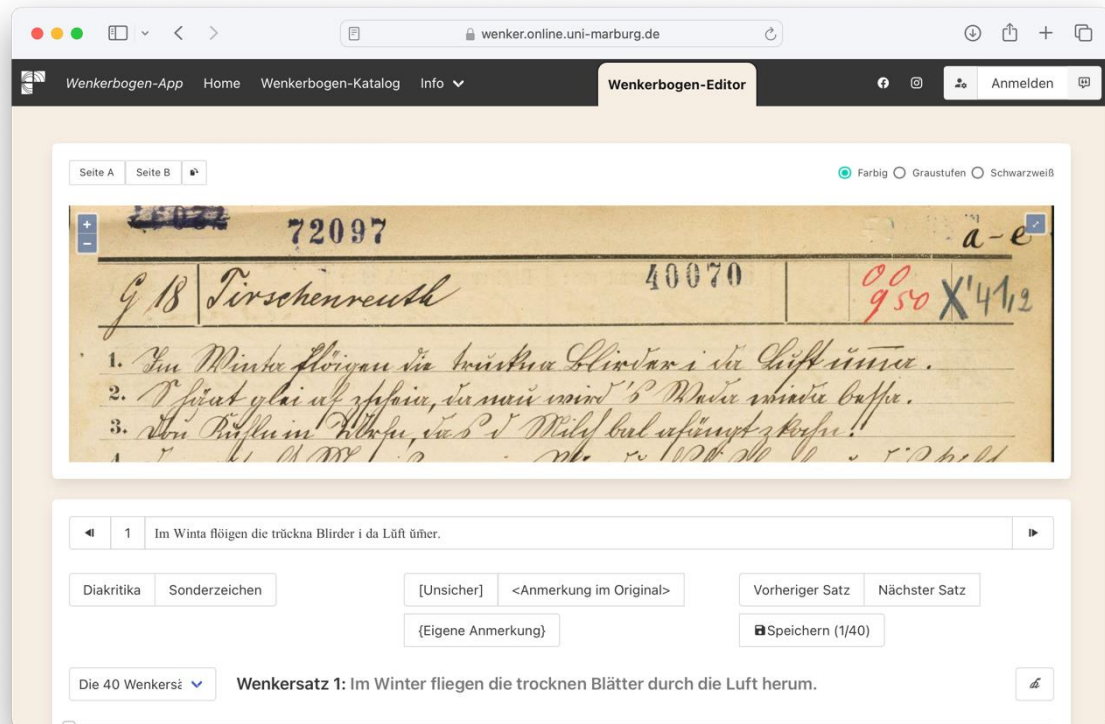


Abb. 2: Wenkerbogen-App: Transkription des ersten Wenkersatzes für Tirschenreuth (Transkriptionseditor)

6) Auch das als TOP-Citizen-Science-Projekt geförderte Mitmachprojekt „Das ABC der Dialekte: Historische Notizen digital erforschen“¹¹ (Universität Wien, Österreichische Akademie der Wissenschaften) bindet die Citizen Scientists in die Datenbearbeitung ein. Im Zentrum der Webanwendung stehen die gescannten handschriftlichen Belegzettel des „Wörterbuchs der bairischen Mundarten in Österreich“. Den Citizens stellen sich nun zwei Aufgaben: Zum einen gilt es, die handschriftlichen Notizen originalgetreu abzutippen (*Workflow Transkription*), und zum anderen werden sie dazu aufgefordert, die auf den Zetteln notierten Belegformen zu bewerten (*Workflow Reflexion*). Hierfür werden die User:innen durch eine Reihe von Fragen geführt (z.B. „Kennst du das Wort oder liest du es zum ersten Mal? Verwendest du oder Personen in deinem Umfeld dieses Wort?“). Zusätzlich zur Datenbearbeitung wird damit auch eine Datenbewertung und -reflexion angeregt, die die sprachlichen Erfahrungen und Beobachtungen der Citizens in die Erschließung der historischen Dialektzeugnisse einbezieht. Zudem können sich die Nutzer:innen im Bereich *Diskutieren* austauschen und z.B. Unsicherheiten beim Transkribieren diskutieren.

¹¹ <https://www.zooniverse.org/projects/de/dschopper/the-abcs-of-dialect>

7) Während die bisher vorgestellten Projekte von wissenschaftlichen Einrichtungen geleitet werden, wurde das „Sprechende Mundartplakat“¹² von dem Verein Dialekt im Hinterland e.V. entwickelt und in Kooperation mit dem Forschungszentrum Deutscher Sprachatlas online publiziert (vgl. Abb. 3). Das Mundartplakat basiert auf einer vom Verein durchgeführten Initiative, bei der die Vereinsmitglieder für die Region typische Wörter oder Redewendungen gesammelt und diese durch Dialektsprecher/-innen vertont und aufgenommen haben. Das wissenschaftliche Ziel war dabei, regionstypische dialektale Sprachformen schriftlich und lautlich zu dokumentieren, um letztlich eine Diskussion über den Hinterländer Dialekt und seine Bedeutung für die Sprecher/-innen in der Region anzustoßen. Dabei mussten zahlreiche methodische Fragen hinsichtlich Auswahl (Welche Wörter sind regionstypisch?), Verschriftung (Wie soll man den Lautwert darstellen?) und Vertonung (Wie spricht man das Wort im Dialekt?) diskutiert werden. Folglich kamen den Citizen Scientists bei diesem Projekt ganz verschiedene Rollen zu: Sie haben nicht nur die Erhebung geplant, durchgeführt und die Ergebnisse zusammengestellt und publiziert, sondern waren auch als Gewährspersonen und Explorator/-innen eingebunden, haben die Sprachdaten bearbeitet und reflektiert. Unterstützung aus der Wissenschaft erfolgte lediglich bei der digitalen Publikation, die im Rahmen der Plattform „Dialekte in Hessen“¹³ erfolgt ist.

¹² <https://dsa.info/hinterland/>

¹³ <https://dsa.info/hessen/>



Abb. 3: Das sprechende Mundartplakat des Vereins „Dialekt im Hinterland e.V.“

An dem letzten Beispiel werden die gemeinsamen Ziele von Citizen Science und Dialektologie sichtbar: Beiden geht es um eine Dokumentation der Dialekte, aber auch um eine Diskussion über Gebrauch, Bewertung und Geltung.

4 Herausforderungen und Perspektiven

Die vorgestellten Projekte zeigen, dass Citizen Science über eine Vielzahl von digitalen Anwendungen bereits zentral in der Dialektologie verankert ist. Nicht zu verschweigen sind jedoch die spezifischen Herausforderungen, die sich für die beteiligten Partner stellen und die auch im Weißbuch (2022) als relevante Handlungsfelder benannt werden.

Da es sich bei den Citizen-Science-Anwendungen durchgehend um Webseiten oder Apps handelt, müssen die mitwirkenden Citizen Scientists über digitale Fertigkeiten sowie ein modernes technisches Equipment verfügen. Fehlende Ansprechpartner oder holprige Workflows führen schnell zu Frustration. Umso wichtiger ist ein professionelles Freiwilligenmanagement, bei dem die Citizen Scientists nicht nur technische und inhaltliche Betreuung finden, sondern auch ein Forum erhalten, in dem sie sich über ihre Erfahrungen und Beobachtungen austauschen können.

benso zeigt sich, dass die Citizen Scientists nicht in alle Schritte des Forschungsprozesses involviert sind (vgl. Tab. 1). Nur wenige Projekte ermöglichen die Reflexion und Diskussion der aktuellen sprachlichen Situationen und der sich vollziehenden Wandelprozesse, nur selten werden die durch die Mitarbeit der Citizen Scientists erreichten Forschungsergebnisse auch zielgruppenbezogen kommuniziert. Insbesondere in der Interaktion zwischen Wissenschaft und Citizens, aber auch im strukturierten Austausch der Citizens untereinander lassen sich die größten Entwicklungsmöglichkeiten identifizieren.

Daran schließt sich auch eine für die Wissenschaft zentrale Problemstellung an, nämlich der Bereich der Datenqualität und des Datenmanagements. Insbesondere bei der Qualitätssicherung und -kontrolle stellen sich deutliche Herausforderungen, denen nur über mehr und entsprechend geschultes Personal begegnet werden kann. Denn letztlich fehlt die Vermittlungsinstanz zwischen Wissenschaft und Citizens, die die Anforderungen beider Partner sammelt und auf ihre Bedarfe reagieren kann.

Hier könnten Vereine und Gesellschaften eine Aufgabe für sich identifizieren und die Interessen der Laien und der Wissenschaft in einer neuen Form der Kooperation miteinander verbinden.

Literaturangaben

- GRÜNBUCH 2020 = Aletta Bonn et al. (2016): Grünbuch Citizen Science Strategie 2020 für Deutschland. Halle, Jena, Leipzig, Berlin.
https://www.buergerschaffenwissen.de/sites/default/files/grid/2017/11/20/gewiss-gruenbuch_citizen_science_strategie.pdf
- HEIGL 2018 = Florian Heigl, Daniel Dörler: Qualitätskriterien für Citizen Science Projekte auf Österreich forscht. Version 1.1. <https://doi.org/10.31219/osf.io/89cqj>
- KEHREIN 2019 = Roland Kehrein: Areale Variation im Deutschen „vertikal“, in: Herrgen, Joachim / Schmidt, Jürgen Erich (Hg.): Deutsch: Sprache und Raum. Ein Internationales Handbuch der Sprachvariation. Berlin/Boston, 121–158
- RADLOF 1817 = Johann Gottlieb Radlof: Die Sprachen der Germanen in ihren sämtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichniss-Reden vom Säemann und dem verlorenen Sohn samt einer kurzen Geschichte des Namens der Teutschen. Frankfurt am Main
- SCHMIDT 2017 = Jürgen Erich Schmidt: Vom traditionellen Dialekt zu den modernen deutschen Regionalsprachen, in: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung / Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hg.): Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache. Zweiter Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Tübingen, 105–143
- WEIßBUCH 2030 = Aletta Bonn et al. (2022): Weißbuch Citizen-Science-Strategie 2030 für Deutschland. Leipzig, Berlin. <<https://doi.org/10.31235/osf.io/ew4uk>>

Peter Kaspar (Regensburg)

Anforderungen an eine Variationslinguistik im 21. Jahrhundert **Impulsreferat zum 8. Dialektologischen Symposium im Bayerischen Wald**

Ich wollte gerade in Pandemiezeiten das V-Wort vermeiden, Virus. Gleichwohl werde ich noch darauf zurückkommen müssen. Man möge es mir nachsehen, es schien nicht zu vermeiden.

Als 1821 bei Karl Thienemann *Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt* eines Johann Andreas Schmeller erschien, markiert dies zweifellos den Beginn der modernen Dialektologie. Bis heute hat diese Abhandlung und, mehr noch, die folgenden Bände des *Bayerischen Wörterbuchs* nichts von ihrer Gültigkeit verloren, noch immer gilt im Falle eines Falles der erste Griff „dem Schmeller“, wahlweise der erste Klick in dessen Online-Version. Mit Erscheinen der dreibändigen, stolze 1.307 Seiten starken Registers von Anne Marie Hinderling-Eliasson hierzu wurde die Recherche um ein Vielfaches erleichtert.

Was mit dem Tirschenreuther Kürbenzünerssohn als fixer Größe seinen Anfang nahm, markiert für das 19. Jahrhundert die erste Generation der wissenschaftlichen Erforschung von Varietäten. Es konnte weitergehen, die bereits 1911 gegründete Kommission für Mundartforschung an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften legt den Grundstein für das 20. Jahrhundert. Die zweite Generation war also noch vor dem Ersten Weltkrieg gefestigt und sollte ihre Konsolidierung und Fortentwicklung finden: Eine Liste der Namen ließe sich lange an. Die Variationslinguistik ist heute fest an den Universitäten etabliert, die Publikationstätigkeit ist ungebrochen, der Sprung ins Digitale vielfältig geschafft, eine Generation Forschender im 21. Jahrhundert ebenso etabliert, darüber besteht kein Zweifel. Sollte kein Zweifel bestehen, denn nicht unbekannt Linguisten aus dem universitären Bereich glaubten noch vor gut zehn Jahren zu meinen, die Erforschung von Dialekten wäre im Grunde als beendet zu betrachten, sei doch sämtliche Grundlagenforschung betrieben und seien doch weitere Möglichkeiten dadurch ausgeschöpft. Ich höre Schmeller förmlich in seinem Münchner Grabe rotieren. Es sei denjenigen Unkenrufern unterstellt, absichtlich ins Parodistische abgeglitten zu sein, denn die normative Kraft des Faktischen steht solchen Aussagen fast schon diametral gegenüber. Denn es irrt fundamental, für wen sich variationslinguistische Forschungsfelder einzig in der Dokumentation einer sterbenden vox populi ergäben, wer Variationslinguistik als Werkeln am Rande des Obsoleten begriffe. Wäre dem tatsächlich so, würde unser aller Tätigkeit zum *l'art pour l'art* verkommen. Das Gegenteil ist der Fall: Jede gesprochene Sprache als Teil eines großen Perpetuum mobile bedarf einer Forschung aus Dokumentieren, Lexikalisieren, Verkarten unbedingt, und noch vielmehr im Dienste einer Wissen-Schaft im Wortsinne der Eröffnung neuer Perspektiven.

Grund genug, die Frage zu Disposition und Beantwortung zu stellen, welche Anforderungen an eine Dialektologie 3.0 zu stellen sind. Anders ausgedrückt in Abwandlung eines 60-er-Jahre-Werbeslogans einer damals recht populären Zigarettenmarke aus dem Hause Kristinus: Dialektologie im Stile einer neuen Zeit. Schmelleriana, wie der Titel des Jahrbuchs 2000/01 der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft lautet; Schmelleriaden, um die Prozesshaftigkeit variationslinguistischer Forschung zu evozieren.

Erst im Jahr 2019 fand vor doppeltem Hintergrund in der Schmeller-Stadt Tirschenreuth eine internationale Tagung statt. Das Thema war von den Organisatoren Nicole Eller-Wildfeuer, Christian Ferstl, Alfred Wildfeuer und meiner Wenigkeit so plakativ wie schlechterdings unerfüllbar gewählt: *Eine Grammatik des Bairischen*. Es sollten vielmehr Impulse gegeben werden, wie man sich eines so großen Themenkomplexes zukunftsgerichtet annehmen sollte. Impulsreferaten von Ermenegildo Bidese, Rüdiger Harnisch, Anthony Rowley, Dieter Stellmacher und Helmut Weiß folgte eine um Hanna Fischer, Albrecht Greule, Hans Ulrich Schmid und Ludwig Zehetner erweiterte *tabula rotunda* zum Thema. Verschiedene Teilbereiche und Fragen wurden zumindest angerissen, darunter diejenige nach dem Einbezug der Textgrammatik oder gar nicht mehr so neuer „neuer“ Medien. Allein schon derartige Fragestellungen lassen eingangs zitierte Unkenrufe nach einem Ende der Variationslinguistik verhallen – in meiner Schlussrede zur Tirschenreuther Tagung versuchte ich seinerzeit, dies bereits deutlich zu machen.

Die Frage ist also, wie sich eine Variationslinguistik, eine Dialektologie 3.0 forschend fortbewegen kann und muss, wie sie aktuelle Entwicklungen in Sprache und Gesellschaft aufarbeiten kann und muss und wie sie sich dadurch auch neu profilieren kann und sollte. Zu wissen, wie dies im Einzelnen aussehen wird, wäre ein reichlich unseriöser Blick in die Glaskugel. Was aber die Betätigungsfelder werden, so sie es ohnehin noch nicht schon sind, darüber ist sehr wohl zu reflektieren. Ich tue dies in drei Thesen und einer Synthese.

Meine erste lautet:

Variationslinguistik steht in einem Spannungsverhältnis.

Variationslinguistik, von der hier ab sofort anstatt von Dialektologie gesprochen werden soll, sollte sich vom Ruch angestaubter Elfenbeintürmelei nachhaltig lösen. Man erkennt nichtsdestotrotz, dass sich gerade hier sogleich zwei Extrema begegnen, zwischen denen eine Art Ausgleich zu schaffen ist. Varietäten, gesprochene Sprache sind nach Dekaden gesellschaftlicher Ächtung wieder im Fokus öffentlichen Interesses, weil sie eine Masse betreffen, unmittelbar noch dazu. Kaum eine andere linguistische Disziplin ist also näher an der Lebenswelt der Menschen, wodurch sich der erste fixe Pol ergibt, der den Faden zwischen ihm und dem zweiten, um es bildlich auszudrücken,

anspannt: Die Notwendigkeit, Forschungsergebnisse und -meinungen möglichst breit verständlich an die Öffentlichkeit zu bringen, ohne dabei eines wissenschaftlichen Anspruchs zu entraten. Dieser ist nämlich der zweite Pol. Wenn man so will, konstituiert sich also ein Spannungsverhältnis aus den beiden folgenden Imperativen:

„*Raus aus dem Elfenbeinturm!*“ – „*Rein in den Elfenbeinturm!*“

Beide Imperative haben gleichermaßen ihre Berechtigung, wobei bei erstem die Gefahr besteht, ins Seichte abzudriften, und beim zweiten, sich dem Vorwurf weltfremder Abgehobenheit auszusetzen. Der Standort der Variationslinguistik des 21. Jahrhunderts ist in der *aurea mediocritas* zu suchen. Dies ist nicht immer ganz einfach, gleichzeitig aber Ansporn und Auftrag.

Meine zweite These lautet:

Variationslinguistik ist Grundlagenwissenschaft.

Und zwar jede Variationslinguistik. Synchrone oder diachrone Betrachtungen, lexikographische, grammatische im Allgemeinen, kontrastive Untersuchungen im Speziellen, onomastische gleich wie diaphasische, diachrone oder distrastische liefern ins Leere ohne die Betrachtung gesprochener Gegebenheiten. In einem Vortrag über das Verhältnis von Mundart und Mundartliteratur 2017 auf der Jahrestagung des Internationalen Instituts für regionale Sprachen und Kulturen in Rothenburg ob der Tauber erdreistete ich mich, hierzu dem aus Mundartautorinnen und -autoren bestehenden Auditorium die bewusst provokante These aufzustellen, dass eine Literaturwissenschaft ohne Sprachwissenschaft nur bedingt denkbar wäre, eine Sprach- ohne Literaturwissenschaft viel eher. Walter HAAS' Aufsatz *Ist Dialektologie Linguistik?* in der ZDL 144 (2011) gipfelt im Schlusssatz „Schon heute aber denke ich, dass die Frage, ob Dialektologie Linguistik sei, verkehrt gestellt ist. Es müsste heißen, ob Linguistik ohne die dringenden Fragen, welche die Dialektologie seit ihrem Anbeginn umtreiben, überhaupt der Mühe wert sei.“ Hierauf mit einem „Nein“ zu antworten, wäre nicht nur vermessen, sondern schlechterdings unmöglich.

Kommen wir nun also zu These 3:

Variationslinguistik ist Universaldisziplin.

Die Variationslinguistik darf sich ihres Stellenwerts durchaus bewusst sein. Denn wenn sich eine Wissenschaftsdisziplin, der im linguistischen Kontext eine Schlüsselrolle beikommt, als Kontinuum verstehen darf, dann wohl die Beschäftigung mit gesprochener Sprache. Diese repräsentiert ihrerseits *Perpetua mobili* – und jene zu begleiten, auszuwerten, zu analysieren, zeigt allein ihre Universalität.

Gleichwohl: Jeder Begleiter eines Wandels ist dazu verdammt, sich selbst einerseits zwar treu zu bleiben, in gleicher Geschwindigkeit aber auch zu wandeln. Die enge Verzahnung zwischen zweifellos wichtiger Elfenbeintürmelei und ebenso wichtiger populärwissenschaftlicher

Herangehensweise an die eigenen Sujets birgt mehr Möglichkeiten denn Risiken, wenn man es als Ansporn sieht, das Beste aus zwei Welten zu praktizieren, universal zu arbeiten.

Und das bringt mich zur Synthese meiner Überlegungen:

Stellen wir die in Anlehnung an Sienkiewicz modifizierte Frage *Quo vadas?* als Konjunktiv Präsens im Sinne eines Dubitativus, genauer noch: eines eine Frage formulierenden Optativus, so lautet die Übersetzung *Wobin sollst du gehen, Variationslinguistik?*

Wie meine Überlegungen deutlich gemacht haben, bieten sich verschiedene Felder der Auseinandersetzung und Neuentdeckung, von der wohlbekanntem Textanalyse über gesprochene Sprache im integrationsfundierte Unterricht bis zur textgrammatischen Forschung. Gerade im Kontakt mit anderen Sprachen und Mundarten vor dem Hintergrund der Migrationsfrage (nicht -problematik!) bleibt viel zu tun. Ebenso verhält es sich mit der Didaktisierung von Dialekt(en) um schulischen wie universitären Kontext. Ein ungleich größeres Betätigungsfeld ergibt sich dann im Zusammenspiel mit sozialen Medien. Mag für viele noch, um die Bundeskanzlerin a.D. zu zitieren, dies noch Neuland sein, so ist doch die Generation der nach 1995 Geborenen mit ungebrochener Selbstverständlichkeit mit diesen verwoben. Dies bietet dem Variationslinguisten einerseits ein Experimentierfeld, andererseits ein schier endloses Corpus an Untersuchungsmaterial. Damit ist der Internationalisierung Tür und Tor geöffnet, und das ist auch gut so. Und: Es wird eine Herausforderung sein, die Beschäftigung mit gesprochener Sprache, mit Varietäten im Rahmen des Schulunterrichts zu etablieren.

Als Prämisse jedweder Beschäftigung mit Varietäten bleibt nach wie vor bestehen, was Luigi Pirandello in einem Aufsatz 1909 bereits formulierte:

„[C]ertamente, un grandissimo numero di parole di un dato dialetto sono su per giù (...) quelle stesse della lingua, ma come concetti delle cose, non come particolar sentimento di esse.“ (zitiert nach DE CHIARA 2009: 107, FN 267)

Damit aber zur imperativischen Beantwortung der *Quo-vadas*-Frage. Denn es gibt keine probatere Reaktion auf sich bietende Herausforderungen, als diese anzugehen, also zum *Vade!*, zum *Geh!*, zu gelangen.

Wie deutlich geworden ist, sind die Betätigungsfelder einer Variationslinguistik 3.0, im Geiste Schmellers sowieso, vielfältig wie eh, Grenzen sollen sie nicht bremsen, denn Grenzen haben nur einen einzigen Zweck: Dass sie geöffnet werden.

Und so formuliere ich am Ende meiner Ausführungen eine Troika, derer sich eine Variationslinguistik im 21. Jahrhundert bewusst sein sollte:

Wandel – Vermittlung – Kontakt

Wandel bestimmt die Entwicklung von Sprache fundamental und fortwährend. Diesen muss eine Variationslinguistik, die nicht Gefahr laufen möchte, sich selbst als reine Betrachterin des Unvermeidlichen zu präsentieren, begleiten, analysieren und visualisieren.

Vermittlung spielt dabei eine immer größere Rolle, um einen Verstehens-, Erfahrungs- und möglichst anhaltenden Reflexionshorizont über Sprache und ihre Formen zu ermöglichen, eine Didaktisierung als Fernziel zu schaffen.

Kontakt zwischen Menschen unterschiedlicher Sprachen einerseits und andererseits zur Varietät als Kontaktpendant ist wichtiger denn je, erforscht, begleitet, evaluiert zu werden. Und so hat Regionalsprache, hat Dialekt das untrügliche Potenzial zu einer Art Transnatiolekt zu wandeln in Zeiten wieder erstarkenden, sich nicht immer positiv entwickelnden Nationalismus, der durchaus neochauvinistische Züge aufweist. Einer derartigen Auseinandersetzung und damit verbundenen Positionierung auf Seiten der Freiheit, wovon sie selbst ja profitiert nicht nur nach Art. 5 (3) des Grundgesetzes, darf sich, auch wenn es vielleicht unangenehm sein könnte, keine Wissenschaft verschließen.

Und hier geht Schmeller letzten Endes viral, um das so unschöne V-Wort zu bemühen. Wir alle sind wohl mit einem Virus infiziert, mit dem der Wortklauberey. Und dieser ist kein alter Hut, wie deutlich geworden sein sollte, dieser ist am Puls der Zeit. Alles andere wäre Sterbehilfe – und die ist in Deutschland bei Strafe verboten.

Und es folgt nun noch ein Konjunktiv 1 weniger als Optativ denn als Adhortativ: Das Virus der Wortklauberey (bewusst im Geiste von Schmellers Tagebucheintragung von August 1821 mit <y> geschrieben), die Lust an der Wortklauberey möge uns zur Pflicht an der Wortklauberey bleiben.

Literaturangaben

DE CHIARA 2009 = Mariafilomena De Chiara: *La ruta de la mascara: el teatro de Luigi Pirandello y Samuel Beckett*. Barcelona

HAAS 2011 = Walter Haas: *Ist Dialektologie Linguistik?* In: Glaser, Elvira et al. (Hg.): *Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation*. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Beihefte, 144). Wiesbaden, 9-22

Anthony Rowley (München/ Augsburg)

Zimbern: Baiern oder Langobarden?

Woher kommen die Zimbern? BIDESE (2004: 14-17) nennt drei Theorien über deren Abstammung: die germanische Theorie, die oberdeutsche Theorie und die Langobarden-Theorie; das heißt, entweder sie stammen vom germanischen Volk der Kimbern ab, oder von Bayern, oder von Langobarden. Die germanische Theorie wird schon lange nicht mehr ernst genommen, da die heutigen zimbrischen Dialekte so offensichtlich oberdeutsch sind. BIDESE (2004: 31) bewertet sie als „nicht stichhaltig“. Die anderen Theorien haben noch heute Anhänger und Verfechter.

1 Bayerntheorie

Die Bayern-Theorie – BIDESE (2004: 18-23) nennt sie „oberdeutsche Theorie“ – sieht die Zimbern als Nachfolger von Siedlern aus Tirol und Bayern. Dies ist heute die vorherrschende Auffassung unter Fachleuten. Für die Bayerntheorie steht etwa die „Geschichte der Zimbern“ von BAUM (1983). KRANZMAYER (1981: 10) will nach Besprechung von Lautungen und Wortschatz „mit Sicherheit sagen, daß die Zimbern wenigstens vorwiegend Baiern sind“ – mit einer alemannischen Beimischung. „Um 1100“, so KRANZMAYER (1956: 5), seien die Sieben Gemeinden als von Westtirol aus besiedelt worden, um 1280 dann erst die Dreizehn Gemeinden als Tochterkolonie. Ihm folgt WIESINGER (1983: 906). Wie das lautgeschichtlich vor sich gegangen sein wird, zeigt WIESINGER (2021). Ausschließlich von der Sprache ausgehend meint SCHMELLER (1838: 706f.), diese reiche keinesfalls über das 12. Jahrhundert zurück; von Schmeller stammt auch der Hinweis auf eine Urkunde des 11. Jahrhunderts aus Benediktbeuern, die die Namen einiger nach Verona umgesiedelter Familien aufzählt. Dieses Dokument sieht etwa BAUM (1983: 17) als Beleg für den Ursprung der Zimbern in den XIII Gemeinden. BATTISTI (1931: 101f.) sieht die Besiedlung der Sieben und Dreizehn Gemeinden als zwischen 1150 und etwa 1300 „da una zona o da zone bavaresi“ erfolgt. RAPELLI (1994: 69) plädiert auf Grund der irrigen Annahme, die Wortendung in zimbrisch *mano* ‘Mond’ (ahd. *māno*) sei die direkte Fortsetzung der althochdeutschen Endung, für eine erste Besiedlung der Sieben Gemeinden in althochdeutscher Zeit spätestens noch um 1050.¹ Die Grundaussage der „Bayerntheorie“ lautet: Einwanderung von Baiern aus dem Norden ab etwa 1100.

¹ Wie u.a. Ortsnamen wie *Mittoballe* / *Mezzaselva* belegen, ist das *-o* in Wirklichkeit Nachfolger einer Flexionsendung *-on*, *-ān* o.ä. der obliquen Kasus, siehe KRANZMAYER (1981: 128), ROWLEY (2013: 49f.).

2 Langobardentheorie

Die Langobarden waren, wie die Bayern, ein westgermanisches Volk der sogenannten elbgermanischen Untergruppe. Bayern und Langobarden sind also sprachlich eng verwandt. Die Langobarden siedelten im Laufe des 6. Jahrhunderts in Oberitalien. Wir kennen die vor über einem Jahrtausend in Italien gesprochene Sprache Langobardisch nur aus spärlichen Zeugnissen. Es gibt keine Texte, aber viele Namen in lateinischen Urkunden, dazu Rechtsbegriffe, einzelne Wortzitate (dazu FRANKOVICH ONESTI 2013), ferner Lehnwörter, die heute noch in italienischen Ortsnamen oder in Dialektwörtern weiterleben (dazu GAMILLSCHEG 1935). Das mahnt zur Vorsicht, wenn jemand behauptet, die eine oder andere Erscheinung sei „langobardisch“.

Der bekannteste Vertreter der Langobardentheorie mit linguistischen Argumenten ist BRUNO SCHWEIZER (dazu BIDESE 2004: 23-30; DOW 2004). SCHWEIZER (1948: 121) schreibt: „Da wir (...) einerseits bei den Langobarden ohnehin ein Fortleben der Sprache bis ins 10. Jahrhundert annehmen dürfen, andererseits aus historischen und sprachlichen Gründen das erste Auftreten der Zimbern in ebendiese Zeit ansetzen müssen, ist kein vernünftiger Grund einzusehen, warum wir die beiden nicht miteinander verknüpfen sollen. Die Frage der Herkunft der zimbrischen Sprachinseln muß mit der Frage des Verschwindens der Restlangobarden irgendwie zusammenhängen“. Und in der „Zimbrischen Gesamtgrammatik“ (SCHWEIZER 2008: 6) heißt es: „In dem Gebiet des ‚südzimbrischen Vorlandes‘ (...) wohnten einst die Restlangobarden zusammen mit kleineren gotischen und sonstigen germanischen Volkssplittern neben und unter der alteingesessenen romanischen Bevölkerung. Und aus dieser Mischung, die besonders in den bergnahen Limitansiedlungen (z.B. Fara b. Thiene) ein germanisches Übergewicht hatte, stiegen dann im ausgehenden Mittelalter einzelne Dauersiedler auf die zu den Gemeinden seit alters gehörenden Bergweiden empor. Und aus diesen einzelnen Aussiedlern erwachsen schliesslich die heutigen zimbrischen Gebiete, indes in der Tiefebene und am Bergrand langsam alles Germanische erlosch“. Die Grundaussage der „Langobardentheorie“ lautet: Einwanderung von Langobarden aus dem Süden vor, um oder nach der Jahrtausendwende.

3 Was spricht gegen die Langobardentheorie?

3.1 Sprachtod des Langobardischen

Nach allgemeiner Auffassung setzt SCHWEIZER die zimbrische Ansiedlung zu früh an; wie bereits erwähnt, spricht alles für eine Besiedlungszeit erst im 12. Jahrhundert. Spätestens um die Jahrtausendwende war das Langobardische ausgestorben. BAUM (1983: 8) fasst es so zusammen:

„Als die ersten Zimbern nach Verona und Vicenza kamen, gab es keine Sprach-Langobarden mehr“. Wenn tatsächlich langobardische Sprecher an der Besiedlung der zimbrischen Inseln beteiligt waren, dann muss ihre Sprache bis weit über das Jahr 1000 hinaus lebendig gewesen sein. Daran glaubt kaum jemand. Allerdings eröffnen manche Germanisten ein kleines Zeitfenster: BRUCKNER (1895: 13f.) meinte, das Langobardische sei noch um das Jahr 1000 keine völlig tote Sprache. Aber eine Stelle in dem um 978 verfassten „*Chronicon Salernitanum*“² lautet: „*lingua todesca, quod olim Langobardi loquebantur*“ [die deutsche Sprache, die einst die Langobarden sprachen]. Dieser Aussage folgend ist die generelle Annahme die, dass das Langobardische vor Ablauf des 10. Jahrhunderts erloschen sei, so auch Wikipedia: Das Langobardische sei ausgestorben „spätestens 1000 n. Chr.“³ Romanisten setzen den Sprachtod zum Teil erheblich früher an. PFISTER/VÖLLONO (2003: 281f.) zum Beispiel referieren die Meinungen verschiedener Fachkollegen, die Sprache habe in Italien von der Eroberung im Jahre 568 an höchstens zwei Jahrhunderte überlebt, also nur bis ins 8. Jahrhundert. Ja die Germanistin FRANCOVICH ONESTI (2013: 48) meint: „*Nell’VIII sec. è escluso che il lgb. fosse ancora vivo e parlato*“, es sei also ausgeschlossen, dass im 8. Jahrhundert noch Langobardisch gesprochen worden sei.

ROHLFS (1947: 6) meint zwar ebenfalls, das Langobardische sei „im achten Jahrhundert“ ausgestorben, allerdings schränkt er ein: „die langobardische Oberschicht“ hätte da aufgehört, die Sprache zu sprechen, während „die unteren Schichten länger der Assimilierung widerstanden“. Während die Oberschicht also bald zum Italienischen gewechselt habe, sei dort, wo sich Langobarden als Landbevölkerung festgesetzt hätten, die alte Sprache möglicherweise länger lebendig gewesen. Hier besteht eine geringe Möglichkeit, die Langobarden in die Zeit der Zimbern hinüberzuretten. Zeugnisse für die bäuerliche Besiedlung seien erstens Lehnwörter, die in die bäuerlichen italienischen Dialekte gelangten. Allerdings ist es schwer, die Entlehnungen präzise zu datieren, und sie sagen nichts darüber aus, wie lange die Gebersprache Langobardische nach der Entlehnung noch weiterlebte. Und zweitens gibt es die entlehnten Ortsnamen. Gerade die Gebiete um Vicenza und Verona sind nach Ausweis der Ortsnamen Schwerpunkt langobardischer Ortsgründungen (GAMILSCHEG 1935: 120; PELLEGRINI 1987: 231-242). JUD (1937) verweist auf die vor allem in Norditalien verbreiteten Ortsnamen mit Endung *-engo*, verwandt mit deutsch *-ing* und *-ingen*, deren gehäuftes Auftreten seiner Meinung nach für ein bestimmtes Gebiet eine Landnahme mit intensiver bäuerlicher Siedlung zeige. Aber seine Analyse ist für die Langobardentheorie des Zimbrischen ungünstig. Das betreffende Gebiet liegt vor allem in der

² Monumenta Germaniae Historica. Scriptores III, 489.

³ https://de.wikipedia.org/wiki/Langobardische_Sprache (Zugriff 10.11.2023).

Lombardei; solche Namen sind östlich vom Gardasee, also zum Beispiel im Veronesischen, ganz selten. Auch langobardische Familiennamen kommen vor allem in der Lombardei vor. Zum Beispiel leben fast alle der Träger des Namens *Branduardi* (< *Brant-wart*) in italienischen Telefonbüchern in der Lombardei.⁴

Im Übrigen weist PELLEGRINI (1987: 245, 264-267) darauf hin, dass es in den Sieben und Dreizehn Gemeinden im Gegensatz zur Situation in der Ebene keine Spuren langobardischen Namengutes gibt. Es gab also unbestritten viele Langobarden in Norditalien, aber sie sprachen zur Jahrtausendwende alle schon italienisch. Es ist somit nicht möglich, dass Teile der Bevölkerung der Ebene bei Vicenza noch Langobardisch gesprochen haben, als das Zimbernland besiedelt wurde. Langobardisch-Sprecher waren nicht an der Besiedlung des Zimbernlands beteiligt.

3.2 Aussage der zimbrischen Sprache

Hornung (1994: 30) hat geschrieben: „Die eigentliche Deutung der Herkunft des Zimbrischen kann mangels ausreichender historischer Zeugnisse nur aus dem Sprachlichen erfolgen“. Was sagt uns die zimbrische Sprache dazu? Sie hat ein sehr deutsches Aussehen, insbesondere ein bairisches. Sie weist „bairische Kennwörter“ auf, Wörter, die typisch sind für die Dialekte Altbayerns und Österreichs. Es gibt bairische Kennwörter aus allen drei von KRANZMAYER (1960) angesetzten Untergruppen. Zur Untergruppe der „Reliktwörter“ gehören (hier zitiert aus dem Wörterbuch von SCHMELLER/BERGMANN 1855) *künten* ‘zünden’, *Foat* ‘Hemd’ und *áparn* ‘schneefrei werden’. KRANZMAYER (1980: 7) führt eine lange Liste von „Reliktwörtern“ aus dem Zimbrischen an. Zur Gruppe der „Lehnwörter“ gehören *Ertag* ‘Dienstag’, *Finstak* ‘Donnerstag’ und *Vaschang* ‘Fasching’. Von KRANZMAYERS „bairischen Neuerungen“ verzeichnen SCHMELLER / BERGMANN (1855): *kemen* ‘kommen’, in den XIII Gemeinden *fürto* (*Fürtuch*) ‘Schürze’ (zu diesen beiden siehe auch KRANZMAYER 1960: 15f.). Das Zimbrische kennt ferner typisch bairische und südbairische Aussprachen, *zwoa* für ‘zwei’, *Schnea* für ‘Schnee’. Langobardisch und Althochdeutsch waren eng verwandte Idiome, aber es gibt Unterschiede. Das zimbrische Lautsystem ist in seiner sprachhistorischen Prägung bairisch-deutsch. SCHWEIZER (2008) als Vertreter der Langobardentheorie gliedert seine zimbrische Lautgeschichte nach dem westgermanischen Stand, wie wir ihn aus dem Langobardischen kennen. Es gibt zum Beispiel eine Überschrift „germanisch *eu*“ (SCHWEIZER 2008: 83). Doch muss er Unterabschnitte für die betroffenen Wörter einrichten, einmal für Wörter wie *heute*, *Feuer*, *neu*, und einmal für Wörter wie *vier*, *lieb*, *Stiege*. Die Verteilung der Nachfolger von germanisch **eu* ist nämlich die deutsche und bairische, nicht die ältere westgermanische und

⁴ Siehe <http://www.gens.info/italia/it/turismo-viaggi-e-tradizioni-italia?cognome=branduardi&x=0&y=0#.YFB11NwxmM8> (Zugriff 10.11.2023).

langobardische. Ja in einem Nebensatz verrät SCHWEIZER (2008: 89) sogar, dass auch die Nachfolger von germanisch *e̅* in Wörtern wie *Brief* sich wie im Deutschen, aber nicht im Langobardischen, der Gruppe von *lieb* anschließen. Sehr deutsch, ja fast eher fränkisch als bairisch, ist (entgegen SCHWEIZER 1948: 115f.) auch der zimbrische Gleichklang der Vokale in den Wörtern *heute* und *Leute*.⁵

4 Konkrete langobardische Merkmale?

Im Internetlexikon Wikipedia werden unter dem Titel „Langobardentheorie des Zimbrischen“⁶ einige der Hauptargumente für langobardische Herkunft angeführt. Diese gehen hauptsächlich auf BRUNO SCHWEIZER und REMIGIUS GEISER zurück. Darum widme ich mich im Folgenden den Argumenten in den Originaltexten von SCHWEIZER (1948) und GEISER (2021).

SCHWEIZER (1948) nennt einige im weitesten Sinne sprachliche Argumente für die Langobardentheorie. „So fehlen dem Zimbrischen die meisten typischen Alpenwörter“ (SCHWEIZER 1948: 116) – insbesondere hat es keine eigenen Namen für die Gebirgstiere“ Hirsch, Hirschkuh, Reh, Birkhahn, Gams.⁷ KRANZMAYER (1980: 8f.) führt eine ganze Reihe von nur bairischen Ausdrücken an, die im Zimbrischen vorkommen, unter anderem *kaiije* ‘Kinn’, *hühwa* ‘Pfüzte’, *hantikx* ‘bitter’ und andere mehr. Die alpinen Bäume heißen in der Sprachform der Sieben Gemeinden (im Folgenden nach SCHMELLER / BERGMANN 1855): *Feuchta* ‘Fichte’, *Lerch* ‘Lärche’, *Tanna* ‘Tanne’ (nur in Lusern auch *Vor* ‘Föhre’, *Zirm* ‘Zirbelkiefer’), die Feldfrüchte tragen bairisch aussehende deutsche Namen: *Boatzje* ‘Weizen’, *Gersta* ‘Gerste’, *Habero* ‘Hafer’, *Korn* ‘Korn’, *Rocko* ‘Roggen’, *Eger* ‘Ähre’.

Dass in Giazza das Wort *bant* für ‘Stein’ steht, „selbst der kleinste Kieselstein“ heiße so, wird von SCHWEIZER (1948: 117) als Indiz für „einen langen Umwandlungsweg in einer nur mit Steingebäuden besetzten Gegend“ gesehen, „deren Wände grundsätzlich aus Bruchsteinen bestanden“. Das Wort *bant* (das dem deutschen Wort *Wand* entspricht) stamme nämlich von *winden* ab und bezeichne ursprünglich die geflochtene Wand. Aber im Binnenbairischen wie im Schriftdeutschen steht *Wand* auch für ‘Felswand’ (SCHMELLER 1872-1877: II, 939; SCHATZ 1955:

⁵ Der Grund – so KRANZMAYER (1956: 53) – ist die erhaltene Vokalarundung im Schriftdeutschen und im Zimbrischen.

⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Langobardentheorie_des_Zimbrischen (Zugriff: 10.11.2023).

⁷ DOW (2007: 7) zitiert zu diesem Punkt eine unveröffentlichte Stellungnahme des Münchner Germanisten OTTO BASLER, der darauf hinweist, dass *Hirsch* und *Reh* keine typischen Gebirgstiere seien und dass das Wort *Gams* nicht nur im Zimbrischen, sondern auch im Deutschen romanischen Ursprungs sei.

688). Wenn Felssteine als Baumaterial dienen, ist meiner Auffassung nach ein Bedeutungsübergang von 'Felswand' über 'Felsbrocken' zu 'Stein' nicht ausgeschlossen.

Zu einigen anderen einzelnen Argumenten SCHWEIZERS (vor allem mögliche Fortsetzungen von langobardisch *walapanus*) nehme ich unten Stellung. Über SCHWEIZERS historische und kulturhistorische Argumente möchte ich mir kein Urteil anmaßen; dazu etwa HEYDENREUTHER (2021).

Die Zimbern nennen ihre eigene Sprache *teutsch* (VII Gemeinden *toitsch*, XIII Gemeinden *tautsch*). REIFFENSTEIN (2000) spekuliert, ob die Wortbildung *deutsch* langobardischen Ursprungs sein könnte. Laut BRUCKNER (1895: 169) wird das hier im Anlaut vorliegende westgerm. *p* im Spätlangobardischen im Anlaut regelmäßig zu *t*. Aber Wörter mit westgerm. *p*- erscheinen im Zimbrischen wie im Deutschen ansonsten mit *d*- im Anlaut: *da*, *Ding*, *Dirna*, *Dorn*, *drai*. Die zimbrische Lautung mit *t*- in diesem Einzelfall für altes *d*- im Anlaut ist Folge des sogenannten „Schröderschen Assimilationsgesetzes“, das um 1100 im Südbairischen wirkte (WBÖ V, 23, vgl. KRANZMAYER 1956: 78).

GEISER (2021) trägt dankenswerterweise eine Reihe von linguistischen Argumenten für die Langobardentheorie zusammen, die er zum Teil von Schweizer (1948) übernommen hat. Ich möchte im Folgenden zu diesen Argumenten Stellung nehmen und prüfen, ob die Argumente stichhaltig sind, und gegebenenfalls alternative Erklärungen suchen, die ohne das Langobardische auskommen. Einige Punkte, die Geiser nennt, sind unumstritten, vor allem die im Langobardischen wie im Zimbrischen durchgeführte hochdeutsche Lautverschiebung.⁸

4.1 Lautungen

1. GEISER (2021: 68) schreibt: „Die althochdeutsche Diphthongierung ($\hat{o} > ua$ und $\hat{e} > ia$) wurde im Langobardischen nicht durchgeführt ... Im konservativsten Teil des Zimbrischen, nämlich im Westteil der Sieben Gemeinden (Asiago, Roana, Rozzo), ebenfalls nicht, außer vor *r* und im absoluten Wortauslaut“. „Die Umwandlung des langen, geschlossenen germanischen \hat{o} zum heutigen zimbrischen langen \hat{u} “, so Geiser weiter (ebd. 69), sei bereits im Langobardischen angelegt. Auch SCHWEIZER (2008: 65) hat geschrieben: „in den zahlreichen langobardischen Belegen für $\bar{u} < \bar{o}$ sehe ich die direkten Vorläufer der zimbrischen \bar{u} (in den VII Com.)“. GEISER

⁸ Reibelaut *f* oder *ff* für *pf* in einem Teil der Sieben Gemeinden betrachtet KRANZMAYER (1980: 49), anders als GEISER, als unabhängig von der Lautverschiebung und später „unter welschem Einfluß“ entstanden.

(2021: 68) verweist auf zwei Passagen in der langobardischen Grammatik von BRUCKNER (1895).⁹ GAMILLSCHEG (1935: 214) allerdings belegt, dass *ô* im Langobardischen nach Aussage der Entlehnungen ins Romanische im Gegenteil eher offen gesprochen wurde. Die Lautverhältnisse des späten Langobardischen sind also keineswegs sicher.

Die lautlichen Verhältnisse des Zimbrischen sind klar: Wörter wie *Brief* mit ahd. *ia* (westgerm. *ê²*) und wie *Stiege* mit ahd. *io* (westgerm. *eu*) sowie wie *Kuh* mit *uo* (westgerm. *ô*) lauten in Lavarone, Folgaria, Lusern und den Dreizehn Gemeinden wie in vielen binnenbairischen Dialekten mit *ia*, *ua*; in den Sieben Gemeinden außer Foza begegnen *ia*, *ua* nur in Wortauslaut und vor *r*, ansonsten erscheinen Langvokale *ī*, *ū*: zimbrisch [zimbr.] *nia* ‘nie’, *kxua* ‘Kuh’, aber *stiga* ‘Stiege’, *pube* ‘Bub’. Foza hat meist *ia*, *ui* mit einzelnen Monophthongen (KRANZMAYER 1980: 109f.; SCHMELLER 1838: 655f.; SCHWEIZER 2008: 58-65, 89-92). Anders als SCHWEIZER erklären SCHMELLER und KRANZMAYER die Monophthonge als Ergebnis von jüngerem Sprachwandel aus älterem *ie*, *uo*. Laut SCHMELLER (1838: 656) hat sich beim Diphthong *ie* „der zweite Vocal dem ersten assimiliert, und beide zusammen werden als gedehntes *i* gesprochen“ und ist der Diphthong *ue* „durch Assimilierung des zweiten Lautes mit dem ersten zu einem blossen gedehnten *u* oder *uu* geworden“. SCHMELLER verweist auch auf ähnliche Assimilationen bei *oa* aus mhd. *ei* in Wörtern wie *heiß*. Genauso sieht es KRANZMAYER (1956: 56f.): „Sekundär werden diese fallenden Zwielaute in welscher Nachbarschaft oder auf dem Boden lang anhaltender Romanität zu *ī*, *ū* monophthongiert, ähnlich wie in diesen Gegenden auch südbair. *ep* aus mhd. *ê* ..., südbair. *ōa*, *ov* aus mhd. *ô* und *ov* aus mhd. *ei* zu *ē*, *ō*, *ō* vereinfacht worden sind.“ Ähnliches finde man in der Mundart von Defreggen nordwestlich von Lienz (vgl. TSA I, Karten 27, 35). Zur Datierung der Monophthongierung verweisen SCHMELLER und KRANZMAYER auf die Verhältnisse im zimbrischen Katechismus von 1602 (MEID 1985), wo stets *ie* geschrieben wird. Das halte ich allerdings für anfechtbar; *ie* könnte hier eine überlieferte Schreibung in oberdeutscher Tradition sein, die auf die lokale Aussprache keine Rücksicht nimmt; der Katechismustext weist auch sonst eine Reihe von Anlehnungen an die oberdeutsche Gemeinsprache auf (MEID 1985: 27). Das Zeugnis des Katechismus reicht meiner Meinung nach allein nicht aus, um die zimbrischen Monophthonge zu datieren.

Für Monophthongierung nach der Besiedlung spricht aber, dass Foza, Lusern und die Dreizehn Gemeinden den Diphthong haben; dies ließe sich gut als älteren Sprachstand des gesamten Zimbrischen interpretieren. Auch das Verhalten der Entsprechungen zu mhd. *ê* in Wörtern wie *Weh*, *ô* in Wörtern wie *Stroh* und *ei* in Wörtern wie *heiß*, *eins* weisen in den gleichen Orten

⁹ Bei BRUCKNER (1895: 95) geht es um *-u*-Schreibungen für Namen mit westgermanisch (westgerm.) *-ô-*, bei BRUCKNER (1895: 89) um die Schreibung *mitphio* u.ä. (mit *-i-*) für *mêtphio* ‘Preis, Wert, Güter einer Morgengabe’ mit westgerm. *ê²*.

Diphthonge und Monophthonge in ähnlicher Verteilung¹⁰ auf wie die Entsprechungen von mhd. *ie* und *uo*: *bea* ‘Weh’, *stroa* ‘Stroh’, *oaz* ‘eins’, aber mit Monophthong *beban* ‘wehklagen’, *prosama* ‘Brosame’, *ona* ‘eine’. Das sieht nach einer einzigen Lautentwicklung aus, die alle fallenden Diphthonge gleichermaßen betroffen hat. Ferner sind die meisten zimbrischen Entsprechungen zu mhd. *ie* gar nicht von westgerm. *ē* abgeleitet, sondern von westgerm. *eu*, das im Langobardischen meist mit *eo*, *eu* geschrieben wird (BRUCKNER 1895: 110f.); es gibt auch vereinzelte Verschriftungen mit *iu*, *e* und *o*. Das Zimbrische geht hier, wie oben ausgeführt, mit dem Bairischen, nicht mit dem Langobardischen. Wenn man auf das Langobardische zurückgreift, hat man keine einheitliche Entwicklung einer phonologischen Reihe mit gleicher Zungenhöhe (ahd. *ia* und *io*, *uo*) zu langen *i* und *ū*. Dies alles zwingt mich zu der Annahme, dass die Monophthonge in Dialekten der Sieben Gemeinden erst spät aus alten Diphthongen entstanden sind.

2. Die Entsprechungen des germ. Lautes *au* im Zimbrischen sind für Schweizer Hinweise auf dessen langobardisches Erbe. Die häufigste Schreibung des Langobardischen ist *au* (so auch FRANCOVICH ONESTI 2013: 142). Für BRUCKNER (1895: 109) liegt mit den wenigen, späten Schreibungen mit *o* eine Erscheinung der italienischen Dialekte zugrunde, in denen spätlateinisches *ou* zu *o* wurde, das ist noch heute Stand der Forschung (PFISTER / VÖLLONO 2001: 281). Das germ. *au* hatte im Althochdeutschen zwei Fortsetzungen: *ou* und *ô*, je nach Lautumgebung, einerseits in Wörtern wie *Baum*, *Laub*, *laufen*, andererseits in Wörtern wie *roh*, *Tod*, *stoßen*. Die Mundart von Giazza folgt dieser getrennten Entwicklung des Deutschen (*lop* ‘Laubblatt’, *roat* ‘rot’). In den Sieben Gemeinden haben Wörter der Gruppe *Laub*, *laufen* Langvokal *ō*, Wörter der Gruppe *roh*, *Tod* usw. hingegen, wenn einsilbig, den Diphthong *oa*, aber wenn mehrsilbig den offenen Monophthong *ō*: *roat*, *rōte* (‘rot, rote’). Dies interpretiert SCHWEIZER (2008: 76f.) als Beibehaltung des germanisch-langobardischen Gleichklangs. Bezüglich der Monophthonge in den Sieben Gemeinden wurde oben die Verteilung von Monophthong und Diphthong besprochen und festgestellt, dass der Diphthong das Ursprüngliche ist. Somit gilt in den Sieben Gemeinden doch die deutsche, nicht die langobardische Verteilung. Lusern und Lavarone haben in beiden Wortgruppen *oa*: *loap* ‘Laubblatt’, *koavan* ‘kaufen’; hier ist nach Meinung SCHWEIZERS (2008: 76) die althochdeutsche Unterscheidung der zwei Gruppen „überhaupt nicht vorhanden“ – für ihn ein starkes Argument für die Langobardentheorie. Das Entstehen der zimbrischen Lautstände datiert er in die Zeit vor dem Jahr 900 (SCHWEIZER 2008: 76f.). Lusern weist aber eine unten gleich zur Sprache kommende westbairisch-ostalemannische Sonderentwicklung einer lautlichen definierten Wortgruppe mit mhd. *ou* wie *schauen*, *hauen* auf, die erst nach dem 12. Jahrhundert zu datieren ist; vermutlich ist die

¹⁰ Es gibt Unterschiede vor allem vor auslautendem Konsonanten, siehe ROWLEY (2013: 48).

oa-Lautung für altes *ou* erst danach entstanden. Und in einem einzigen hochfrequenten Wort (*ō* ‘auch’, BACHER 1905: 169) ist noch heute der wohl ältere Monophthong in Lusern belegt. Für Lusern kann man also eine späte Diphthongierung des ursprünglichen *ō* zu *oa* annehmen; der Gleichklang der zwei unterschiedlichen ahd. Laute wäre hier dann sekundär und zufällig.¹¹

Die Lautentwicklung der Wortgruppe *Laub, laufen* u.a., nämlich die „Monophthongierung des germanischen und langobardischen *au* (= ahd. *ou*) zum zimbrischen langen, geschlossenen *oo*“, nennt GEISER (2021: 70) langobardisches Erbe des Zimbrischen. Deswegen lehnt er eine Beziehung zu den Monophthongen der Dialekte im westlichen Oberbayern ab. Betroffen sind Wörter wie zimbr. *Pòm* ‘Baum’. KRANZMAYER (1956: 67) dagegen führt die zimbrische Lautung für die Gruppe *Baum, Laub* (ahd. *ou*) unter dem Obertitel „Alemannisierendes *ō*“ an. Es gehört für ihn zum westtirolischen Erbe des Zimbrischen.¹²

Gibt es Argumente, die uns erlauben, das Alter der Lautungen einzuschätzen? In den Gebieten des westlichen Bairischen und des östlichen Schwäbisch-Alemannischen, dort wo nach KRANZMAYERS Meinung die Zimbern herkommen, gibt es eine Besonderheit bei der Entwicklung von mhd. *ou* in bestimmten Lautumgebungen; in Wörtern wie *Au, Frau, schauen*, die einst nach dem Diphthong ein *w* aufwiesen, entwickelt sich der Diphthong im Bairischen zu *au* statt zu *ā*, in Alemannischen zu *ou* statt zu *ō* (KRANZMAYER 1956: 67). Genau diesen Zustand unterschiedlicher Entwicklungswege haben auch die Dialekte von Giazza und Lusern, es heißt dort zwar im Normalfall *löp* (Lusern *loap*) ‘Laub’, *kehofan* (Lusern *koavan*, siehe oben) ‘kaufen’ (SCHWEIZER 2008: 78f., 305-311), aber *haugan* ‘hauen’, *schaugan* ‘schauen’ u.ä. Diese Übereinstimmung mit der binnenbairischen Verteilung spricht stark für bairische Herkunft. Die Sieben Gemeinden allerdings haben unabhängig von der Lautumgebung meist die Normalentwicklung zu *ō*: *hoban, schogan*. Nur das Wort *vrau* ‘Frau’ hat hier die Sonderentwicklung, steht aber im Verdacht, eine kirchensprachliche Entlehnung aus dem Binnenland zu sein.¹³ Hier wird man im Rahmen der Bayerntheorie eine spätere Monophthongierung eines ursprünglichen *au* zu *ō* annehmen. Ich halte die Herleitung aus dem Langobardischen für sehr unwahrscheinlich.

¹¹ Zusammenfall auch in Binnenland in Teilen des Schwäbischen, vgl. WIESINGER (1970: I, 213-215).

¹² Da aber im Westtirolischen die Lautung *ō* aus älterem *au* erst um 1400 entstanden sei, so KRANZMAYER weiter, müssten die Zimbern die Monophthongierung nach der Einwanderung selbständig durchgeführt haben. WIESINGER (2021: 116) zeigt, dass die Monophthongierung im Binnenland wie im Zimbrischen älter sein muss.

¹³ Das nur von MARTELLO (1974: 147) für Roana bezeugte *Hānga* ‘zappa’ muss demnach auch auf Entlehnung beruhen.

3. GEISER (2021: 70) schreibt: „In der Konsonantenverbindung *rht* ist im Langobardischen regelmäßig das *h* ausgefallen ... Dieses langobardische Lautgesetz ist auch im Zimbrischen erhalten“.

Es handelt sich im Langobardischen vor allem um Namen mit dem Bestandteil *berht* (BRUCKNER 1895: 163f.; FRANCOVICH ONESTI 2013: 186, 223f.). Aber auch fürs gesamte Althochdeutsche und Altniederdeutsche verzeichnet FÖRSTEMANN (1856: 236-254) im „Altdeutschen Namenbuch“ eine Fülle von Schreibungen wie *bert*, *pert*, die heute noch in Namen wie *Albert*, *Herbert*, *Berthold* fortleben. Die Namensform ohne *-h* ist also keine Besonderheit des Langobardischen und taugt nicht als Grundlage für ein langobardisches Lautgesetz. SCHWEIZER (2008: 297) erklärt den Schwund in zimbr. *vôrten* ‘fürchten’, die ähnlich in den Sieben und Dreizehn Gemeinden und in Lusern begegnet, aus Vereinfachung einer Konsonantenhäufung wie in zimbr. *aské* für ‘achtzig’. Dies scheint mir durchaus plausibel.

4. GEISER (2021: 72) behauptet: „Das neuhochdeutschen Präfix *ge-* ist im Althochdeutschen meist *gi-* oder *ge-*, jedoch im Zimbrischen und Langobardischen immer *ga-*“.

FRANCOVICH ONESTI (2013: 86), die fürs Langobardische auch die Form *ca-* belegt, weist auf die zeitliche Differenz zwischen den langobardischen und althochdeutschen Belegen. In bairischen und alemannischen Texten aus früher althochdeutscher Zeit übrigens ist die Schreibung *ga-* oder *ca-* durchaus belegt (BRAUNE / HEIDERMANNS 2018: 104). In südbairischen Dialekten verzeichnet KRANZMAYER (1956: 85) *ga-* und *gi-*. *ga-* findet man etwa bei Kollektivbildungen auf *Ge --- ach* in einer Kärntner Mundart bei SEIDELMANN (1999).

SCHWEIZER (2008: 167) findet übrigens in den Sieben und Dreizehn Gemeinden neben häufigeren *ga-* auch gelegentliche *ge-*, ebenso KRANZMAYER (1980: 140). Eine Rückführung der zimbrischen Lautungen auf die langobardischen Schreibungen entbehrt jeder Grundlage.

5. GEISER (2021: 72) schreibt ferner: „Das neuhochdeutsche Suffix *-isch* lautet im Langobardischen sehr häufig *-asch* und im Zimbrischen im absoluten Wortauslaut *-osch* sowie aber vor Deklinationseendungen meist *-asch-*“.

BRUCKNER (1895: 117f.) belegt im Langobardischen nebeneinander *-isc-* und *-asc-* als Ablautvarianten des Germanischen. Zimbr. *-asch* und *-osch* kommen nur in den Sieben Gemeinden vor, die anderen zimbrischen Gebiete haben nur *-isch* (KRANZMAYER 1980: 135). SCHWEIZER (2008: 585) vermutet, die Endung „könnte möglicherweise als langobardisches Erbe (Gotisch?) angesprochen werden“, wobei die Herleitung „rein theoretisch fraglich“ sei. Eine alternative Lösung bietet SCHWEIZER selbst (2008: 329); „Die Form **-aské* kann eventuell eine autochthone

Bildung sein, da eine Tendenz erkennbar ist, die Endsilbenvokale als *o* zu sprechen“. Angesichts der *-isch*-Formen aus den anderen zimbrischen Inseln scheint die zweite Erklärung Schweizers am ehesten zielführend: Es wird sich um eine späte Entwicklung aus älterem *-isch* im Schwachton handeln.

4.2 Wortschatz

6. Laut GEISER (2021: 71) weist das Zimbrische „langobardischen Kennwörter“ auf. Manche davon seien allerdings auch „ins Italienische oder in italienische Dialekte eingegangen“, so dass ihre Anwesenheit im Zimbrischen „wenig aussagefähig“ erscheint. Ob es wirklich langobardische Kennwörter gibt, dürfte umstritten sein. RAPELLI (1983: 21-23) weist auf die große Anzahl langobardischer Wörter hin, die in den romanischen Dialekten der Umgebung nachweisbar sind, von denen aber kaum welche auch im Zimbrischen vertreten sind. Insgesamt habe ich folgende Fälle von als langobardisch gekennzeichneten Wörtern bei Geiser und in anderen Quellen gefunden:

Zunächst stehen Wörter, die tatsächlich langobardischen Ursprungs sind oder im Langobardischen belegt sind, die aber im Zimbrischen aus dem Romanischen stammen:

6a. *gastaldo* ‘Verwalter der königlichen Güter’. Das italienische Wort *gastaldo* ist langobardischen Ursprungs (FRANCOVICH ONESTI 2013: 92), aber ein Verwaltungswort, das sehr früh ins mittelalterliche Latein übernommen wurde und so in Italien Verbreitung fand. Im Zimbrischen ist es ein Lehnwort aus dem Italienischen, wie GEISER (2021: 71) richtig bemerkt.

6b. Als langobardisch bezeichnet RESCH (o.J.) in seinem „Cimbrisch-deutschen Wörterbuch“ zutreffend zwei weitere Wörter, deren Vermittlung über das Romanische erfolgte: *palla* ‘Ball’, vgl. ital. *palla* (BATTISTI / ALESSIO 1950-1957: IV, 2731f.) und *struntz* ‘Kot, Mist’ (GAMILLSCHEG 1937: 164; SCHATZ 1955: 614 s.v. *strunt*), vgl. ital. *stronzo* (Battisti / Alessio V, 3660f.). Umstritten ist das von RAPELLI (1983: 23) beigesteuerte *skaffa* ‘Leiste’ (über veronesisch *scafa* ‘Keil’) (auch GAMILLSCHEG 1937: 154); die Herkunft von ital. *scafa* deuten BATTISTI / ALESSIO (1950-1957: V, 3361f.) anders.

6c. *barba* ‘Onkel’, langobardisch *barbas* ‘Onkel väterlicherseits’. Das Wort ist allerdings mit FRANCOVICH ONESTI (2013: 68) gar nicht langobardischen Ursprungs, sondern aus dem mittelalterlichen Latein ins Langobardische entlehnt. *Barba* ‘Onkel’ ist in oberitalienischen

Mundarten weit verbreitet (BATTISTI / ALESSIO 1950-1957: I,429f.; LEI IV, 1241f.; SIS I, Karte 19). Zum zimbrischen Wort schreibt das WBÖ (II, 313): „Entl. aus oberit. *barba*“.

Es gibt ferner Wörter, bei denen ohne Vorkommen im Langobardischen über eine entsprechende Entlehnung spekuliert worden ist:

6d. *laba* ‘Teich’. GEISER (2021: 71) vermutet langobardische Herkunft. FRANCOVICH ONESTI (2013: 98f.) markiert das langobardische Wort *lama* ‘Pfützte’ als Kontamination von lat. *lama* ‘Sumpf’ und westgerm. **laima-* ‘Lehm’. Für KRANZMAYER (1980: 81) handelt es sich bei zimbr. *lawa* um eine deutsche Bildung, ein Reflex von mhd. *lâ* ‘Lache, Sumpf’, vgl. südbair. *lâ, lô* ‘Wassergraben, Seitenarm von Bächen’ (SCHATZ 1955: 366), ein germanisches Wort, das auch im Nordischen vorkommt. SCHMELLER (1872-1877: I, 1402) belegt auch aus dem Binnenbairischen Wortformen mit *-b-* im Inlaut, so Diminutiv *Läbl* und Kollektivum *Labach*. Es handelt sich nicht um ein langobardisches Lehnwort.

6e. *bèabart* ‘Unheil’. Die langobardische Herleitung stammt von GEISER (2021: 71). Die Wendung *bear bart* kommt in der Novene-Übersetzung des D. GIUSEPPE STRAZZABOSCO vor, im Langobardischen ist nichts Vergleichbares nachgewiesen. STEFAN (2000: 181f.), Herausgeberin der „Novene“, leitet die Wendung aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen ab, keinesfalls aus dem Langobardischen.

6f. *tambar* ‘Alm’.¹⁴ Im Langobardischen findet man nichts Entsprechendes. Fürs Zimbrische ist das Wort im „Cimbrisch-deutschen Wörterbuch“ von RESCH (o,j,) s.v. *tambar* belegt: „*Tambar* m synonym: *Tambalt* m *Tamber* dt. Alm nördlich der Ortschaft Gisóul im Fraselletal“. RESCH zitiert hier auch den Ortsnamen *Tambre* (auf der Hochebene Cansiglio) und spekuliert zur Etymologie: „lgb. *tambar*“. In CAPPELLETTI / SCHWEIZER (1942: 179) steht im Eintrag *Tambált*: „montagna ‘Tambaro’ (Alm bei Giazza)“. *Tambar* ist also in Wirklichkeit kein Wort, das ‘Alm’ bedeutet, sondern ein Toponym, der Name einer bestimmten Hochweide auf einem Berg bei Giazza. FABBRIS / RESCH (1975: 311f.) halten den Namen für eine Adaption ins Romanische des zimbrischen Namens *Tambalt*, der dem deutschen *Tannwald* entspricht und nach dem früheren Bewuchs genannt wurde; der Berg trägt nach FABBRIS / RESCH (1975: 312) „Weidegrund und Tannenbestand“.

Eher wahrscheinlich ist allerdings eine Fortsetzung des „Alpenworts“¹⁵ vorromanisch **tamāra* ‘Alpenhütte, Pferch’ (HUBSCHMID 1950: 22-24, 35), das in deutschen Dialekten in Osttirol, Kärnten

¹⁴ Hier danke ich Dr. INGEBORG GEYER, Wien, für hilfreiche Hinweise.

¹⁵ Alpenwörter sind Relikte aus vorhistorischen Sprachen des Alpenraums. Sie kommen in allen Sprachen des Raums vor, außerdem in anderen Reliktgebieten Europas.

und Krain als *Tamer* u.ä. fortlebt (WBÖ IV, 525f.) und auch in romanischen Dialekten Norditaliens vorkommt. PELLEGRINI (1987: 363) führt den Ortsnamen *Tambre* (Cansiglio) über romanisch *tàmer* auf diese Wurzel zurück, ebenfalls (ebenda 276) einen Flurnamen *Tamerlöche* in Durlo (zwischen den Sieben und den Dreizehn Gemeinden gelegen), der aber eher über Vermittlung des Deutschen ins Zimbrische¹⁶ gelangte. Auch bei Roana gibt es eine Höhle mit Namen *Tamparloch*, von PATUZZI (2020: 45) sicher irrtümlich mit zimbr. *tambararn* ‘lärmen, poltern’ (letztlich zu ital. *tamburare* ‘trommeln’) assoziiert. Das Alpenwort ist also für die Sieben und Dreizehn Gemeinden und ihre deutsche und romanische Umgebung belegt und bietet eine sichere Basis für eine Etymologie des Almnamens *tambar*.

6g. Ein Sonderfall ist die Ähnlichkeit von lang. *walapoꝛ* ‘schreckhafte Vermummung’ und zimbr. *Bölbos* ‘Schreckgespenst’. FRANCOVICH ONESTI (2013: 128) belegt langobardisch *walopaus* und glossiert ‘aggressione mascherata’ [maskierter Überfall]; im Ediktus Rothari, dem Langobardengesetz aus dem Jahr 643¹⁷, liest man: „Walopaus est, qui se furtim vestimentum alium induerit aut se caput latrocinando animo aut faciem transfiguraverit“ (*Walopaus* ist, wer heimlich andere Kleidung anzieht oder in der Absicht zu rauben den Kopf maskiert oder das Gesicht verwandelt). Das Wort ist zusammengesetzt aus germ. **walo-* ‘Schlachtfeld, Toter in der Schlacht’ (TIEFENBACH 2004: 278)¹⁸ und **banta-* ‘Stoß’. BRUCKNER (1895: 43) referiert die seinerzeit häufigste Interpretation, dass die oben zitierten Toten auf dem Schlachtfeld Anlass zu einer Bedeutung ‘Verhüllung in der Gestalt eines Abgeschiedenen’ gegeben habe. Man hat etwa an einen außer Kontrolle geratenen Heischebrauch vermummter Gestalten gedacht. Nur die Etymologie des Wortbestandteils *walo-* errichtet die semantische Brücke zur Bedeutungskomponente ‘Gespenst’; der langobardische Kontext legt nur eine Bedeutung ‘in Vermummung oder Verkleidung begangener Raubüberfall’ nahe.

SCHWEIZER (1948: 126) hat in der Bedeutung ‘Geist eines Verstorbenen’ im Westen der Sieben Gemeinden folgende zimbrische Formen notiert: „*Börpoß* (Varianten: *Börbos* und *Bölbos*), und zwar als Masculinum, das ich übrigens auch in Bosco bei Asiago feststellen konnte, obwohl dort die ... Form *Borpot* (Variante *Borbot*, *Borfoð*) gilt“. Weiters vermerkt SCHWEIZER (1948: 126) in Foza das Wort *belbos* ‘Schmetterling’: „Bekanntlich wird ja der Schmetterling vielfach als «Seelentier» angesehen.“ MARTELLO (1974: 135, 246) kennt die Formen *Forpòot* ‘fantasma’ und *Virbus* ‘spettro,

¹⁶ Dass in Durlo einst Zimbrisch gesprochen wurde, betont PELLIZZARI CARLOTTO (1970) unter dem Titel „La toponomastica testimonia la ‘cimbricità’ di Durlo“.

¹⁷ Monumenta Germaniae Historica. Leges in folio. Bd 4. Hannover 1868: 3-90.

¹⁸ Dieselbe Wortwurzel **walo-* finden wir im Wort *walaraupa* ‘vestita occisorum’ im bairischen Stammesrecht Lex Baiuvariorum (XIX,4) (KRALIK 1913: 616). Sie ist auch im Namen *Walhalla* enthalten, eigentlich ‘Halle der gefallenen Krieger’.

fanatasma, spirito'. Die oberflächliche Ähnlichkeit der langobardischen und zimbrischen Formen ist frappierend. Aber SCHMELLER / BERGMANN (1855: 190) verzeichnen das zimbrische Wort als *vorpot* 'Gespenst'. Das ließe sich, wie auch SCHWEIZER bemerkt, leicht als Kompositum *Vor* + *Bot(e)* auffassen. Er hält das für eine späte volksetymologische Umdeutung, aber die Verballhornung könnte genauso durch Tabuisierung von *Vorbote* ausgehen, worauf schon RAPELLI (1983: 40) hinweist. *Vorbote* in der Verwendung „von den vorzeichen des volksglaubens“ kennt das „Deutsche Wörterbuch“ (XXVI, 928f.) für das frühere Binnendeutsche und zitiert sogar einen niederdeutschen Beleg in der Bedeutung 'Vorspuk'.¹⁹ Das bietet einen Ausgangspunkt für die Bedeutungsentwicklung zu 'Gespenst'. Die Interpretation von Schmeller und Bergmann ist also durchaus nachvollziehbar. Hier ist meine Meinung, dass die Schmellersche Deutung wahrscheinlicher ist als die Ableitung von einem hapax legomenon des Langobardischen. Den einzelnen zimbrischen Formen liegen Entstellungen von *Vorpot* zu Grunde.

6h. Die lokalen italienischen Bezeichnungen *slambrot* und *slapero* für die Zimbern und ihre Sprache enthalten, so GEISER (2021: 73f.) mit SCHWEIZER (1948: 124), das Wort *Lombarde* (aus *Langobarde*). Zu einem anderen Schluss kommt zwar MASTRELLI (1984); nach einer Diskussion der etymologischen Möglichkeiten sieht er in den in oberitalienischen Dialekten weit verbreiteten Termini letztlich Entlehnungen aus oberdeutschen Mundarten. Aber GEYER (2012) hält die Herleitung vom *Lombarde* nach materialbezogener Abwägung für plausibler als MASTRELLIS Etymologie. Damit ist aber keineswegs die Abstammung der Zimbern von den Langobarden bewiesen.

7. Als weiteres Argument für langobardische Herkunft betrachtet GEISER (2021: 73) Fälle, in denen eine germanische Grundform zwei Wörter im Deutschen und im Zimbrischen mit verschiedenen Vokalen ergibt, so zimbr. *gripan* und schriftdeutsch *greifen* 'greifen', zimbr. *niigan* 'schwanken' und schriftdeutsch *neigen*, zimbr. *ruskan* und schriftdeutsch *rauschen*, zimbr. *schizan* und schriftdeutsch *schießen*. *graiivan* und *schaižan* sind auch im Zimbrischen nachgewiesen, bei *neigen* lautet die zimbrische Form der Sieben Gemeinden *noogan*. Zimbr. *gripan* und *ruskan* konnte ich nicht nachweisen.²⁰ Aber eine ganze Reihe ähnlicher Wörter inklusive *niigan* 'schwanken' und *šizan* 'schießen' erklärt SCHWEIZER (2008: 53f.) als „einzelne Restformen mit *i*, die vermutlich durch Kürzung oder Bedeutungsverengung der allgemeinen Diphthongierung entgingen“. Die Doppelheit ist nichts Ungewöhnliches; unterschiedliche Wortformen können auf verschiedene Ablautstufen des

¹⁹ Nach dem Deutschen Wörterbuch (Bd 12, 2. Abt., 1638f.) ist *Vorspuk* 'vorzeichen unheimlicher art'; in Tirol sind es oft Erscheinungen oder Ereignisse, die auf einen Tod hinweisen (vgl. HUTER 2021: 11).

²⁰ Fürs Binnenbairische ist *grippen* bei SCHMELLER (1872-1877: I, 1006) belegt.

Westgermanischen zurückgeführt werden, und nhd. *neigen* und *nicken*, *scheißen* und *Schiss* dokumentieren die gleiche Erscheinung.

8. SCHWEIZER (1948: 125) erschließt aus der Stammesgeschichte *Origo Gentis Langobardorum*²¹ und aus lokalen Märgen einen „Wodan- und Frea-Glaube der Langobarden“; GEISER (2021: 74) sieht eine Göttin *Fricka* als Stammesmutter und Stammesgottheit der Langobarden und führt fort: „Mitten im Zimbernlande gibt es eine bekannte Passstraße, die seit undenklichen Zeiten ‘Fricca-Pass’ genannt wird“. Da wir die Langobarden seit der Ankunft in Italien vor allem als Christen kennen, halte ich diese Schlussfolgerung für angreifbar. Die germanische Göttin muss auf Langobardisch gewiss ähnlich wie im Althochdeutschen *Frí(j)a* geheißten haben.²² In der (lateinisch geschriebenen) Origo-Sage der Langobarden werden die germanischen Gottheiten *Godan* und *Freia* genannt. Die Form *Fricka*, durch RICHARD WAGNERS „Ring der Nibelungen“ im Deutschen populär geworden, ist im Grunde die nordgermanische Entsprechung (altnordisch *Frigg*) zur westgerm. *Frí(j)a*. Der Passname kann somit nicht auf die Namensform der Göttin im Langobardischen zurückgehen. GIAMMARINARO (1952: 55) lehnt aus lautlichen Gründen explizit eine langobardische Herleitung (vom Personennamen *Fridriþ*) ab und deutet den Namen als Ableitung zu einer Weiterbildung von lat. *fricare* ‘reiben’.²³ Erstbeleg ist anno 1427 *la Fricha*.

9. GEISER (2021: 74) nennt als weiteres Argument für die Langobardentheorie eine „Synonymie“ von ‘Langobarden’ und ‘Langozimbern’, „ein gewichtiger Hinweis auf die Identität von Langobarden und Zimbern“. Er nimmt an, der Name der Langobarden leite sich ab von „lange Barden“ (ahd. *lange partîn* ‘lange Beile’, auch zimbr. *Parta* ‘Barte, kurzstielige Axt’), vielleicht nach einer typischen Bewaffnung. Im Zimbrischen gibt es ferner ein Wort *zimbara* für ‘Axt’ (Schmeller / Bergmann *Zimara* ‘Zimmeraxt’). Er setzt Kriegsbeil und Zimmeraxt als Synonyme und zieht den gewagten Schluss, dass, wenn lange *Barde* und lange *Zimar* gleichbedeutend seien, somit auch Langobarden und Zimbern gleich seien. Auch wenn der Name der Langobarden von ihrer Bewaffnung abgeleitet wird – dies ist absolut nicht sicher²⁴ – ist die Gleichsetzung der Bezeichnungen für ‘Axt’ kein Beweis für die Gleichsetzung der Völker. Die Zimbern bekamen

²¹ Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum saec. VI–IX. Hannover 1878: 1–6.

²² Beispiele für die Lautfolge *í(j)a* u.ä. aus langobardischen Quellen sind sehr selten, siehe BRUCKNER (1895: 135). Zum Namen siehe auch MEYER (1877: 263).

²³ Ich danke LIDIA FLÖSS, Trient, vom Projekt „Dizionario toponomastico trentino“ für Hilfe bei der Namendeutung. Sie schreibt „deriva dal verbo latino FRICICARE per FRICARE ‘sfregare’ con il significato di ‘muoversi lentamente’. Il toponimo è poco diffuso in Trentino, ma è presente anche a Trento, per indicare un versante boscoso nella zona Sud“.

²⁴ Siehe fast alle Behandlungen von BRUCKNER (1895: 33f.) bis hin zu <https://de.wikipedia.org/wiki/Langobarden> (Zugriff 10.11.2023). Die verbreitetste Alternative ist die Deutung als „lange Bärte“, aber es gibt auch andere Vorschläge, zum Beispiel VENNEMANN (2008: 244).

ihren Namen übrigens nach verbreiteter Auffassung nicht von Zimmerleuten, sondern von italienischen Gelehrten ab etwa 1300, die an die Cimbern und Teutonen der Antike dachten.²⁵

Wie begegnet Schweizer dem Argument, dass das Zimbrische große Gemeinsamkeiten mit dem Bairischen des Binnenraums hat? Insbesondere sieht er einen zum Teil durchgreifenden neuzeitlichen Einfluss des tirolischen Sprachraums auf das Zimbrische; das Zimbrische trage „einen unverkennbaren tirolisch-bairischen Firnis“ (SCHWEIZER 1948: 116). Die südbair. Aussprache *oa* für germ. *au* in Wörtern wie *rot, tot* zum Beispiel sei „bairische Einströmung“, „von Norden kommende Lautumbildungstendenz“ (SCHWEIZER 2008: 77, 83). Es hindere nichts, für das Vorkommen von Reibelauten als Lautverschiebungsergebnis im Anlaut (*faffe* ‘Pfaffe’) „den Einfluss des Langobardischen anzunehmen“; dann wären ebenfalls belegte *pf*-Lautungen „aus dem Hochdeutschen oder Nachbarmundarten übernommen“ (SCHWEIZER 2008: 239). Auch die „Bayerntheorie“ geht von einer gewissen, allerdings sehr geringen zimbrischen Übernahme von Neuerungen aus dem Binnenland aus. Aber dabei handelt es sich um Entlehnung einzelner Wörter etwa aus dem kirchlichen Bereich, nicht um Übernahme strukturell-phonologischer Erscheinungen wie der Aussprache aller Wörter mit einer bestimmten Lautumgebung oder einer bestimmten Ausgangslautung; letzteres ist keine typische Erscheinung der Kontaktlinguistik. Schweizers Erklärungsstrategie ist in dieser Hinsicht nicht plausibel.

Mein Fazit: Die Zimbern stammen, wie schon KRANZMAYER postuliert hat, der Sprache nach wenigstens vorwiegend von Baiern ab. Es sind im Zimbrischen keine Spuren nachweisbar langobardischer Einflüsse, die nicht besser aus dem Deutschen oder Romannischen erklärt werden können.

²⁵ BAUM (1983: 29); BIDESE (2004: 8-10), SCHMELLER (1838: 565), SCHWEIZER (1948: 124). Sie dachten wohl an die germanischen Völker der *Cimbri et Teutonici*, die der römische Consul Gaius Marius im Jahre 101 vor Christi Geburt bei Vercellae besiegte.

Literaturangaben

- BACHER 1905 = Josef Bacher: Die deutsche Sprachinsel Lusern. Innsbruck. Nachdruck Wien 1976
- BATTISTI (1931) = Carlo Battisti: Il dialetto tedesco dei Tredici Comuni Veronesi; in: *L'Italia dialettale* 7, 64-114
- BATTISTI/ALESSIO (1950-1957) = Carlo Battisti, Giovanni Alessio: *Dizionario etimologico italiano*. 5 Bde. Firenze
- BAUM (1983) = Wilhelm Baum: *Geschichte der Zimbern. Storia dei Cimbri*. Landshut
- BIDESE (2004) = Ermenegildo Bidese: Die Zimbern und ihre Sprache: Geographische, historische und sprachwissenschaftlich relevante Aspekte; in: Stolz, Thomas (Hg.): „Alte“ Sprachen. Bochum, 3-42
- BRAUNE/HEIDERMANNS (2018) = Wilhelm Braune/Frank Heidermanns: *Althochdeutsche Grammatik*. 16. Aufl. Berlin
- BRUCKNER (1895) = Wilhelm Bruckner: *Die Sprache der Langobarden*. Straßburg
- CAPPELLETTI/SCHWEIZER (1942) = Giuseppe Cappelletti/Bruno Schweizer: *Taut6. Puox tze Lirnan Reidan und Scraiban iz Gareida on Ljetzan*. Bozen. Nachdruck Giazza 1980
- Deutsches Wörterbuch von Jakob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. Leipzig 1854-1971
- DOW (2004) = James R. Dow: Bruno Schweizer's commitment to the Langobardian thesis; in: Stolz, Thomas (Hg.): „Alte“ Sprachen. Bochum, 43-54
- DOW (2007) = James R. Dow: Bruno Schweizer's Zimbrische Gesamtgrammatik; in: Ammann, Andreas (Hg.): *Linguistics festival May 2006, Bremen*. Bochum, 1-15
- FABBRIS/RESCH (1975) = Antonio Fabbris, Hugo Resch: *Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Selva di Progno (Verona)*. München
- FÖRSTEMANN (1856) = Ernst Wilhelm Förstemann: *Altdeutsches Namenbuch. I. Personennamen*. Nordhausen
- FRANCOVICH ONESTI, (2013) = Nicoletta Francovich Onesti: *Vestigia langobarde in Italia (568-774)*. Nachdruck der 2. Aufl. Roma
- GAMILLSCHEG (1935) = Ernst Gamillscheg: *Romania Germanica. 2: Die Ostgoten. Die Langobarden. Die altgermanischen Bestandteile des Ostromanischen. Altgermanisches im Alpenromanischen*. Berlin
- GEISER (2019) = Remigius Geiser: Linguistisches zur Langobardentheorie; in: „Woher kommt das Zimbrische?“ Tagungsband des Bayerischen Cimbern-Kuratoriums 2019. Velden a.d. Vils, 66-77
- GEYER (2012) = Ingeborg Geyer: Anmerkungen zu *Slambrot*; in: Anreiter, Peter u.a. (Hg.): *In simplicitate complexitas. Festgabe für Barbara Stefan zum 70. Geburtstag*. Wien, 99-108
- GIAMMARINARO (1952) = Antonina Giammarinara: *I nomi locali del roveretano*. Firenze
- HEYDENREUTER (2021) = Reinhard Heydenreuter: Zum mittelalterlichen Landesausbau im Gebiet der XIII und VII Gemeinden und deren Umgebung; in: „Woher kommt das Zimbrische?“ Tagungsband des Bayerischen Cimbern-Kuratoriums 2019. Velden a.d. Vils, 180-239

- HORNUNG (1994) = Maria Hornung: Die sogenannten zimbrischen Mundarten der Sieben und Dreizehn Gemeinden in Oberitalien; in: *Germanistische Linguistik* 124-125, 19-43
- HUTER (2021) = Daniel Johannes Huter: Über das Ankündigungssphänomen der Vorweilung im Tiroler Oberland unter Besonderer Berücksichtigung des Pitztals; in: *Der Schlern* 95 Heft 5, 4-29
- JUD (1937) = Jakob Jud: Die Verteilung der Ortsnamen auf -engo in Oberitalien; in: Scheuermeier, Paul u.a. (Hg.): *Donum natalicum Carolo Jaberg messori indefesso sexagenario*. Zürich, 162-192 und Karte
- KRALIK (1913) = Dietrich von Kralik: Die deutschen Bestandteile der Lex Baiuvariorum; in: *Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte* 38, 15-55, 403-449, 583-623
- KRANZMAYER (1956) = Eberhard Kranzmayer: *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes*. Wien
- KRANZMAYER (1960) = Eberhard Kranzmayer: *Die bairischen Kennwörter und ihre Geschichte*. Wien
- KRANZMAYER (1981) = Eberhard Kranzmayer: *Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart*. Hg. von Maria Hornung. Wien [Handschriftliche Dissertation, Wien 1923.]
- LEI = *Lessico etimologico italiano*. Hg. von Max Pfister, Elton Prifti, Wolfgang Schweickard. Bd 1ff. Wiesbaden 1979ff.
- MARTELLO (1975) = Umberto Martello: *Dizionario della lingua cimbra dei Sette Comuni vicentini*. Roana
- MASTRELLI (1984) = Carlo Alberto Mastrelli: Una nota etimologica sui >sláparo< e >slambròt<; in: Pellegrini, Gian Battista u.a. (Hg.): *Le isole linguistiche di origine germanica nell'Italia settentrionale*. Roana, 87-101
- MEID (1985) = Wolfgang Meid: *Der erste zimbrische Katechismus*. Innsbruck
- MEYER (1877) = Carl Meyer: *Sprache und Sprachdenkmäler der Langobarden*. Paderborn
- PATUZZI (2020) = Umberto Patuzzi (2020): *Il Cimbro è ancora vivo. Das Zimbrische lebt noch. Zimbar-Gapréch nòch lentikh*. Roana
- PELLEGRINI (1987) = Giovan Battista Pellegrini: *Ricerche di toponomastica veneta*. Padova
- PELLIZZARI CARLOTTO (1970) = Agnese Pellizzari Carlotto: La toponomastica testimonia la »cimbricità« di Durlo; in: *Taucias Gareida* 2 Nr. 2, 19f., Nr. 3, 19
- PFISTER/VÖLLONO (2003) = Max Pfister / Maria Völlono: Italien und Alpenromania (§ 7 von: *Romanisch-Germanische Sprachbeziehungen*); in: Beck, Heinrich u.a. (Hg.): *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*. Bd 25. Berlin/New York. 279-289
- RAPELLI (1983) = Giovanni Rapelli: *Test cimbri. Gli scritti dei Cimbri dei Tredici Comuni Veronesi*. Verona
- RAPELLI (1994) = Giovanni Rapelli: Die Familiennamen der Dreizehn und Sieben Gemeinden; in: *Germanistische Linguistik* 124-125, 59-78
- REIFFENSTEIN (2000) = Ingo Reiffenstein: Italien und die Anfänge des Wortes *deutsch*; in: Plangg, Guntram und Thurnher, Eugen (Hg.): *Sprache und Dichtung in Vorderösterreich*. Innsbruck, 27-33

- RESCH (o.J.) = Hugo Resch: Cimbrisch-deutsches Wörterbuch. <https://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html> (Zugriff 10.11.2023)
- ROHLFS (1947) = Gerhard Rohlfs: Germanisches Spracherbe in der Romania. München
- ROWLEY (2013) = Anthony Rowley: Grammatographie des Zimbrischen. Eberhard Kranzmayer und Bruno Schweizer im Vergleich; in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 80, 36–59
- SCHATZ (1955) = Josef Schatz: Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Innsbruck
- SCHMELLER (1838) = Johann Andreas Schmeller: Ueber die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache; in: Denkschriften der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 15. Abhandlungen der philosophisch-philologischen Klasse 2, 555-708. Nachdruck Landshut 1985
- SCHMELLER (1872-1877) = Johann Andreas Schmeller: Bayerisches Wörterbuch. 2., von G. Karl Frommann bearb. Auflage. München
- SCHMELLER/BERGMANN (1855) = Johann Andreas Schmeller/Joseph Bergmann: Cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII. und XIII. Comuni in den venetianischen Alpen. Wien. Nachdruck Landshut 1985
- SCHWEIZER (1948) = Bruno Schweizer: Die Herkunft der Zimbern; in: Die Nachbarn. Jahrbuch für vergleichende Volkskunde 1, 111-129. Nachdruck in: Cimbernland 13/1987, 486-499
- SCHWEIZER (2008) = Bruno Schweizer: Zimbrische Gesamtgrammatik. Vergleichende Darstellung der zimbrischen Dialekte. Hg. von James R. Dow. Stuttgart 2008 [Masch. Dießen am Ammersee 1951-1952.]
- SEIDELMANN (1999) = Erich Seidelmann: Bildungsweisen der Kollektiva in zimbrischer und Kärntner Mundart; in: Tatzreiter, Herbert u.a. (Hg.): Erträge der Dialektologie und Lexikographie. Wien, 442-456
- SIS = Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz. Hg. von Karl Jaberg, Jakob Jud, Paul Scheuermeier. Bde 1-8. Zofingen 1928-1940
- STEFAN (2000) = Barbara Stefan: Novena vun unzar liben Vraun. Die zimbrische Mariennovene des D. Giuseppe Strazzabosco mit Übersetzung und Kommentar. Innsbruck
- TIEFENBACH (2004) = Heinrich Tiefenbach: *Quod Paimuari dicunt* – Das altbairische Wortmaterial der Lex Baiuuariorum; in: Greule, Albrecht u.a. (Hg.): Die bairische Sprache. Studien zu ihrer Geographie, Grammatik, Lexik und Pragmatik. Regensburg, 263-290
- TSA: Tirolischer Sprachatlas. Hg. von Karl Kurt Klein, Ludwig Erich Schmitt. 3 Bde. Marburg a.d. Lahn 1965-1971
- VENNEMANN (2008) = Theo Vennemann: Lombards and Lautverschiebung; in: Sprachwissenschaft 33, 213-256
- WBÖ = Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Bd 1ff. Wien 1963ff.
- WIESINGER (1970) = Peter Wiesinger: Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. 2 Bde. Berlin
- WIESINGER (1983) = Peter Wiesinger: Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebiets: Mittel-, Südost- und Osteuropa; in: Besch, Werner u.a. (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Bd 2. Berlin/New York, 900-929

Rowley: *Zimbern: Baiern oder Langobarden?*

WIESINGER (2021) = Peter Wiesinger: Zimbrisch und Südbairisch – Eine Studie zur Entwicklung des Vokalismus; in: „Woher kommt das Zimbrische?“ Tagungsband des Bayerischen Cimbern-Kuratoriums 2019. Velden a.d. Vils, 100-123

Dieter Stellmacher (Göttingen)

Die niederländische mittelalterliche ‚Migration‘ nach Norddeutschland und ihre Folgen für den Umbau niederdeutscher Sprachlandschaften

1 Geschichtliche Daten und das Geschichtsgefühl

In der deutschen Sprachgeschichte gilt die „Elbe-Saale-Linie“ als grundlegend (FRINGS 1956: 11). Vom thüringischen Saalfeld über Magdeburg bis Hamburg reichend, trennt sie das sog. deutsche Altland von einem Neuland, in dem ab dem 12. Jh. eine germanischsprachige Besiedlung erfolgt ist. So bildete sich eine Sprachlandschaft, die durch ein slawisches Substrat, nieder- und mitteldeutsche sowie niederländische Superstrate geprägt worden ist. Bis heute bezeugen das gemäß der onomastischen Erfahrung, dass Namen Zeugen der Geschichte sind, dialektale und onomastische Gegebenheiten (UDOLPH 2023). In einer von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, der Sächsischen Akademie der Wissenschaften und der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen 2002 in der Lutherstadt Wittenberg organisierten Fachtagung zum Thema „Sprachkontakte. Niederländisch, Deutsch und Slawisch östlich von Elbe und Saale“ ist diese sprachgeschichtliche Thematik umfassend behandelt worden (STELLMACHER 2004). Inwieweit die niederländischsprachigen Zuwanderer die ostelbischen Sprachverhältnisse mitgestaltet haben, ist eine Frage, die seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert immer deutlicher in das Forscherbewusstsein getreten ist.

Um frühe Zeugnisse einer niederländischen „Migration“ hat sich die Geschichtswissenschaft bemüht. Dafür stehen die 1791 erschienenen „Historischen Untersuchungen über die niederländischen Kolonien in Niederdeutschland“ des an der Universität Wittenberg ausgebildeten Historikers und Theologen Johann Gottfried Hoche (1762-1836) und die 1815 herausgekommenen zwei Bände „Über die niederländischen Colonien, welche im nördlichen Teutschland im zwölften Jahrhundert gestiftet worden sind“ August von Wersebes (1751-1831). Der aus dem ostflämischen Gent stammende Historiker und Diplomat Emile de Borchgrave (1837-1917) veröffentlichte 1864/65 in zwei Bänden eine „Histoire en Allemagne pendant le XIIe et le XIIIe siecle“. Selten sind aber historische Quellen und urkundliche Zeugnisse dieser Ostsiedlung, sodass auf die „Chronica Slavorum“ Helmolds von Bosau (1172) zurückgegriffen werden musste. Er berichtet nämlich, dass der brandenburgische Markgraf Albrecht der Bär (1100-1170), nachdem er 1157 Brandenburg zurückerobert hatte, rheinisch-niederländische Siedler in großer Zahl in die Bistümer Brandenburg und Havelberg sowie westlich der Elbe in die Altmark geholt habe. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichts ist wiederholt in Frage gestellt worden. Die

Bedenken stützen sich darauf, dass nur wenige Siedlungsurkunden *Flamingi* im Gebiet der mittleren Elbe erwähnen und von „strenui viri ex Flandrensi provincia“ – so in einer Urkunde von 1159 für Dörfer um die anhaltische Stadt Dessau – fast nie die Rede ist. Auch niederländische Geschichtsquellen schweigen hierzu (GROSSE 1992). Deshalb ist es möglich, dass urkundlich erwähnte *Flandrenses*, *Hollandenses* und *Flamingi* eine allgemeine Kolonistenbezeichnung sind. Das gilt besonders für die „deutsche Ostkolonisation (...) zu Beginn des 13. Jahrhunderts“ in Schlesien. Dazu bemerkt Norbert Morciniec, „dass der Begriff *deutsche Kolonisation*, der im historischen Schrifttum gebraucht wird, sich auf alle aus dem *deutschsprachigen* Westen kommenden Siedler bezieht, und daher ist es nicht auszuschließen, dass sich unter den Neuankömmlingen auch Siedler aus Flandern befanden“ (MORCINIEC 1964: 7). Ein zweiter Anstoß für die Ostmigration waren im 16. Jh. die Folgen der Reformation. Jetzt begaben sich „Glaubensflüchtlinge“ in den benachbarten Osten und weit darüber hinaus mit entsprechenden Sprachfolgen, was die niederländische Sprachgeschichte unter dem Titel „Negotie en Religie“ (Handel und Religion) erforscht.

Das Spurensuchen östlich von Elbe und Saale legitimiert sich also aus der Geschichte der brandenburgischen Lande. Hier suchte man, um die für das Land fatalen Folgen des Dreißigjährigen Krieges zu überwinden, „nützliche Professionisten“ zum Wiederaufbau. Ein sprechendes lexikalisches Zeugnis der eingeladenen „nützlichen Professionisten“ ist das auch im „Deutschen Wörterbuch“ gebuchte Lemma *Holländerei*, interpretiert als „ein wirtschaftsgut, bei dem die hauptsache in viehzucht und im wiesenwaxse besteht“ (DWB 1877: Spalte 1744). Wie verbreitet dieser Begriff ist/war, zeigt der Volksbrockhaus von 1934, der dieses Wort mit „norddeutsch svw. (soviel wie, Anm. d. Verf.) Milchwirtschaft“ erklärt (VOLKS=BROCKHAUS 1934: 299). In diesem Zusammenhang wurde es zunehmend eine Aufgabe der Sprachwissenschaft, auf die von der Geschichtswissenschaft gestellten Fragen zum niederländischen Siedlungsgeschehen Antworten zu geben, und zwar im Einklang mit einem Geschichtsgefühl, das besonders ausgeprägt in der brandenburgischen Fläminglandschaft begegnet, einem etwa 640 km² großen Raum südlich von Berlin (STELLMACHER 2008). Der aus dem Südrande des Flämings stammende Historiker Karl Lamprecht (1856-1915) hat das 1915 in einem Vortrag in Dresden so beschrieben: „Wenn Sie von Calais aus nach Nordosten fahren (...) oder gar darüber hinaus bis (...) in die Gegend etwa der Panne (das westlichste Seebad Belgiens, Anm. d. Verf.) (...) und sehen die Bauern an, dann können Sie denken, Sie wären zwischen Wittenberg und Jüterbog oder in der Altmark (...): große schwere Männer (...) mit (...) schwarzen Mützen und einem ordentlichen Sturmband daran, rasierte Gesichter (...), darunter einen langen, schwarzen Rock, Schaftstiefel, - kurz, es ist der Bauer der Altmark und ist der Bauer des Flämings. Warum soll denn das auch nicht

so sein? – Der Bauer der Altmark ist ein Flame und der Bauer des Fläming ist erst recht ein Flame, es ist dieselbe Bevölkerung“ (BOELKE 1936: 9).

2 Sprachspuren: *Randniederländisch, Grenzniederländisch, Kolonialniederländisch, Lingua-franca-Niederländisch*

Bei dem so beschriebenen Sprachgefühl überrascht es nicht, dass nach „Flämischem“ auch in der Sprache gesucht wurde, was seit dem ausgehenden 19. Jh. dann auch ein sprachgermanistisch-dialektologisches Thema geworden war – wohl wissend, „dass die Frage der sprachlichen Veränderung das schwierigste und rätselhafteste Kapitel in der Sprachgeschichte genannt werden muss“ (TOERNQVIST 1974: 401). Besondere Anstöße erhielt es durch die Forschungen Hermann Teucherts (1880-1971). Sein 1944 erschienenes und 1972 in 2. Auflage herausgekommenes Werk „Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts“ ist ein erster Höhepunkt dieser Spurensuche, die Teuchert 1964 in der Forschungsgeschichte so verortet: „Meine wissenschaftliche Arbeit hat dem Verhältnis der niederländischen und der niederdeutschen Sprache in einem besonderen Falle gegolten, und ich habe den Vorgang, in dem sich beide eng berührt haben, erhellen können. Dieser Vorgang hat sich in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ereignet und war im Laufe der Zeit in Vergessenheit geraten. Niederländische Menschen sind vor 800 Jahren als Siedler an die mittlere Elbe und den Westrand der späteren Mark Brandenburg gezogen und haben ihre Sprache dorthin verpflanzt. Aus diesen Anfängen ist die märkische Kolonialsprache entstanden. Der niederländische Einschlag in ihr ist so stark, daß mit einigem Recht von einer niederländischen Sprachinsel) in der Mark gesprochen werden kann“ (SCHMITT 1972: XVI). Teucherts Forschungen erfolgten im Rahmen der sich Ende des 19. Jahrhunderts entwickelnden Sprachatlasforschung und der Großlandschaftslexikographie sowie der sich im frühen 20. Jahrhunderts formierenden Kulturmorphologie, wofür das „Bonner Modell“ steht, die Zusammenarbeit von Historikern, Volkskundlern und Dialektologen (FRINGS/TILLE 1925: 4; GROBER-GLÜCK 1982). Dabei ging es im norddeutschen Sprachraum immer auch um das Verhältnis zum Niederländischen. Die sprachgeographische Bearbeitung dieser Problematik sucht eine überzeugende Unterscheidung zwischen einem niederdeutschen Wort und einem niederländischen, dem *Neerlandicum*, was östlich von Elbe und Saale als Beleg für niederländische Zuwanderung angenommen wird; ein Beispiel dafür liefert die Sprachkarte ‚Erle‘ (FRINGS/LERCHNER 1966: Karte 15). Als Neerlandicum gilt also nur, wenn das betreffende Wort im westlich der Elbe-Saale-Linie gelegenen Niederdeutschen „nicht nachweisbar, d.h. in den Idiotiken nicht verzeichnet ist“ (SEELMANN 1928: 31). Hier war zu beachten, welche Stellung dem Niederländischen in Norddeutschland zugefallen war. Dabei wird grundsätzlich zwischen dem

Niederländischen als eine autochthone und als eine allochthone Sprachvarietät unterschieden (KREMER 1983).

Als autochthone Sprache fungiert Niederländisch im deutsch-niederländischen Grenzgebiet, wo 1965 die sog. Euregio (das sind die deutsch-niederländischen Grenzregionen Westmünsterland, Grafschaft Bentheim, Twente und Oost-Gelderland) gegründet worden ist. Dieser wird das allochthone Niederländisch gegenübergestellt, sozusagen Niederländisch extra muros, wofür die Bezeichnung Grenzniederländisch für niederländische Sprachlichkeiten vom Niederrhein bis Ostfriesland gesetzt wird. Die autochthonen Sprachen sind hier das Niederdeutsche und das Ostfriesische. Inwieweit dieses Grenzniederländische eine niederdeutsche Sprachvarietät darstellt, das ist ohne einen Bezug auf die kommunikative Rolle des Niederländischen nicht möglich. Niederländisch fungierte hier in der Folge landespolitischer und konfessioneller Entwicklungen auch als Verwaltungs-, Schul- und Kirchensprache. Die dritte Varietät ist das Kolonialniederländische als Sprachreaktion auf verschiedene Kolonisations- oder Emigrationsbewegungen wie die mittelalterliche Marschen- und Ostkolonisation. Mit der Bildung niederländischer Sprachinseln in Brandenburg, der Altmark, dem Gebiet von Unterweser und Niederelbe, Ostholstein, Ost- und Westpreußen, Schlesien, auch im Rhein- Main-Gebiet. Auf diese Zeit bezieht sich der Hinweis auf die oben schon erwähnte Siedlung *Wilhelmsau/Wilamowice* westlich von Krakau, „wo noch heute *fleemisch* in der Bedeutung ‚flink, eifrig bei der Arbeit‘ bekannt ist (JUNGANDREAS 1968: 237). Von einer wirklichen flämischen Besiedlung dieses schlesischen Raumes sei aber nach MORCINIEC 1984 nicht auszugehen. Schließlich noch als Viertes das sog. Lingua-franca-Niederländisch, also Niederländisch als internationale Verkehrssprache wie einmal an der gesamten Nordseeküste. In Hamburg war es auch Handelssprache der Kaufmannschaft und der Seeleute, wofür die Lebensregel stand: „Lernt das Christentum, um in den Himmel und Niederländisch, um durch die Welt zu kommen“ (MENKE 1992: 290).

3 Niederländisch und die Sprachebenen

In jeder dieser Sprachkontaktsituationen kommt es zu Beeinflussungen auf allen Sprachebenen. Dass sich dabei die strukturell am wenigsten geschlossene Ebene, die lexikalische, als ergiebigstes Forschungsfeld erweist, überrascht nicht. In Bezug auf Hermann Teucherts „Sprachreste“ ist die Beschränkung auf die lexikalische Neerlandicaerforschung schon früh kritisch angemerkt worden (FRINGS 1950: 28). In der Auseinandersetzung mit den als niederländisch identifizierten Elementen auf anderen Sprachebenen konnte weiteres Niederländische vorgestellt werden (DE SMET 1983). Dazu zählt auf der lautlichen Sprachebene die Palatalisierung kurzer Vokale. Demzufolge ist das

bekannteste mittelmärkische Kennzeichen das *e* im neutralen Artikel *det*, das selbst bei der Verhochdeutschung nicht aufgegeben worden ist: *des* (BBW 1970: Spalte 930-932; TEUCHERT1964: 48f.).

Auch in der märkischen Syntax wird niederländischer Spracheinfluss vermutet, etwa bei der Wortstellung im verbalen Satzrahmen, vgl. hochdeutsch: Dann *werde ich wohl aufstehen müssen*, niederländisch: Dan *zal ik wol moeten opstaan*, niederdeutsch-märkisch: Denn *weer ik woll moeten opstaan* (ISING 1980: 246).

Ob das aber für weiterführende Überlegungen zum Siedlungsgeschehen ausreicht, bedarf zusätzlicher Begründung. Sie wurde in einer Forschungsgeschichte gesucht, dessen Wurzeln in der auf Tacitus zurückgehenden Einteilung des Westgermanischen in die Sprachen der Ingwäonen (an der Nordsee), Herminonen (an mittlerer und oberer Elbe) und Istväonen (zwischen Rhein und Weser) liegen. Für die deutsche Sprachgeschichte folgert Theodor FRINGS daraus: „Nach dem Abzug der Erminonen wurden die westlich der Elbe liegenden Landschaften Einzugsgebiete ingwäonisch-nordischer Völkerschaften, so der ingwäonischen Thüringer und Warnen, danach der Sachsen“ (FRINGS 1957: 57). Eine kritische Würdigung der „westgermanischen Spracheinheit“ nahm 1974 der schwedische Germanist Nils Törnqvist vor. Wie auch immer das Westgermanische bestimmt und erklärt worden ist, dass die hier interessierenden niederländisch-niederdeutschen Sprachkontakte unterschiedliche Sprachlichkeiten verursachten, ist ein gut zu belegender Umstand, der die Sprachgeschichtsforschung nach wie vor zu beschäftigen versteht.

4 Kontinentalwestgermanisch und die Theodistik

Für Überlegungen zum Umbau niederdeutscher Sprachlandschaften ist der Bezug auf Sprachkontakte und die von ihnen begründeten Sprachspuren unerlässlich. In jüngerer Zeit erfolgt die Spurensuche im Rahmen der sog. Theodistik. Sie bezieht sich auf die *Lingua Theodisca*, das Kontinentalwestgermanische vor der Fixierung deutscher und niederländischer Standardvarietäten und damit um die Frage, welche Sprachlichkeit als niederdeutsch oder niederländisch auszuweisen ist, denn „im Grunde genommen gibt es vor der Neuzeit keine - in modernem Sinne – deutsche Sprachgeschichte, ebensowenig wie eine niederländische, es gibt allenfalls eine kontinentalwestgermanische, die sich freilich ausdifferenzieren ließe in eine solche ‚auf dem Boden des heutigen Deutschland, Österreich und der Schweiz‘ bzw. ‚auf dem der heutigen Niederlande und Nordbelgiens /Flanderns““ (DE GRAUWE 2003: 128). Exemplarisch hat de Grauwe das an den Raumsynonymen für ‚spät‘ dargestellt: „Innerhalb des Kontinentalwestgermanischen (Kwgm) war

spät/spade nicht nur ein Wort des Südens, sondern auch des Nordens und Nordwestens (...), außerdem früher als sein konkurrierendes Synonym *laat* (...). Dieses darf in seinen eigenen Semantik (eben ‚spät‘) als Nordseegermanisch gelten, ist es doch von alters her nur in England, Friesland, Niederdeutschland und (...) in den *nideren landen* bekannt. Ist es also ein Ingwäonismuns, (dann) muss *spät/spade* somit als ‚Theodismus‘ bewertet werden, d.h. als ein Wort, das (...) den gesamten kwgm. (theodischen) Raum überdeckt(e)“ (DE GRAUWE 2007/2008: 104f).

Abschließend soll festgehalten werden, dass dialektologisches Arbeiten sich nicht auf das Aufspüren kleinräumiger, lokaler Sprachlichkeiten beschränkt, sondern ohne Überschätzung als ein zentraler Bereich sprachgeschichtlicher Forschung bezeichnet werden darf.

Literaturangaben

- BBW 1970 = Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch, 1. Band, bearbeitet unter der Leitung von Gerhard Ising. Neumünster
- BOELKE 1936 = Otto Bölke: Auf dem Fläming. Een klein Vlaanderen in Duitschland. Düben
- DE GRAUWE 2003 = Luc de Grauwe: Theodistik. Zur Begründung eines Faches und ein Plädoyer für eine kontinentalwestgermanische Sicht auf die neuzeitliche Bifurkation Deutsch-Niederländisch; in: Berthele, Raphael/Christen, Helen/ Germann, Sybille/Hoche, Ingrid (Hg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Berlin/New York, 127-156
- DE GRAUWE 2007/2008 = Luc de Grauwe: Mnl. frühnl. Mnd. *spad(ig)e regen/* hd. *spaeter regen*, ein Theodismus; in: Niederdeutsches Wort 47/48, 97-111
- DE SMET 1983 = Gilbert de Smet : Niederländische Einflüsse im Niederdeutschen; in: Cordes, Gerhard/Möhn, Dieter (Hg.): Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Berlin, 730-761
- DWB 1877 = Deutsches Wörterbuch. Hg. von Jacob und Wilhelm Grimm. 4. Band. Leipzig
- FRINGS 1950 = Theodor Frings: Aufbau und Gliederung des Niederdeutschen. Aus Anlass des Buches von H. Teuchert, Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts, 1944; in: Niederdeutsche Mitteilungen 6, 28-53
- FRINGS 1956 = Theodor Frings: Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch; in: Frings, Theodor: Sprache und Geschichte III. Halle/Saale
- FRINGS 1957 = Theodor Frings: Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache. Halle/Saale
- FRINGS/LERCHNER 1966 = Theodor Frings/Gotthard Lerchner: Niederländisch und Niederdeutsch. Berlin, Karte 15
- FRINGS/TILLE 1925 = Theodor Frings/Edda Tille: Kulturmorphologie; in: Teuthonista 2, 1-18
- GROBER-GLÜCK 1982 = Gerda Grober-Glück: Die Leistungen der kulturmorphologischen Betrachtungsweise im Rahmen dialektgeographischer Interpretationsverfahren; in: Besch, Werner/Knoop, Ulrich/Putschke, Wolfgang/Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 1. Band. Berlin/New York, 92-113
- GROSSE 1992 = Rudolf Große: Soziolinguistische Bemerkungen zu den niederländischen Sprachspuren im Thüringischen und Nordobersächsischen; in: Hipp, Helga (Hg.): Niederlandistik und Germanistik. Tangenten und Schnittpunkte. Frankfurt/Main u.a., 31-38
- HORN 1989, 1990, 1991 = Margareta Horn: Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts im Gebiet von Unterelbe und Unterweser. Kritische Musterung der tradierten Liste niederländischer Sprachrelikte an Hand von Felduntersuchungen zwischen Eider und Unterweser; in: Niederdeutsches Jahrbuch 112 (1989), 121-144, 113 (1990), 107-148, 114 (1991), 202-237

- ISING 1980 = Gerhard Ising: Die Dialekte der früheren Mark Brandenburg in ihren europäischen Bezügen; in: Kruijzen, Joep (Hg.): *Liber Amicorum Weijnen*. Assen, 243-249
- JERSCH-WENZEL 1981 = Steffi Jersch-Wenzel: Minderheiten in der preußischen Gesellschaft; in: *Moderne preußische Geschichte 1648-1947*, 1. Band, hg. von Otto Büsch und Wolfgang Neugebauer. Berlin/New York, 486-506
- JUNGANDREAS 1968 = Wolfgang Jungandreas: Die kulturelle und wirtschaftliche Einwirkung der Niederländer auf das mittelalterliche Deutschland und England; in: Cox, H.L./Vanacker, F./Verhofstadt, E. (Hg.): *Wortes anst – verbi gratia. Donum natalicium A. R. de Smet*. Leuven/Amersfoort, 237-244
- KREMER 1983 = Ludger Kremer: Das Niederländische als Kultursprache deutscher Gebiete. Reihe „nachbarn“ 4
- MENKE 1992 = Hubertus Menke: ‚Het beloofde land‘. Zur Sprache und Geschichte der Niederländer im nordelbischen Küstenraum (16./17. Jh.); in: *Die Niederlande und der europäische Nordosten. Ein Jahrtausend weiträumiger Beziehungen (700-1700)*. Neumünster, 261-293
- MORCINIEC 1984 = Norbert Morciniec: Die flämische Ostkolonisation und der Dialekt von Wilamowice in Süd-Polen; in: *Slavia Gandensia* 11, 7-17
- SCHMITT 1972 = Ludwig Erich Schmitt: Hermann Teuchert (3. März 1880 bis 13. Januar 1972); in: *Teuchert, Hermann: Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*. Köln/Wien, XI-XIX
- SEELMANN 1928 = Wilhelm Seelmann: Mittelniederländische Wörter in der Mark Brandenburg III; in: *Niederdeutsches Jahrbuch* 52, 31-40
- STELLMACHER 1990 = Dieter Stellmacher: Die niederländische Ostkolonisation. Ein Kapitel deutscher und niederländischer Sprachgeschichte – zur Forschungslage; in: *Rothe, Hans/Schmidt, Roderich/Stellmacher, Dieter (Hg.): Gedenkschrift für Reinhold Olesch*. Köln/Wien, 269-276
- STELLMACHER 2004 = Dieter Stellmacher (Hg.): *Sprachkontakte. Niederländisch, Deutsch und Slawisch östlich von Elbe und Saale*. Frankfurt am Main
- STELLMACHER 2005 = Dieter Stellmacher (Hg.): *Zur Wissenschaft vom Niederdeutschen. Beiträge zu einem Fachjubiläum und Dokumentation eines Kapitels germanistischer Fachgeschichte an der Georg-August-Universität Göttingen*. Neumünster
- STELLMACHER 2008 = Dieter Stellmacher: Der Fläming – „een klein Vlaanderen“. Geschichte und Sprache als Legende und Wirklichkeit; in: *Neerlandica Wratislaviensia* XVII, 283-295
- TEUCHERT 1944 = Hermann Teuchert: *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*. Neumünster
- TEUCHERT 1964 = Hermann Teuchert: *Die Mundarten der brandenburgischen Mittelmark und ihres südlichen Vorlandes*. Berlin
- TOERNQVIST 1974 = Nils Törnqvist: Gibt es tatsächlich eine westgermanische Spracheinheit?; in: *Neuphilologische Mitteilungen* 3/LXXV, 368-401

Stellmacher: *Die niederländische mittelalterliche ‚Migration‘ nach Norddeutschland*

UDOLPH 2023 = Jürgen Udolph: Namen – Zeugen der Geschichte, hg. von Kirstin Casemir und Uwe Ohainski. Heidelberg

VOLKS=BROCKHAUS 1934 = Der Volks=Brockhaus. Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus. 3. Auflage. Leipzig

WÖLFLE-FISCHER 2003 = Susanne Wölfle-Fischer: Begleitschrift der Ausstellung. Halle/Saale

Roland Wagner

Wäi schraibd'n si dess?

Probleme der Verschriftung von dialektnaher Sprache zu Zwecken des Fremdsprachenunterrichts

1 Dialektvermittlung an Fremdsprachenlerner

Der folgende Beitrag beleuchtet ein vielleicht eher randständiges Detailproblem, das bei genauerer Betrachtung jedoch einen weit verzweigten Fragenkomplex eröffnet. Gemäß dem Motto des vorliegenden Tagungsbandes „Dialekt unterwegs“ geht es dabei um eine spezifische Form von Dialektmobilität, nämlich um die Vermittlung von Dialektkenntnissen an nicht-deutschsprachige Lernerinnen und Lerner im Ausland, die aus beruflichen Gründen eine zumindest rezeptive Varietätenkompetenz (STUDER 2002) in den in Bayern gesprochenen Idiomen erwerben wollen. Konkreter Ort für die Vermittlung ist die Westböhmische Universität in Pilsen, wo an der Philosophischen Fakultät im Rahmen des Masterstudienganges „Arealstudien: Bayernstudien“ (vgl. URL1; Blahak 2020) u. a. auch Vorlesungen und Übungen zum Bairischen, Fränkischen und Schwäbischen angeboten werden. Als Leiter des (dialektologisch nicht ganz lupenrein und grob vereinfachend) mit „Fränkisch I – IV“ titulierten Kurses steht der Verfasser dieses Beitrags bereits seit drei Jahren immer wieder vor der Frage, wie er den tschechischen Studierenden in Pilsen den Klang der regional gefärbten Umgangssprache in seiner Heimatregion Mittelfranken orthographisch am besten nahebringen könnte. Nach welchen Schreibregeln sollten sich die Transkriptionen von Hörtexten, die Beispielsätze und die Wortschatzhilfen richten, die den Teilnehmern und Teilnehmerinnen an den Bayernstudien den Zugang zur gesprochenen Sprache in Franken erleichtern sollen?

Die Verschriftung von Dialekt oder dialektnaher Umgangssprache ist ein heikles Problem, da es (auch wenn sich in Wissenschaft und Dialektschrifttum bestimmte Konventionen herausgebildet haben, vgl. z. B. GEISER/ZEHETNER/ROWLEY 2021)¹ keine Norminstanz gibt, die in der Lage wäre, verbindliche Rechtschreibregeln durchzusetzen. Außerdem ist damit zu rechnen, dass sich – je nach Verwendungszweck unterschiedlich gelagerte – Zielkonflikte ergeben, die zu sorgfältigem Abwägen zwingen. Der folgende Text will die geneigten Leser zumindest ein Stück weit an diesem Abwägungsprozess teilhaben lassen und stellt damit eher eine *Work in Progress* als ein fertiges Endprodukt dar.

Im folgenden Abschnitt stelle ich zunächst kurz die Zielgruppe der Bayernstudien vor, an der sich alle weiteren Überlegungen ausrichten müssen. Anschließend gebe ich einen gerafften Überblick

¹ Mein Dank geht an Siegfried Bradl, der mich auf den Text von GEISER ET AL. hingewiesen und mir die entsprechende Ausgabe des *Rundbrief* zur Verfügung gestellt hat.

über die in der Fachliteratur diskutierten Funktionen von Schriftsystemen, seien dies Orthographien für normierte Standardsprachen oder für standardferne Varietäten. Den Kern des Beitrags stellen die Abschnitte 4.1 und 4.2 dar. Hier betrachte ich im Rahmen von zwei kleinen Fallstudien möglichst ausgewogen die Probleme, die sich bei der Verschriftung von fränkischer Umgangssprache ergeben. Da es sich, wie weiter oben gesagt, um das Ausbalancieren von mehreren, einander widersprechenden Zielvorgaben handelt, lassen ich mich bei der Diskussion lose von der Optimalitätstheorie (PRINCE/SMOLENSKY 1993) inspirieren, die (ursprünglich im Bereich der Phonologie) speziell dazu entworfen wurde, strukturelle Konfliktfälle zu entscheiden. Ein vorläufiges Fazit rundet den Beitrag ab.

2 Zielgruppe der zu verschriftenden fränkischen Sprachproben

Für die richtige Einordnung der hier erörterten Fragen zur Verschriftung von dialektnaher Sprache ist es wichtig im Auge zu behalten, dass die Zielgruppe, an die sich die zu verschriftenden Sprachproben (in Form von Lehrmaterialien) richten, nicht aus angehenden Dialektologen, ja nicht einmal aus Germanisten im engeren Sinne besteht. Laut den offiziellen Informationen der Westböhmischen Universität zum Studiengang „Bayernstudien“ (URL1; Übersetzung aus dem Tsch. R. W.) qualifiziert das Studium zu Tätigkeiten „[...] in verschiedenen Bereichen des kommerziellen und gemeinnützigen Sektors sowie der öffentlichen Verwaltung“ (ausdrücklich genannt werden Kulturmanagement, Handel und Tourismus). Die Absolventen und Absolventinnen der Bayernstudien brauchen demgemäß weder Wissen zu historischer Lautlehre und Lautgesetzen, die üblicherweise für die Ableitung der Dialektformen aus dem mittelhochdeutschen Bezugssystem formuliert werden (vgl. RENN/KÖNIG 2006: 22), noch Spezialkenntnisse zu den Verhältnissen in räumlich eng begrenzten Basisdialekten (Ortsmundarten), sondern praktische Kompetenzen, wie die Fähigkeit, dialektal geprägte Sprache im Alltag zu verstehen. Sie werden vermutlich weniger am Basisdialekt interessiert sein, der vielleicht nur noch in ländlichen Rückzugsgebieten von einer älteren, beruflich nicht mehr aktiven Bevölkerung (den typischen „Gewährspersonen“ der klassischen Dialektologie, vgl. NIEBAUM/MACHA 2014: 5 f., 13 f.) gesprochen wird, sondern ihre Aufmerksamkeit gilt wohl eher den Sprachformen, mit denen sie im Zuge ihrer beruflichen Tätigkeit in Wirtschaft, Kultur und Verwaltung, vielleicht in einem eher städtisch geprägten Umfeld, tatsächlich in Kontakt kommen werden.

In diesem Zusammenhang muss man sich klar machen, dass für fremdsprachliche Sprecher des Deutschen bereits geringfügig dialektal überformte Ausdrücke, die muttersprachliche Sprecher vielleicht als mögliche Variationen innerhalb derselben Standardsprache verbuchen würden, zu

erheblichen Schwierigkeiten bei der Kommunikation führen können. Beispielsweise droht ohne sprachliche Vorbereitung die Gefahr, dass solche in Franken geläufige Formen wie *hadd-ä gsachd* ‚hat er gesagt‘, *ä weng* ‚ein wenig, ein bisschen‘ oder *gschaid* ‚ordentlich, richtig; konsequent‘ bzw. ‚sehr, heftig‘ (vgl. WAGNER/KLEPSCH 2007: 241 f.) aufgrund von Verschiebungen gegenüber dem bundesdeutschen Standard, die in den genannten Beispielen Lautung (*e*-Synkope), Verwendungshäufigkeit¹ bzw. lexikalische Bedeutung betreffen, nicht mehr erkannt und auf die aus dem Fremdsprachenunterricht vertrauten Formen abgebildet werden können. Hier muss der Dialektunterricht Hilfestellungen anbieten können.

Ohne mich dabei auf detaillierte Profilstudien stützen zu können, würde ich die Vorkenntnisse in der anvisierten Zielgruppe als „vertiefte Allgemeinbildung mit guten deutschen Sprachkenntnissen“ charakterisieren. Bei den meisten Studierenden ist davon auszugehen, dass sie Absolventen eines Bachelorstudienganges im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ sind. Gemäß dem allgemeinen Trend in der Tschechischen Republik sind solche Bachelorstudiengänge heute weitgehend praxisorientiert. Der entsprechende Studiengang an der Philosophischen Fakultät in Pilsen wird etwa unter dem Titel „Fremdsprachen für die kommerzielle Praxis – Deutsch“ angeboten (URL2). Was man daher bei Absolventen solcher Studiengänge keineswegs voraussetzen kann, ist linguistisches Fachwissen oder gar Kenntnisse in der historischen Grammatik des Deutschen oder einer anderen Sprache. In Pilsen umfasst die sprachwissenschaftliche Grundausbildung neben einer allgemeinen Einführung in das Fremdsprachenstudium lediglich ein Semester Phonetik und Phonologie sowie drei fortlaufende Kurse in deutscher Grammatik (modisch als „Morphosyntax“ deklariert).

Aus dieser groben Charakteristik der Zielgruppe ergeben sich bereits einige Schlussfolgerungen hinsichtlich der Wahl des Schriftsystems für die Dialektkurse: Spezielle Transkriptionssysteme, wie etwa Ascoli-Böhmer (vgl. DIETH 1950: 46-48) oder die darauf aufbauende, in der germanistischen Dialektologie weit verbreitete Teuthonista (vgl. z. B. KLEPSCH 2003: 77-81) scheiden von vorneherein aus. Nicht nur wäre der Aufwand für die Kursteilnehmerinnen bei der Aneignung solcher Verschriftungssysteme zu groß; deren konsequente Anwendung würde zudem dazu zwingen, sehr feine phonetische Distinktionen vorzunehmen, die weder den Lernzielen der Kursteilnehmer entgegenkommen noch im Bereich der Kompetenz des Unterrichtenden liegen würden. Wie bereits Eugen DIETH (1950: 47) anmerkt, lassen sich solche Systeme nicht einfach

¹ Damit ist gemeint, dass im DaF-Unterricht in Tschechien präferiert die Form *ein bisschen* vermittelt wird, in Franken in der täglichen Umgangssprache m. E. wohl aber eher *ä weng* (durch Lautentsprechung aus *ein wenig* ableitbar) verwendet wird, auch wenn *ä bisslä* durchaus existiert. Für einen DaF-Lerner, der nur *ein bisschen* kennt, wäre die Form *ä weng* (trotz der Parallele zu der analogen Standardform *ein wenig*, die der Fremdsprachenlerner aber eventuell gar nicht kennt) eine unbekannte Wortschatzeinheit, die als solche neu gelernt werden muss.

durch das Weglassen bestimmter diakritischer Zeichen vereinfachen, da ja das Fehlen eines bestimmten Zeichens genauso einen Informationswert hat wie sein Erscheinen. Wenn man sich für die Benutzung eines geschlossenen Systems wie Ascoli-Böhmer oder Teuthonista entscheidet, kann man also nicht sporadisch die Zusatzzeichen, die diese Systeme zur Verfügung stellen, setzen, um bestimmte besonders schwierige oder zu Fehldeutungen Anlass gebende Stellen zu markieren, und ansonsten mit einfachen Lettern weit transkribieren; man ist vielmehr dazu gezwungen, in jedem einzelnen Fall genau einen Lautwert festzulegen, der dann mit dem im Schriftsystem dazu vorgesehenen Zeichen wiedergegeben werden muss. Konkret würde das bei den *e*-Lauten z. B. bedeuten, dass man – folgt man der Nürnberger Grammatik von GEBHARDT (1907: 41-45) – vier verschiedene Öffnungsgrade² zu unterscheiden hätte und Wörter wie *deä Begg* ‚Bäcker‘ (GEBHARDT 1907: 41 transkribiert *bek*), *is Bläddla* ‚Blatt‘ Dim. (GEBHARDT 1907: 42 *bletla*), *deä Schnegg* ‚Schnecke‘ (GEBHARDT 1907: 42 *šnek*) und *dii Gärdn* ‚Gärten‘ Pl. (GEBHART 1901: 42 *gärtn*), hier in der Schreibung von MAAS (2001, S. 79, S. 85, S. 231, resp. S. 125 nach *gärdln* ‚im Garten arbeiten‘) wiedergegeben, im Wortstamm mit vier verschiedenen Vokalzeichen schreiben müsste. Ob die ersten drei Wörter (etwa in der städtischen Umgangssprache von Fürth, meiner Heimatstadt) heute wirklich mit drei verschiedenen Vokalen gesprochen werden, wage ich nicht zu entscheiden und ist für Studierende, die eine erste Orientierung zur Erleichterung der Verständigung brauchen, ganz sicher irrelevant.

Ähnliche Überlegungen wie diejenigen zu den oben angesprochenen dialektologisch relevanten Transkriptionssystemen gelten auch für das weiter verbreitete IPA-Alphabet. Für den Unterricht von Standarddeutsch als Fremdsprache wird zwar empfohlen, die IPA-Schrift – genau wie im Englischunterricht – zur Verdeutlichung der Aussprache einzelner Wörter oder schwieriger Textstellen zu verwenden (vgl. EBEL/HIRSCHFELD/SKOCZEK 2022), eine durchgehende phonetische Transkription von ganzen Texten fordern aber selbst Phonetikerinnen wie Hirschfeld nicht. Selbst Studierenden, die mit dem IPA-Alphabet beim Erlernen des Englischen Erfahrungen gemacht haben, dürfte das flüssige Lesen von phonetisch transkribierten Passagen nur nach langem Üben gelingen, weshalb die phonetische Transkription wohl eher eine optische Sprachbarriere als eine Erleichterung darstellen würde, von dem großen Aufwand, den die Transkription von zusammenhängenden Texten darstellen würde, einmal ganz abgesehen. Für die Dialektkurse im Rahmen der Bayernstudien wurde daher entschieden, die Textproben in einem System zu verschriften, das an die hochdeutsche Standardorthographie angelehnt ist, und dann bei Bedarf

² Ich interpretiere die von Gebhardt verwendeten Zeichen entlang der Hierarchie ‚geschlossen‘ (ganz links) und ‚offen‘ (ganz rechts) als $e < \varepsilon < \epsilon < \alpha$, bin mir aber (v. a. in Bezug auf das recht eigenwillige Zeichen ϵ) nicht ganz sicher.

diakritische Zusatzzeichen einzusetzen, wie dies etwa bei RENN/KÖNIG 2006 (dort allerdings konsequent) geschieht. Die Entscheidung gegen eine phonetische Transkription und für eine orthographische Schrift im eigentlichen Sinne macht nun aber die oben erwähnte Abwägung verschiedener Zielsetzungen notwendig, die zunächst mit der Klärung und Explizierung der einzelnen Zielvorgaben beginnen muss.

3 Aufgaben von Schriftsystemen

Gerade für Menschen mit ausgeprägtem Interesse am Dialekt, für die häufig (neben dem Wortschatz) der Klang ihrer Mundart an erster Stelle steht, mag es vielleicht überraschend sein, dass Schriftsysteme nicht ausschließlich die Aufgabe haben, den Lautstand einer Sprache wiederzugeben. In der Fachliteratur (unter vielen weiteren Werken sei hier verwiesen auf MÜLLER 1978; EISENBERG 2006; PRIMUS 2010; HIRSCHFELD/REINKE 2018; JOYCE/MELETIS 2021) werden viele weitere Funktionen von Schriftsystemen diskutiert, die die Lesbarkeit, problemlose Handhabbarkeit und Akzeptanz der Schrift in einer Sprachgemeinschaft garantieren sollen. Die folgende Aufzählung ist nicht vollständig, gibt aber einen Eindruck von der Fülle der zu berücksichtigenden Faktoren. Um später problemlos auf die einzelnen Funktionen Bezug nehmen zu können, führe ich für jeden der genannten Parameter ein Kürzel in eckigen Klammern ein.

3.1 Getreue Wiedergabe der Lautung [PhonP]

Trotz der oben gemachten Einschränkung ist, zumindest bei Alphabetschriften, die Vermittlung eines Eindrucks vom Klangbild der verschrifteten Sprache eines der Ziele des Schriftsystems. Die Schreibung des Wortes *Bäcker* soll z. B. andeuten, dass das Wort bei phonetischer Realisierung mit einem ungespannt gesprochenen, labialen Verschlusslaut beginnt und in dieser Hinsicht weiteren Wörtern wie *Bad* oder *Bub* gleicht. Detailinformationen zur genauen Realisierung dieses Verschlusslautes, die für die Unterscheidung des Lautes von anderen Lauten des phonologischen Systems nicht notwendig sind, werden dagegen nicht gegeben. Die deutsche Schrift verschriftet also keine Laute, sondern die Phoneme (die distinktiven Lauteinheiten), die hinter den physischen Lauten stehen (MÜLLER 1978: 12). Daher kommt die Schrift mit einem Zeichen für die phonetisch deutlich zu unterscheidenden Laute [χ] und [ç] (wie in *ach* und *ich*) aus, weil es im Deutschen keine Wörter gibt, die nur durch den Kontrast zwischen [χ] und [ç] unterschieden würden (vgl. z. B. HIRSCHFELD/REINKE 2018: 72). Umgekehrt wird in der Schrift der Auslaut von *bloß* und *los* unterschieden, phonetisch beides [s], da hier zwei verschiedene Phoneme, nämlich /s/ und /z/, vorliegen, was sofort einsichtig wird, wenn man die Formen *bloßer* und *loser* betrachtet (MÜLLER

1978: 10 f.). Diese letzte Überlegung leitet bereits zu einem weiteren Ziel von Schriftsystemen über: die graphische Wahrung der Einheit der Morpheme einer Sprache.

Bei der Bewertung der Verschriftungsalternativen in Abschnitt 4 werde ich unter dem Kürzel [PhonP] (phonetisches Prinzip) angeben, ob ein bestimmtes Schriftzeichen (Graphem) die Lautung des entsprechenden Phonems im gegebenen Kontext getreu widerspiegelt oder nicht. Neutralisierungskontexte wie der Auslaut von *bloß* und *los* müssen bei der Bewertung dann allerdings außen vorbleiben, da es hier eine übergeordnete Regel gibt (Stimmlosigkeit im Auslaut), die die lautgetreue Verschriftung verhindert. Auf die komplizierten Fragen zum Verhältnis von Phonetik und Phonologie kann ich an dieser Stelle leider nicht näher eingehen.

3.2 Einheitliche Darstellung der Morpheme einer Sprache [MorphP]

Das morphematische Prinzip besagt, dass ein und dieselbe Bedeutungseinheit der Sprache visuell möglichst einheitlich dargestellt werden sollte, auch wenn diese Einheit in verschiedenen Kontexten vielleicht lautlich variiert. Umgekehrt sollten zwei verschiedene Bedeutungseinheiten unterschiedlich visualisiert werden, und dies auch dann, wenn sie lautlich zusammenfallen. Das klassische Beispiel für die Wirksamkeit dieses Prinzips in der deutschen Orthographie ist das Ausbleiben der Verschriftung von positionsbedingten Lautalternationen wie der sog. Auslautverhärtung (vgl. *Rad* und *Räder*, obwohl einmal mit [t], das andere Mal mit [d] gesprochen; eine Verschriftung als *Rat/Räder* oder gar *Rat/Reder* würde graphisch verschleiern, dass es sich in beiden Fällen um dieselbe Bedeutungseinheit {rad} handelt). Umgekehrt werden die beiden Morphe *lehren* und *leeren* graphisch unterschieden, obwohl zweimal dieselbe lautliche Form [le:rən] vorliegt.

Ein weiteres aufschlussreiches und für unsere Zwecke weiter unten noch äußerst relevantes Beispiel wird von EISENBERG (2006: 325) angeführt und betrifft die Verwendung des Graphems <ä> zur Bezeichnung des vorderen Vokals mittleren Öffnungsgrades. Laut Eisenberg wird in Fällen wie *der Stand/die Stände* mit *a*-Umlaut geschrieben, um „die Stammform mit Umlautgraphem denen mit Grundvokal visuell ähnlich“ zu machen. Rein lautlich gesehen unterscheidet sich der vordere Vokal in *Stände* in keiner Weise von dem Vokal in *Sende(platz)*: Im Hochdeutschen gibt es bei kurzem *e* keine relevanten Kontraste im Öffnungsgrad, also zwischen [ɛ] und [æ] oder [e] und [ɛ]; es wird einheitlich [ɛ] gesprochen (vgl. z. B. EISENBERG 2006: 94 f.), und man könnte aus phonetischer Sicht genauso gut *der Stand/die Stende* schreiben. Bezeichnenderweise störte sich sehr lange niemand an der Schreibung *Stengel* (z. B. *Blumenstengel, der Stengel eines Blattes*), bis die Rechtschreibkommission 1996 beschloss, die etymologische Verwandtschaft des Wortes zu *Stange* (vgl. auch *Stänglein*) auch graphisch wieder sichtbar zu machen und die Schreibung mit <ä>

einzuführen (URL3). Mit diesem letzten Beispiel sind wir bereits beim folgenden Prinzip, dem Prinzip der etymologischen Schreibung.

3.3 Verdeutlichung der Herkunft der Wörter [EtymP]

Gemäß dem etymologischen Prinzip sollten Wörter so geschrieben werden, dass ihre Herkunft von anderen Wörtern erkennbar wird, und zwar auch und gerade dann, wenn der Zusammenhang im Sprachbewusstsein des durchschnittlichen Sprechers der Sprachgemeinschaft nicht mehr präsent ist. Laut EISENBERG (2006: 322) ist hier der Grund dafür zu suchen, dass *Draht* mit Dehnungs-*h* geschrieben wird, obwohl die Länge auch durch Doppelvokal (vgl. *Saal*) gekennzeichnet werden könnte oder unbezeichnet bleiben könnte (vgl. *Mat*). Das Substantiv *Draht* wurde nämlich ursprünglich von *drehen* abgeleitet, und das Dehnungs-*h* ist sozusagen das Überbleibsel dieser Verwandtschaftsbeziehung in der graphischen Struktur des Wortes. Ein einfacher Anwendungsfall des etymologischen Prinzips liegt dann vor, wenn man die Verschriftung von Lehnwörtern an die Schreibweise dieser Wörter in der Herkunftssprache anlehnt. So schreibt man <th> bei griechischen Fremdwörtern wie *Theorie* (gr. $\theta\epsilon\omega\rho\iota\alpha$) oder belässt (um ein Beispiel von HIRSCHFELD/REINKE 2018: 81 zu zitieren) in *Pizzza* das Doppel-*z*, obwohl die deutsche Orthographie – im Unterschied zur italienischen Orthographie – ein Doppel-*z* eigentlich gar nicht kennt. Bei der Bewertung von möglichen Schreibvarianten in Abschnitt 4 werde ich das etymologische Prinzip einerseits (soweit mit meinen beschränkten Hilfsmitteln feststellbar) auf die Wahrung der etymologischen Herleitung eines Vokals aus dem zugrunde gelegten mhd. Vokal (vgl. unten) beziehen, andererseits auf die Fälle vom Typ *Pizzza*, wenn etwa Fitzgerald Kusz *muggn-blues*, und nicht *muggn-bluus* schreibt (KUSZ 2007: 91).

3.4 Konsequente Verschriftung [KonsP]

Konsequent verschriften heißt, dass eine einmal gewählte Lösung auf alle relevanten Fälle angewendet werden muss, auch wenn dadurch andere Prinzipien verletzt werden. So schreibt man heute *viel* mit <ie>, weil <ie> heute die Funktion hat, langes *i* zu kennzeichnen (HIRSCHFELD/REINKE 2018: 82). Dass das entsprechende Vorläuferwort im Mittelhochdeutschen nicht den ursprünglichen Diphthong *ie* enthielt, dessen Graphie später als Längenmarkierung für den mittlerweile monophthongierten *i*-Vokal umgedeutet wurde, und das Wort ursprünglich *vil* geschrieben wurde, spielt dabei keine Rolle. Damit setzt sich das Prinzip der Konsequenz über das Prinzip der etymologischen Schreibung hinweg.

3.5 Lesbarkeit der Schrift [ProzP]

Eine Schrift im eigentlichen Sinne ist nicht für Spezialisten, sondern für alle Sprachbenutzer bestimmt. Sie sollte auch ohne intensive Schulung und detailliertes linguistisches Fachwissen problemlos les- und schreibbar sein. Das Schriftbild sollte das schnelle Erfassen des Inhalts auch bei oberflächlichem Lesen unterstützen. Das Fachwort für diese Vorgänge aus der Datenverarbeitung lautet „prozessieren“. In der deutschen Standardschrift soll z. B. das Unterbleiben der Verschriftung von [ʃ] vor [t] und [p] am Wortanfang zur besseren Lesbarkeit beitragen. *Schtadt* ist wegen der Zeichencluster am Wortanfang vermutlich schwerer zu entziffern als *Stadt*. Aus ähnlichen Gründen wird bei [ʃ] auf die graphische Markierung von ambisilbischen Konsonanten abgesehen, die in anderen Fällen durch doppelte Konsonantenzeichen (z. B. *bitte*, wo [t] zu beiden Silben gleichzeitig gehört, WIESE 2011: 76) angezeigt wird: Man schreibt nicht *Taschsen*, sondern *Taschen* (EISENBERG 2006: 313 f.). Auch die Verdoppelung von Vokalzeichen mit Trema oder *i*-Punkt zur Kennzeichnung der Länge des betreffenden Vokals ist in der standarddeutschen Orthographie nicht üblich, wo zum Beispiel bei *Paar* und *Pärchen* (vgl. EISENBERG 2006: 317) das morphologische Prinzip zumindest teilweise außer Kraft gesetzt wird. Obwohl auch bei Lehrmaterialien die Lesbarkeit selbstverständlich eine Rolle spielt, werde ich das Prinzip der guten Prozessierbarkeit hier nicht in den Abwägungsprozess miteinbeziehen. Die Gründe hierfür sind, dass mir entsprechende Überlegungen nur durch eine Befragung von Mitgliedern der Zielgruppe objektivierbar zu sein scheinen (polnische Leser haben mit Häufungen von Konsonantenzeichen wie etwa im Namen des polnischen Schriftstellers *Andrzej Szczępiński* offenbar kein Problem), die ich im Rahmen dieses Beitrags nicht leisten kann; zum anderen nehmen viele Quellen, auf die ich meinen Unterricht stütze, ausdrücklich keine Rücksicht auf dieses Prinzip. So schreibt etwa HÖRLIN (1988: 17) *Schdegng* ‚Stock‘ und *Schliidn* ‚Schlitten‘ und rangiert damit das Prinzip der getreuen Lautwiedergabe [PhonP] vor dem Prinzip der guten Lesbarkeit [ProzP]. Auf der anderen Seite werde ich ein anderes Prinzip berücksichtigen, das in der Fachliteratur vergleichsweise selten diskutiert wird und dem der nächste Abschnitt gewidmet ist.

3.6 Schrift und kulturelle Identität [KorrP]

Ein Schriftsystem ist nicht nur ein Zeichensystem, das für reibungslose Kommunikation im technischen Sinne sorgen soll. Neben seiner praktischen Funktion stellt es auch ein Symbol für die kulturelle Identität der Sprachgemeinschaft dar, die sich mit ihrem Alphabet identifizieren können sollte. Ein interessanter Fall, bei dem es um die Wahl zwischen zwei konkurrierenden Schriftsystemen geht, wird bei HANS-BIANCHI (2014) diskutiert.

Laut Hans-Bianchi konkurriert im Pennsylvaniadeutschen ein an der standarddeutschen Rechtschreibung orientiertes System (*aarem in ibrem Geischt* ‚arm im Geiste‘; *verfolligt* ‚verfolgt‘) mit einem System, das auf der englischen Orthographie basiert (*oahm im geisht*, *fafolkt*). Die Präferenzen der Sprecher und Sprecherinnen des Pennsylvaniadeutschen korrelieren dabei häufig mit ihrer Einstellung zum kulturellen Erbe der pennsylvaniadeutschen Gemeinschaft in den USA: Sprecher, die sich weniger für die geschichtlichen Zusammenhänge und die ursprüngliche Herkunft der Gemeinschaft aus Deutschland interessieren, präferieren die als weniger fremd empfundene englische Orthographie, v. a. auch dann, wenn keine Sprachkenntnisse im Standarddeutschen vorliegen. Sprecherinnen, die dagegen Wert auf ihre deutsche Abstammung legen und vielleicht auch modernes Standarddeutsch beherrschen oder lernen, neigen der anderen Schriftvariante zu. Bei unserer Zielgruppe, die sich vorwiegend aus tschechischen Studierenden zusammensetzt, ist natürlich nicht mit einer soziokulturellen Identifikation mit der bundesdeutschen Sprachgemeinschaft zu rechnen. Allerdings spielt auch hier der Verfremdungsgrad der gewählten Verschriftungssysteme gegenüber der standarddeutschen Orthographie eine Rolle, da die Studierenden ja gewöhnlich ein vorausgehendes Studium in Deutsch als Fremdsprache absolviert haben und somit über gute Kenntnisse im Hochdeutschen verfügen. Das Identitätsprinzip stellt sich hier also so dar, dass große Abweichungen im Schriftbild der Dialekttexte von der üblichen deutschen Rechtschreibung die Gefahr mit sich bringen, zusätzliche (und unnötige) Lernprobleme zu schaffen, weil die Studierenden eigentlich bekannte Wörter und Wendungen in der verfremdeten Schreibung nicht mehr wiedererkennen. Eine unnötige Verfremdung der Dialekttexte gegenüber dem orthographischen Usus der Standardsprache werde ich unten als einen Verstoß gegen das Prinzip der Korrespondenz [KorrP] werten.

Die beschriebene Problematik hat allerdings zwei Seiten. Es kann nämlich auch dazu kommen, dass eine zu große Nähe der im Dialektunterricht gewählten Verschriftung mit der standarddeutschen Schreibung dazu verleitet, den Lautwert der Dialektausdrücke mit dem Lautwert entsprechender Ausdrücke in der Standardsprache einfach gleichzusetzen. Dies würde dem Ziel der Dialektkurse zuwiderlaufen, da ja die Studierenden gerade auf die Begegnung mit ungewohnt klingender Sprache vorbereitet werden sollen. Diesen Punkt werde ich in der zweiten Fallstudie zur Verschriftung der unbetonten Nebentonsilben vom Typ *Massdä* ‚Meister‘ wieder aufgreifen.

4 Zwei Fallstudien zur Verschriftung von dialektnaher Sprache im Großraum Nürnberg
Die Diskussion in Abschnitt 2 dieses Beitrags hat ergeben, dass die Verschriftung der vom fränkischen Dialekt geprägten Sprachproben für die Bayernstudien nicht durch ein phonetisches

Transkriptionssystem, sondern durch eine an der Orthographie der hochdeutschen Standardsprache orientierte Umschrift erfolgen sollte. Es wäre zu komplex, alle damit verbundenen Probleme im Rahmen dieses Beitrags erörtern zu wollen. Um einen ungefähren Eindruck von dem bisher gewählten System für die Bayernstudien zu vermitteln, sei nur so viel gesagt, dass ich im Großen und Ganzen von der in HÖRLIN (1988) verwendeten Umschrift ausgehe, dabei allerdings einige Veränderungen gemäß der Schreibung des fränkischen Dialektschriftstellers Fitzgerald KUSZ (2007; 2021) vornehme, v. a. auch deshalb, weil ich mit den Texten von Kusz im Unterricht arbeite und die Studierenden bereits im Vorlauf auf die dort verwendete Schreibung einstimmen möchte. Weitere Lehrmaterialien beziehe ich z. B. aus der mittelfränkischen Version des Asterix-Bandes „Der Kampf der Häuptlinge“ (GROB/STÖSSEL 2004), der in diesem Abschnitt daher gleichfalls als Primärquelle für Sprachmaterial herangezogen wird.

Um die Problematik zumindest in einem kleinen Ausschnitt vertieft beleuchten zu können, werde ich unten zwei Fallstudien zur Verschriftung im Bereich der *e*-ähnlichen Laute anstellen: einmal die Verschriftung von vorderen Vokalen mittleren Öffnungsgrades in Volltonsilben, wie z. B. in *Ärberd/Erberd* ‚Arbeit‘ oder *Begg/Bägg* ‚Bäcker‘, andererseits die Wiedergabe des schwaartigen Lautes in unbetonten Endsilben, wie z. B. *Massdä/Massder* ‚Meister‘ oder *Bläddä/Blädder* ‚Blätter‘. Im ersten Fall muss man sich zwischen den Graphemen <e> und <ä> entscheiden, im zweiten Fall zwischen den Graphemen <ä> und <er>.

Den Prozess der Entscheidungsfindung skizziere ich dabei im Stile der Optimalitätstheorie. Die zur Auswahl stehenden Formen werde einander in sog. „Beschränkungstableaus“ („constraint tableaux“, PRINCE/SMOLENSKY 1993: 18 f.) gegenübergestellt. Die Spalten dieser Tabellen sind mit den Kürzeln, die in Abschnitt 3 für die verschiedenen Prinzipien eingeführt wurden, überschrieben. Wenn eine Form gegen ein bestimmtes Prinzip verstößt, steht im entsprechenden Feld ein Sternchen „*“. Am Ende kann man aus der Tabelle leicht ablesen, welche Form gegen die wenigsten Prinzipien verstößt und daher „optimal“ ist. Zur Auflösung von unentschiedenen Fällen, in denen alle zu beurteilenden Formen zu gleich vielen Verstößen führen, ist es möglich, die Prinzipien zu hierarchisieren, wodurch der Verstoß gegen das priorisierte Prinzip durch sofortigen Ausschluss der betreffenden Form vom Ranking gehandelt wird. Im entsprechenden Feld wird dann ein Ausrufezeichen „!“ notiert.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass ich hier keine strenge, an wissenschaftlichen Kriterien orientierte Anwendung der Optimalitätstheorie anstrebe. Die Optimalitätstheorie ist eine formale Theorie mit universellem Anspruch, deren Anwendung auf Sprachmaterial äußerst genaue Analysen und umfangreiche Theoriekenntnisse voraussetzt, was für die hier verfolgten Zwecke zu aufwändig wäre. Ich benutze die Verfahren, die im Rahmen der Theorie entwickelt wurden,

lediglich als Darstellungsmittel, um ein anschauliches Bild von den Problemen bei der Verschriftung zu geben, ohne dabei wirklich optimale Lösungen erreichen zu wollen oder einen Beitrag zur Überprüfung der Theorie zu leisten.

4.1 Kurze vordere Vokale mittleren Öffnungsgrades in Volltonsilben

Die auf sprachhistorischer Basis verfassten Lautlehren der ostfränkischen Dialekte (GEBHARDT 1907; STEGER 1968) gehen davon aus, dass die heute noch greifbaren Sprachformen die im Mittelhochdeutschen bestehenden Lautungen fortsetzen und systematisch unterscheiden. Dementsprechend müssten fränkische Reflexe des mhd. Primärumlauts (Steger 1968: 63 schreibt e), des mhd. Sekundärumlauts (\ddot{a}) und des ursprünglichen e -Lautes (\ddot{e}) unterschiedlich verschriftet werden. Fränkische e -Laute (relevant ist für unsere Zwecke jeweils die Aussprache im Großraum Nürnberg), die auf mhd. e (Primärumlaut) zurückgehen, sind, folgt man den Darstellungen, stärker geschlossen als e -Laute, die mhd. \ddot{a} (Sekundärumlaut) oder \ddot{e} (ursprüngliches e) fortsetzen, wobei sich laut Steger (1968: 52) die beiden letzten Laute gleich verhalten, nach Gebhardt (1907: 42) aber weiter ein Unterschied besteht, den er als $[\epsilon]$ vs. $[e]$ notiert (vgl. auch oben, Abschnitt 2). Dieses Bild wird noch dadurch verkompliziert, dass es in bestimmten lautlichen Umgebungen zu speziellen Realisierungen der e -Laute kommt. So treten etwa vor r , unabhängig von der Etymologie, besonders offene e -Laute auf.

Daneben muss man berücksichtigen, dass es im Fränkischen noch weitere Quellen für e -Laute gibt. Eine typische Erscheinung ist z. B. das Absenken von $/i/$ vor r , so dass sich zu hdt. Wörtern wie *Kirchweih*, *Kirschen*, *Viertel* oder *Wirtin* fr. Entsprechungen wie *Ke(r)wa*, *Ke(r)schn*, *Ve(r)dl* oder *We(r)di* (jeweils in der Schreibung von HÖRLIN 1988: 157) ergeben. Zusätzlich ist dabei zu berücksichtigen, ob das konditionierende r nach dem abgesenkten Vokal erhalten bleibt oder schwindet (STEGER 1968: 76). Impressionistisch kann ich diese Angabe bestätigen, da mir zwischen Wörtern wie *Kerch* ‚Kirche‘ (mit r -Erhaltung) auf der einen Seite und Wörtern wie *Nämberch* ‚Nürnberg‘ oder *Fädd* ‚Fürth‘ (ohne r -Realisierung)³ auf der anderen Seite tatsächlich ein Unterschied im Öffnungsgrad des Stammvokals zu bestehen scheint.

Um nicht den Überblick zu verlieren, werde ich beide Bereiche (d. h. die mhd. e -Laute und die fr. e -Laute anderen Ursprungs), obwohl sie vom synchronen Standpunkt wohl nicht zu unterscheiden sind, getrennt behandeln. Fasst man das oben zu den mhd. e -Lauten gesagte zusammen (wobei ich

³ In beiden Städtenamen ist das etymologische r geschwunden; die Schreibung *Färd* bei MAAS (2001: 116) soll vermutlich die historischen Verhältnisse verdeutlichen bzw. die Nähe zur Standardorthographie waren; vgl. auch die Schreibung *Fädd* bei FINK (2006: 87) mit „verschlucktem“ r .

die feinen Unterschiede, die Gebhardt angibt, vernachlässige), dann ergeben sich die unter (1) angeführten Entsprechungen:

- (1) mhd. *e* > fr. [e]
mhd. *ä/ë* > fr. [ɛ]
mhd. *e, ä/ë* | *_r* > [æ]

In einem Schriftsystem, das im angegebenen Bereich nur über die beiden Grapheme <e> und <ä> verfügt, muss entschieden werden, wo die Grenze gezogen werden soll. Rein graphisch betrachtet, bietet sich die Zuordnung von <e> zu mhd. *e* und *ë* und die Zuordnung von <ä> zu mhd. *ä* an. Diese Entsprechungen werde ich bei der Bewertung im Bereich des etymologischen Schreibprinzips zugrunde legen.

Schwieriger ist die Festlegung, welchen phonetischen Wert die Zeichen <e> und <ä> repräsentieren sollen. Wir erinnern uns (vgl. Abschnitt 3.2), dass diese beiden Grapheme bei den hochdeutschen Kurzvokalen keinen phonetisch-phonologischen Unterschied markieren, sondern im Dienste des morphologischen bzw. etymologischen Prinzips stehen. Wenn weiter unten die Lauttreue einer bestimmten Schreibung beurteilt werden soll, müssen wir an dieser Stelle aber dennoch entscheiden, ob <e> für [e] und [ɛ] verwendet werden soll, womit <ä> nur den maximal offenen Laut [æ] wiedergeben würde, oder ob <e> auf die Notation des maximal geschlossenen Lautes [e] beschränkt werden soll, womit <ä> sowohl für [ɛ] als auch für [æ] stehen würde. Diese zweite Möglichkeit würde es erlauben, den in den historischen Lautlehren des Fränkischen festgestellten Unterschied im Öffnungsgrad der Reflexe von mhd. *e* vs. *ä* und *ë* zu notieren. Die fr. Entsprechung von *essen* würde dann, wie z. B. bei RENN/KÖNIG (2006: 28, Karte 7), *ässn* geschrieben (ursprüngliches germ. *è*), das fr. Wort für *Bäcker*, das Primärumlaut zeigt, dagegen (mit GEBHARDT 1907: 41) *bek*. Wie an diesen Beispielen gut erkennbar, ergäben sich daraus ggf. stark verfremdende Schreibweisen, was bei der Beurteilung der phonetischen Zuverlässigkeit einer Umschrift natürlich irrelevant ist. Schwerer wiegen Bedenken, ob die Realisierung als [e] oder [ɛ] immer zuverlässig unterschieden werden könnte. Bei *ässn* und *bek* scheint mir zwar tatsächlich ein minimaler Unterschied (der aber auch auf die phonetische Umgebung zurückgehen könnte) zu bestehen, eine sichere Beurteilung aller relevanten Fälle würde aber sicher meine Kompetenz übersteigen. Der entscheidende Grund, warum ich für die erste Lösung votiere, besteht aber in der Tatsache, dass durch die einheitliche Schreibung von [ɛ] und [æ] als <ä> bestimmte phonologisch relevante Kontraste nicht mehr angezeigt werden könnten. Kehren wir zur Veranschaulichung zu

dem Städtenamen *Fürth* zurück, der sich auch in der in dieser Stadt üblichen Realisierung klar von einem anderen Wort, nämlich *Fedd* ‚Fett‘⁴ unterscheidet:

(2) *Fädd* ‚Fürth‘ vs. *Fedd* ‚Fett‘

Ich nehme nicht an, dass *Fedd* ‚Fett‘ mit [e] gesprochen wird, da mir ein Unterschied zwischen der Realisierung des Vokals in *Begg* [e] und *Fedd* [ɛ] erkennbar zu sein scheint. Nach der zweiten der oben diskutierten Lösungen müsste man also *Fädd* ‚Fett‘ schreiben und würde graphisch den Unterschied zur einheimischen Bezeichnung der Stadt Fürth verlieren. Ich gebe daher der ersten der oben erwogenen Laut-Graphem-Zuordnungen den Vorzug und werde <e> als Verschriftung von [e] und von [ɛ] betrachten. Es sei darauf hingewiesen, dass es sich bei dieser Vorentscheidung noch nicht um die Entscheidung, wie letztendlich verschriftet werden soll, handelt, sondern lediglich um konventionelle Festlegung, wie <e> oder <ä> phonetisch zu interpretieren sind, um auf dieser Grundlage dann eine Bewertung der Lauttreue einer gewissen Schreibweise vornehmen zu können.

Betrachten wir nun verschiedene Möglichkeiten, die fr. Entsprechung zu hdt. *Bäcker* zu schreiben. Außer von verschiedenen Einträgen in der Fachliteratur – *bek* (Gebhardt 2007: 41) und *Begg* (MAAS 2001: 79; FINK 2006: 30) – kann dabei auch von den Firmennamen zweier in Mittelfranken ansässiger Backwarenhersteller ausgegangen werden, die die Bezeichnung in jeweils unterschiedlicher Schreibweise in ihren Markennamen integrieren: *Der Beck* (URL4) und *Der Stefansbäck* (URL5).

Tab. 1: Beschränkungstableau für ‚Bäcker‘

Kandidaten	[PhonP]	[MorphP]	[EtymP]	[KorrP]
<i>dä Bek</i>		**!		*
<i>dä Begg</i>		*!		**
<i>dä Bäck</i>	*	*!	*	
<i>dä Bägg</i>	*		*	*

⁴ Für die Schreibung des Wortes oder, genauer, des entsprechenden Adjektivs mit <e>, was wohl größere Geschlossenheit z. B. gegenüber dem Laut [æ] in *Vädde* ‚Viertel‘ anzeigen soll, findet sich im BDO ein Beleg aus dem Fürther Umland (Stein): *A Vädde Abschnittli für'n Hund, obä net su fett, mein Varrä is neili schlecht nuurü* [https://bdo.badw.de/suche?lemma=fett&options[exact]=1&options[case]=1&options[highlight]=0; letzter Zugriff am 24. 01. 2024]. Auch KUSZ (2007: 55) schreibt mit <e>: *und mid dicke fedde bremsn*. Etymologisch handelt es sich bei dem Wort um eine Entlehnung aus dem Niederdeutschen, deren Stammvokal weder auf mhd. *e*, noch auf mhd. *ë*, sondern auf einen germ. Diphthong zurückgeht, vgl. DWDS.

Wie aus Tabelle 1 zu erkennen, verstoßen alle verglichenen Schreibungen gegen das eine oder das andere der evaluierten Prinzipien. Konzentriert man sich zunächst auf das phonetische Prinzip, dann lässt sich sagen, dass nur Schreibungen mit <e> die Anforderungen erfüllen, weil *Begg* am ehesten mit [e], vielleicht manchmal auch mit [ɛ], wohl aber kaum mit [æ] gesprochen wird. Durch die phonetisch adäquatere Schreibung mit <e> handelt man sich aber Verstöße gegen weitere Prinzipien ein. <e> im Wortstamm spiegelt die morphologische Beziehung zu *baggn* ‚backen‘ nicht mehr wider und stellt außerdem gegenüber hdt. *Bäcker* eine starke Verfremdung im Schriftbild dar (die bei *Begg* durch die Schreibung mit Doppel-*gg* sogar noch verstärkt wird, daher die Bewertung mit zwei Sternchen). Die alternative Lösung mit <ä> vermeidet diese Probleme, v. a. wenn man eine Schreibung mit <ck> wählt, entspricht aber weder der heutigen Aussprache noch der Etymologie (Primärumlaut *e*) des Wortes. Verstöße gegen das morphologische Prinzip ergeben sich übrigens nicht nur durch die Verschriftung des Vokals mit <ä>, sondern auch durch eine phonetische Schreibung des Auslauts mit <ck> (Auslautverhärtung), weil dadurch nicht mehr ohne Weiteres erkennbar ist, dass Verb und Substantiv dieselbe Wurzel *bagg-* enthalten (vgl. Pl. *di Bäggn*, morph. *Bäggn*).

Das Beschränkungstableau für ‚Bäcker‘ zeigt zudem, dass allein durch die Prüfung der einzelnen Verschriftungsprinzipien keine Entscheidung erzielt werden kann: Alle Formen verursachen gleich schwere Verstöße, zumindest dann, wenn man doppelte Verstöße auch doppelt zählt und nicht nur die Zahl der versletzten Prinzipien berücksichtigt. In dieser Situation könnte nur die Gewichtung der Prinzipien Abhilfe schaffen. Der Vorschlag in Tab. 1 (gekennzeichnet durch das Ausrufezeichen) läuft darauf hinaus, das morphologische Prinzip (‚ein Morphem muss immer gleich visualisiert werden‘) zu priorisieren und die Schreibung mit <e> immer dann zu verbieten, wenn eine Ableitungsbeziehung zu einer Form auf *a* (im Beispiel *baggn* → *Bäggn*) durch <ä> gekennzeichnet werden muss. Dies würde der Funktion von *a*-Umlaut bei kurzem Vokal in der standarddeutschen Orthographie entsprechen, und so gehen, bei sporadischer Durchsicht der Texte, offenbar auch die Autoren meiner Primärquellen (KUSZ 2007; 2021; GROB/STÖSSEL 2004) vor. Mit <ä> erscheinen hier praktisch nur Wörter und Wortformen, die auch im Standarddeutschen mit <ä> geschrieben werden, z. B. *bägglä* ‚Päckchen‘ (Dim.), *bläddä* ‚Blätter‘ (Pl.), *bänke* ‚Bänke‘ (Pl.), *hädd* ‚hätte‘ (Konj.), *fälld* ‚fällt‘ (3.Sg.), *längsd* ‚längst‘ (Adv., abgeleitet von *lang*) oder *schächdälä* ‚Schächtelchen‘ (Dim.) bei Kusz und *gedächtnis* ‚Gedächtnis‘ (abgeleitet von *denken*, *dach-te*), der *näggsde* ‚nächste‘ (abgeleitet von *nach*), *schbässa* ‚Späßchen‘ (Dim.), *wäldla* ‚Wäldchen‘ (Dim.) und natürlich *fränggisch* ‚fränkisch‘ (abgeleitet von *Franke*) bei Groß/Stössel. Die Formen *endn* ‚Ente‘ und *bänke* ‚Bänke‘ bei Kusz und *verschdeggd* ‚versteckt‘ und *näggsde* ‚nächste‘ bei Groß/Stössel scheinen mir keinerlei Unterschied im Öffnungsgrad der betonten *e*-Laute

aufzuweisen, und die unterschiedliche Schreibung wird daher wohl nur durch die Schreibung der entsprechenden hdt. Äquivalente motiviert sein. Tatsächlich konnte ich in den Texten nur sehr wenige Formen finden, die in Bezug auf die in diesem Abschnitt behandelte Erscheinung von der standarddeutschen Rechtschreibung abweichen. Bei Kusz sind dies die beiden Verben *schäbbbern* und *zädäbbbern* (vgl. Beleg 3) sowie (in umgekehrter Richtung: <e> für zu erwartendes <ä>) das Substantiv *hendschü* ‚Handschuh‘ (KUSZ 2007: 39). In allen Fällen handelt es sich um spezifisch fränkische Bildungen oder Verwendungsweisen, weshalb der Verdacht nahe liegt, dass <ä> hier die Funktion hat, Standardferne zu kennzeichnen.

- (3) *su schäbbäds blouß, wenn annä was zädäbbäd* (KUSZ 2021: 112)
‚so scheppert es nur, wenn jemand etwas zerbricht (zerdeppert)‘

Bei den Abweichungen von der hdt. Orthographie, die ich bei Groß/Stössel feststellen konnte (*erschd rächd* ‚erst recht‘, *verschdänner* ‚verstehen‘, *Däbbm* ‚Deppen‘), liegt möglicherweise eine ähnliche Funktionalisierung des Umlauts vor, es könnte sich aber auch einfach um Versehen handeln.

Folgt man der oben angeführten Argumentationslinie, dann kommt man beim fr. Äquivalent zu hdt. *Bäcker* zu der orthographischen Variante *Bägg*. Diese Schreibung widerspricht sowohl der Etymologie des Wortes als auch dem Usus in der dialektologischen Literatur und im Schrifttum, ergibt sich aber aus der Abwägung der verschiedenen Verschriftungsprinzipien. Betrachten wir nun noch kurz die Verhältnisse bei Absenkung von /i/ bzw. /ü/ vor *r*, und zwar anhand des (zumindest in Fürth) schon fast als Identifikationsvokabel geltenden Wortes *Kirchweih*.

Die fr. Form von *Kirchweih* wird in meinen Primärquellen abwechselnd als *Kärwa* (z. B. GROB/STÖSSEL 2004: 39) oder als *Kerwä* (KUSZ 2007: 52)⁵ verschriftet. Auch die Schreibung der Belege, die in WAGNER/KLEPSCH (2007: 313 f.) angeführt sind, oszilliert zwischen *Kärwa* und *Kerwa*; das sporadisch auftauchende *Kirwa* (Weißensstadt; Arzberg) gehört nicht in den hier betrachteten geographischen Bereich: Eine *i*-Lautung ist im Großraum Nürnberg m. E. ausgeschlossen. Selbst bei Code-Shifting in Richtung Standard würde, zumindest in meinem Idiolekt, die Gruppe /ir/ eher mit einem *ü*-artigen Laut realisiert. Unklar ist mir dagegen, wie genau der Öffnungsgrad des *e*-Lautes zu bestimmen wäre. Das Schwanken der Schreibung in den Quellentexten zeigt an, dass hier offenbar auch andere Autoren unsicher sind. Zieht man die historisch orientierten Lautlehren hinsichtlich der Entwicklung der Gruppe /ir/ zu rate, so findet

⁵ Bei der Schreibung von Fitzgerald Kusz kommt es hier nur auf den ersten Vokal an. Die Schreibung des Vokals im zweiten Teil des Wortes würde ich als irrtümliche Übertragung der von Kusz konsequent praktizierten Schreibung von Schwa-Silben im Auslaut durch <ä> interpretieren. Vermutlich sollte die Form besser *Kerwa* geschrieben werden, die zweite Silbe ist hier gerade *keine* Schwa-Silbe. Allerdings schreibt auch MAAS (2001: 169) *Kärwer*.

man bei STEGER (1968: 75 f.) [e], bei GEBHARDT (1907: 43) [æ], was laut Steger aber nur bei *r*-Schwund eintreten sollte. Persönlich habe ich den Eindruck, dass der *e*-Laut im fr. Äquivalent zu *Kirbe* etwas geschlossener ist als im fr. Äquivalent zu *Kirchweih*, wobei es sich aber auch um eine „akustische Täuschung“ durch Fremdeinwirkung von Seiten des folgenden Vokals (in *Kärwa*) bzw. des Vokals im Parallelwort *Berch* ‚Berg‘ (bei *Kerch*) handeln könnte. Insgesamt ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass wir es bei der Position vor *r* mit einem Neutralisierungskontext zu tun haben, wie dies für das Standarddeutsche bei langen *e*-Lauten von WIESE (1996: 17) beschrieben wurde. Hier nach fest umrissenen Grenzen im lautlichen Kontinuum der *e*-Realisierungen zu suchen, wäre dann ein aussichtsloses Unterfangen. Da für die Zwecke der Beurteilung der beiden Schreibvarianten *Kärwa* und *Kerwa* dennoch festgelegt werden muss, von welchem Lautwert auszugehen ist, betrachte ich die weit verbreitete *ä*-Schreibung als Indiz für den Eindruck vieler Sprecher, es handele sich um einen sehr offenen Vokal, und lege der Bewertung [æ] zugrunde. Das Beschränkungstableau sieht dann wie folgt aus:

Tab. 2: Beschränkungstableau für ‚Kirchweih‘

Kandidaten	[PhonP]	[MorphP]	[EtymP]	[KorrP]
<i>Kärwa</i>		*	*	*
<i>Kerwa</i>	*		*	

Die Prinzipientreue der beiden Verschriftungsformen in den einzelnen Dimensionen ist nicht ganz einfach zu beurteilen. Die Verletzung des morphologischen Prinzips bei *Kärwa* ergibt sich z. B. nur dann, wenn man meinen subjektiven Eindruck oben, der Vokal in *Kerch* habe einen geringeren Öffnungsgrad als der Vokal in *Kärwa*, teilt (vgl. auch die Schreibung *Ke(r)ng* bei HÖRLIN 1988: 157). In diesem Fall würde die Schreibung mit <ä> die morphologische Identität der Wurzel in beiden Wörtern verschleiern. Auch die Korrespondenz beider Schreibweisen zur hdt. Form lässt sich nur schwer vergleichen, weil beide – unabhängig von der Wahl des Vokalzeichens – gegenüber *Kirchweih* stark verfremdend wirken (was sich angesichts der realen sprachlichen Verhältnisse aber auch gar nicht vermeiden lässt). Eventuell ließe sich argumentieren, dass eine graphische Darstellung durch Trema noch stärker verfremdend wirkt als ein neutrales, einfaches Vokalzeichen wie <e>. (Kritiker könnten demgegenüber darauf hinweisen, dass die Punkte des Tremas einen Anklang an den Punkt auf dem *i*-Zeichen darstellen könnten, womit die Bewertung umgekehrt ausfallen müsste). Dass beide Verschriftungsweisen das etymologische Prinzip verletzen, ist dagegen klar, da fr. /er/ in diesem Fall ja auf mhd. /ir/ zurückgeht, was weder die Schreibung *Kärwa* noch die Schreibung *Kerwa* anzeigt.

4.2 Verschriftung von vokalisiertem *r* in unbetonten Nebensilben

Wie allgemein bekannt, wird /r/ am Wortende im Deutschen gewöhnlich nicht als *r*-Laut realisiert. Auslautendes *r* unterliegt der sog. Vokalisierung und zudem der Reduktion in unbetonter Nebensilbe. Das Ergebnis ist ein undeutlicher Murmelvokal, gelegentlich als „Tiefen-Schwa“ bezeichnet, der für die Standardaussprache gewöhnlich als [ø] bestimmt wird (vgl. z. B. WIESE 2011: 37).

Wie genau der entsprechende Laut im Fränkischen klingt, und ob er auf dem gesamten hier zur Diskussion stehenden Gebiet gleich klingt, ist umstritten. WAGNER (1987: 50) spricht von einem schwach artikulierten *e*-Laut, den er von West nach Ost abgestuft als *e* > *ä* > *a* hört. Entsprechende Variationen in den Verschriftungen stellt auch HÖRLIN (1988: 104) fest, selbst schreibt er vorwiegend mit suspendiertem *r* (das *r*-Zeichen wird durchgestrichen, um die flüchtige oder gar völlig unterdrückte Aussprache anzuzeigen): *Wedder*, ‚Wetter‘ (S. 56), *badder*, ‚hat er‘ (S. 105), *Hemmerd*, ‚Hemd‘ (S. 203), *a schlechder Weech*, ‚ein schlechter Weg‘ (S. 211), *di Kinner*, ‚die Kinder‘ (S. 227); sporadisch kommen auch <a> (*a Maadla*, ‚ein Mädchen‘, S. 233) oder <ä> *miä* (‚mir‘, Starktonform des dativischen Pronomens, 1.Ps.Sg., S. 246) zum Einsatz. Konsequenter schreiben, gemäß dem Lautwert dieser Zeichenkombination in der standarddeutschen Orthographie, dagegen MAAS (2001), z. B. *aner*, ‚einer‘, *Badscher*, ‚Schläger; übertr. geistiger Defekt‘, *Masder*, ‚Meister‘, und GROB/STÖSSEL (2004), z. B. *weldmassder*, ‚Weltmeister‘, *schbeeder*, ‚später‘ oder *banander*, ‚beieinander, zusammen‘. (Das Diminutivsuffix wird in dieser Quelle allerdings *-la* geschrieben). Beide Quellen sind in dem Sinne konsequent, dass sie die Schreibung – gemäß dem der Zeichenverbindung einmal zugewiesenen Lautwert – auch auf Fälle anwenden, bei denen etymologisch wohl nie ein *r*-Laut zugrunde gelegen hat, so etwa *barfers*, ‚barfuß‘ (S. 77), *kummer*, ‚kommen‘ (S. 174), *sunner*, ‚Sonne‘ (S. 238) und *Kärmer* (S. 169) bei Maas und *verschdänner*, ‚verstehen‘ 3.Pl. (S. 9), *ba dener*, ‚bei denen‘ (S. 7), *erwenger*, ‚ein wenig‘ (S. 25)⁶ und *gleebläddler*, ‚Kleeblättchen‘ Dim. Pl. (S. 11)⁷ bei Groß/Stössel.

Völlig anders geht Fitzgerald Kusz vor, der die Schwa-Silbe im Auslaut konsequent durch *-ä* verschriftet und z. B. *bläddä*, ‚Blätter‘, *fensdä*, ‚Fenster‘, *kennä*, ‚kennen‘, *maadlä*, ‚Mädchen‘ oder *loumä mein rouh*, ‚lass mir meine Ruhe‘ schreibt. Diese Praxis stößt nicht einhellig auf Gegenliebe. KLEPSCH (1988: 33) führt sie auf die besonders volle Aussprache des Vokals in der Heimatregion des Autors (das östliche Nürnberger Land) zurück und berichtet dann von teilweise negativen Reaktionen

⁶ Die Form *erwenger* weist doppelte Artikelsetzung auf (vgl. WAGNER 1987: 82), wörtl. ‚ein wenig ein‘. Ich würde durchsichtiger *ä weng ä* schreiben. Der größere Kontext lautet: *erwenger sübblla kämmer der obbietn*, ‚ein wenig Suppe können wir dir anbieten‘.

⁷ Das letzte Beispiel verletzt die sonst praktizierte Schreibpraxis, das Diminutivsuffix als *-la* zu schreiben. Ich vermute, dass hier eine Kontamination durch die neutrale Pluralendung *-er* stattgefunden hat, vgl. ebd. *ka aanzj's vierbläddri's gleebläddla* Sg. Für die Schreibung von Pluralformen der Diminutiva auf *-la* mit *-er* finden sich noch weitere Beispiele in der Quelle, etwa auf S. 10 *radiesler*, ‚Radieschen‘ Pl.

verschiedener Nürnberger, denen er Textproben von Fitzgerald Kusz zur Beurteilung vorgelegt hat:

„In der Tat rügen viele Stadtnürnberger diese Kusz'sche Besonderheit. Oft wird beim Vorlesen solcher Formen der Wortakzent auf die Endsilbe verlegt, so dass für <maadlä> nicht [mädlə] sondern [mädlɛ] gesprochen wird.“ KLEPSCH (1988: 33)

Aus dieser Passage schließe ich, dass das Hauptproblem bei der von Kusz gewählten Graphie nicht eigentlich der Lautwert des Vokalzeichens ist, sondern die Zuordnung der Betonung zur passenden Silbe. Dieses Problem ergibt sich für Sprecherinnen und Sprecher, die die standarddeutschen Schreibregeln von frühester Jugend an verinnerlicht haben und es gewohnt sind, unbetonte Nebensilben mit Schwa-Laut nur in der Form <er> zu sehen. Demgegenüber ist die *er*-Schreibung für alle Lerner, die Deutsch als Fremdsprache erwerben, eine stete Quelle von Missverständnissen, weil sie weder mit fehlender Betonung noch mit *r*-Vokalisierung assoziiert wird. Dass <er> einen unbetonten Schwa-Laut ausdrücken soll, ist vom Standpunkt der Schreibsysteme vieler Sprachen aus betrachtet eine äußerst exotische Angelegenheit. Will man z. B. tschechisch *houser* ‚Gänserich‘ richtig aussprechen, muss man am Wortende ein deutliches, offenes *e* und ein gerolltes Zungenspitzen-*r* artikulieren.

Zunächst möchte ich anhand der Beispiele unter (4) und (5) dafür argumentieren, dass die Schreibung von Kusz gegenüber zwei alternativen Schreibungen – der mit *-a* und der mit *-e* – entscheidende Vorteile hat. Anschließend werde ich die verbleibenden zwei Möglichkeiten, nämlich die Verschriftung à la Kusz und die Verschriftung à la Maas/Groß/Stössel, einer optimalitätstheoretischen Bewertung unterziehen.

Betrachten wir zunächst die Beispiele unter (4), die, geordnet nach (a), (b) und (c), drei Verschriftungsvarianten des fr. Äquivalents für hdt. *Meister* zeigen:

- (4) a. *Massdä* ‚Meister‘
b. *Massda*
c. *Massde*

Für die Beurteilung der Varianten ist es wichtig sich klarzumachen, dass die zwei Vokale im Wort *Massdä* lautlich deutlich voneinander unterschieden sind. Eine Schreibung wie die in (4b) würde diesen Unterschied einebnen und damit einen völlig falschen Eindruck vom Klang des Wortes vermitteln. Diesen Nachteil hat die unter (4c) aufgeführte Verschriftung nicht; sie verursacht aber andere Probleme, die sofort deutlich werden, wenn man sich weitere Beispiele anschaut:

- (5) a. *ä glannä* ‚ein kleiner‘ vs. *ä glanne* ‚eine kleine‘
 b. *a glanna* vs. *a glanne*
 c. *a glanne* vs. *a glanne*

Die grammatische Form des Adjektivs *glaa* ‚klein‘ wird nur durch den Auslaut markiert. In (5a) kommt der Unterschied zwischen maskuliner und femininer Form klar durch die Wahl des Graphems <ä> vs. <e> zum Ausdruck. Würde man sich analog zu Alternative (4c) bei der Schreibung für ‚Meister‘ für die Verschriftung des Tiefen-Schwas durch <e> entscheiden, käme dieser Unterschied abhanden: Die maskuline und die feminine Form könnten graphisch nicht mehr voneinander unterschieden werden, vgl. (5c).

Man muss allerdings zugeben, dass das mit der Schreibung in (4b) verbundene Probleme in anderen Fällen auch bei der Schreibung mit <ä> auftritt: Verschriftungen wie *Bläddä* ‚Blätter‘, *Gäddlä* ‚Gärtchen‘ oder *Männlä* ‚Männlein‘ zeigen nicht an, dass der Vokal im Suffix anders klingt als der Vokal in der Wurzel. Bei *Gäddlä* könnte man sich damit behelfen, das noch in Spuren hörbare vokalisierte /r/ zu schreiben (*Gärddlä*), was die Form zudem der Form im Standarddeutschen annähern und leichter identifizierbar machen würde. Bei *Männlä* ist für die mangelnde graphische Differenzierung der Vokale nur die Schreibung nach dem morphologischen Prinzip verantwortlich, da man phonetisch *Mennlä* schreiben müsste (geschlossenes *e* vor Nasal, vgl. STEGER 1968: 59). Bei *Bläddä* gibt es jedoch, soweit ich sehe, keine Möglichkeit, die missverständliche visuelle Gleichsetzung der beiden Vokale zu vermeiden. Mir scheint allerdings, dass die Gleichbehandlung der Vokale in den genannten Fällen weniger störend ist als in Fällen vom Typ *Massdä*/*Massda*, da hier die beiden Vokale nach meinem Eindruck tatsächlich sehr nahe beieinander liegen und eine identische Aussprache kaum Schaden anrichtet, vorausgesetzt, man setzt die Betonung an der richtigen Stelle.

Eine optimalitätstheoretische Bewertung der verbleibenden Verschriftungsvarianten *Massdä* und *Massder* könnte wie folgt aussehen:

Tab. 3: Beschränkungstableau für ‚Meister‘

Kandidaten	[PhonP]	[MorphP]	[EtymP]	[KorrP]
<i>Massdä</i>		*	*	*
<i>Massder</i>	*			

Das phonetische Prinzip wird in erster Linie durch *Massder* verletzt, zumindest dann, wenn man für <er> die Kombination des Lautwertes von <e> und <r> zugrunde legt. Die Bewertung ist

hier allerdings relativ zu verstehen, da man argumentieren könnte, dass auch <ä> die phonetischen Verhältnisse nicht genau wiedergibt. Auch wenn man dies zugesteht, würde man aber sagen, dass die Verletzung des phonetischen Prinzips durch <er> größer ist, da in *Massder* fälschlicherweise gleich zwei Laute ([ɛ] und [r]) fehlerhaft angezeigt werden; eine Bewertung durch */** würde an der Gesamtwertung dann nichts ändern.

Im Bereich des morphologischen Prinzips ergibt sich der Strafpunkt für *Massdä* aus der Tatsache, dass durch die Wahl von <ä> zur Verschriftung des Morphems {er}⁸ dessen graphische Identität nicht in allen Fällen gewahrt werden kann. In meinem Belegmaterial kommen z. B. die Formen *Schraßnbobfobräri* ‚Straßenbahnfahrerin‘ (KUSZ 2007: 79) und *bläddri* ‚blättrig‘ (GROß/STÖSSEL 2004: 11) vor. Stellt man diese Belege anderen Formen (*Fobrä/Forräri*; *Bläddä/bläddri*) gegenüber, erkennt man, dass {er} einmal als <ä>, das andere Mal als <är> bzw. <r> verschriftet wird. Dies widerspricht dem morphologischen Prinzip.

Die Bewertung im Bereich der Etymologie ist, denke ich, leicht einsichtig, ein Kommentar ist jedoch hinsichtlich der Nähe bzw. Ferne zur Orthographie der hochdeutschen Standardsprache, also der Kategorie [KorrP], erforderlich. Hier leuchtet zwar unmittelbar ein, dass die Schreibung *Massdä* stärker verfremdend wirkt als die Schreibung *Massder* (daher auch der Strafpunkt für *Massdä*), in Anbetracht des weiter oben zum Unterricht von Deutsch als Fremdsprache Gesagten könnten man die Wertung in dieser Kategorie aber geradezu umkehren: Bei der Arbeit mit Studierenden, die die Neigung haben, ein Schriftbild, das <er> enthält, als Anzeige für die Lautung [ɛr] zu interpretieren, ist eine Verfremdung gegenüber der hdt. Schreibung geradezu wünschenswert. Durch die Verschriftung *Massdä* werden die Studierenden dazu angehalten, selbst realistischer (d. h. ohne r-Laut) zu artikulieren, und gleichzeitig besser darauf vorbereitet, die gehörten akustischen Signale in Franken richtig zu dekodieren. Tabelle 3, die der Schreibung *Massder* den Vorzug gibt, würde ich daher durch Tabelle 4 ersetzen.

Tab. 4: Priorisiertes Beschränkungstableau für ‚Meister‘

Kandidaten	[PhonP]	[MorphP]	[EtymP]	[-KorrP]
<i>Massdä</i>		*	*	
<i>Massder</i>	*			*!

⁸ Die durch <ä> zu verschriftende Gruppe *er* ist in vielen Fällen unstrittig ein Morphem, vgl. z. B. *Bläddä*, -ä für Plural. Ob auch in der Form *Massdä* ein (dann aber ganz sicher anderes) Morphem {er} vorliegt, kann mit Recht bezweifelt werden. Vielleicht ließe sich hier von einem Pseudo-Suffix sprechen. An der Gesamtbewertung des Falles ändern diese, für die Morphologie allerdings wichtigen, Details nichts.

5 Vorläufiges Fazit

Die Diskussion im Hauptteil des Textes sollte gezeigt haben, dass es sich bei der Verschriftung von dialektnaher Sprache durch eine an die hochdeutsche Standardsprache angelehnte Orthographie um ein äußerst komplexes Problem handelt, bei dessen Lösung die verschiedensten Aspekte zu berücksichtigen sind. Ich möchte daher nicht mit einer kategorischen Entscheidung über die in den Bayernstudien zu verwendenden Rechtschreibregeln schließen, sondern mit einigen vorsichtig formulierten Schlussfolgerungen, die als Ausgangspunkt für weitere Überlegungen dienen könnten. Zum einen sollte klar geworden sein, dass mit der Wahl des hdt. Schriftsystems als Mittel der Verschriftung gleichzeitig eine Entscheidung gegen eine genaue phonetische Transkription der Sprachproben gefallen ist. Argumente für oder gegen bestimmte Schreibvarianten, die sich auf die tatsächliche Lautung der zu verschriftenden Sprachbeispiele stützen, sind daher mit Vorsicht zu genießen. Bei kurzen *e*-Lauten in Haupttonsilben, sofern sie nicht in spezifischen Lautumgebungen (wie etwa vor *r*) stehen, würde ich sogar ganz davon absehen, den genauen Öffnungsgrad des betreffenden Vokals wiedergeben zu wollen und mich vollständig nach dem morphologischen Prinzip – und das heißt in den meisten Fällen nach der hdt. Standardschreibung – richten. Daraus würde sich z. B. für *Begg* ‚Bäcker‘ eine Verschriftung (nämlich *Bägg*) ergeben, die dem mundartlichen Schreibusus widerspricht. In Fällen, bei denen im Dialekt sehr standardferne Formen auftreten, ließe sich <ä> als Marker für Dialektalität verwenden. Ich tendiere daher zu Schreibungen wie *Kärch* ‚Kirche‘, *Kärschn* ‚Kirsche‘, *Kärwa* ‚Kirchweih‘ und – im Widerspruch zu manchen meiner Primärquellen – auch zu *Ärberd* ‚Arbeit‘ (bei KUSZ 2007: 21 *errberrd*), *ärschd* ‚erst‘ (GROB/STÖSSEL 2001: 40 und KUSZ 2007: 47 *erschd*) oder *wärgli* ‚wirklich‘ (KUSZ 2007: 14 *werkli*). In Bezug auf die Schreibung von unbetonten Silben mit Tiefen-Schwa scheint mir die Verschriftungspraxis von Fitzgerald Kusz günstig zu sein, der hierfür das Graphem <ä> verwendet. Die Lehrmaterialien für Studierende der Bayerstudien sollten diese Schreibung schon deshalb wählen, weil die Texte von Kusz unbedingt zum Lektürepensum in den verschiedenen Kursen gehören sollten.

Wahrscheinlich kann sich erst nach längerer Erfahrung mit der Vermittlung des „Fränggischen“ an tschechischsprachige Studierende ein optimaler Schreibusus entwickeln. Neben der Prüfung der Auswirkung von provisorisch festgelegten Regeln auf möglichst viele Wortschatzeinheiten sollten auch die Betroffenen selbst, d. h. die tschechischen Studentinnen und Studenten gehört werden und ihre Ansichten zu verschiedenen Verschriftungsvarianten in die Festlegung der Rechtschreibregeln miteinbezogen werden.

Literaturangaben

- BLAHAK 2020 = Boris Blahak: Anwendungsbezogenheit, Interdisziplinarität, Interkulturalität – Arealstudiengänge innerhalb der tschechischen Hochschulgermanistik. Der Pilsner Master *Arealstudien: Bayernstudien* als aktuelles Beispiel; in: Brüner Hefte zu Deutsch als Fremdsprache, 13 (1/2), 57-72
- DIETH 1950 = Dieth, Eugen: Vademekum der Phonetik. Phonetische Grundlagen für das wissenschaftliche und praktische Studium der Sprache. Bern
- EBEL/HIRSCHFELD/SKOCZEK 2022 = Ebel, Alexandra/Hirschfeld, Ursula/Skoczek, Robert: Nutzen, Probleme und Grenzen des Einsatzes phonetischer Transkription im DaF-Unterricht, in: Deutsch als Fremdsprache, 59 (4), 218-227
- EISENBERG 2006 = Eisenberg, Peter: Grundriss der deutschen Grammatik, Band 1: Das Wort. 3. Aufl. Stuttgart und Weimar
- FINK 2006 = Fink, Gerhard: Lilliput Fränkisch. Berlin und München
- GEBHARDT 1907 = Gebhardt, August: Grammatik der Nürnberger Mundart. Geschichtliche Darstellung der einzelnen Laute. Leipzig
- GEISER/ZEHETNER/ROWLEY 2021 = Geiser, Remigius/Zehetner, Ludwig/Rowley, Anthony: Bairisch schreiben, in: Rundbrief des Fördervereins Bairische Sprache und Dialekt e. V., 95, 24-25
- HANS-BIANCHI 2014 = Hans-Bianchi, Barbara: Pennsylvaniadeutsch: Wege der Verschriftung einer Minderheitensprache, in: Bollettino dell'Associazione Italiana di Germanistica, 7, 113-131
- HIRSCHFELD/REINKE 2018 = Hirschfeld, Ursula/Reinke, Kerstin: Phonetik im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Unter Berücksichtigung des Verhältnisses von Orthographie und Phonetik. 2. Aufl. Berlin
- HÖRLIN 1988 = Hörlin, Rainer: Fränggisch gredd. Eine Sprachkunde (ost-)fränkischer Mundarten. O. O., Eigenverlag
- JOYCE/MELETIS 2021 = Joyce, Terry/Meletis, Dimitrios: Alternative criteria for writing system typology. Cross-linguistic observations from the German and Japanese writing system, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft, 40 (3), 257-277
- KLEPSCH 1988 = Klepsch, Alfred: Lautsystem und Lautwandel der Nürnberger Stadtmundart im 19. und 20. Jahrhundert. Tübingen
- KLEPSCH 2003 = Sprachatlas von Mittelfranken. Band 1: Einführung. Heidelberg
- MAAS 2001 = Maas, Herbert: Wou die Hasen Hoosn und die Hosen Huusn haaßn. Ein Nürnberger Wörterbuch. 7. Aufl. Nürnberg
- MÜLLER 1978 = Müller, Rolf: Die *s*-Zeichen in der Linguistik und Didaktik der deutschen Schriftsprache. Mit Bemerkungen zu einer Rechtschreibreform, in: Zeitschrift für

Dialektologie und Linguistik. Beiheft Nr. 27 (neue Folge): Laut und Schrift in Dialekt und Standardsprache. Hrsg. Rolf Müller, Eugen Gabriel und Waltraud Kraemer, 7-54

NIEBAUM/MACHA 2014 = Niebaum, Hermann/Macha, Jürgen: Einführung in die Dialektologie des Deutschen. 3. Aufl. Berlin und Boston

PRIMUS 2010 = Primus, Beatrice: Strukturelle Grundlagen des deutschen Schriftsystems, in: Bredel, Ursula/Müller, Astrid/Hinney, Gabriele (Hg.): Schriftsystem und Schriffterwerb: linguistisch – didaktisch – empirisch. Tübingen, 9-45

PRINCE/SMOLENSKY 1993 = Prince, Alan/Smolensky, Paul: Optimality Theory: Constraint Interaction in Generative Grammar (Technical Report no. RuCCS-TR-2). New Brunswick, NJ: Rutgers University Center for Cognitive Science. Abrufbar unter: <chrome-extension://efaidnbmnnnibpcajpcglclefindmkaj/https://roa.rutgers.edu/files/537-0802/537-0802-PRINCE-0-0.PDF> (letzter Zugriff: 15.05.2023)

RENN/KÖNIG 2006 = Renn, Manfred/König, Werner: Kleiner Bayerischer Sprachatlas. München

STEGER 1968 = Steger, Hugo: Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken. Das Lautsystem der Mundarten im Ostteil Frankens und seine sprach- und landesgeschichtlichen Grundlagen. Neustadt/Aisch

STUDER 2002 = Studer, Thomas: Dialekte im DaF-Unterricht? Ja, aber... Konturen eines Konzepts für den Aufbau einer rezeptiven Varietätenkompetenz, in: Linguistik Online, 10 (1), 113-131

WAGNER 1987 = Wagner, Eberhard: Das fränkische Dialektbuch. München

WAGNER/KLEPSCH 2007 = Wagner, Eberhard/Klepsch, Alfred: Handwörterbuch von Bayerisch-Franken. Bamberg

WIESE 1996 = Wiese, Richard: The Phonology of German. Oxford und New York

WIESE 2011 = Wiese, Richard: Phonetik und Phonologie. Paderborn

Zitierte Internetseiten

BDO = Bayerische Akademie der Wissenschaften: Bayerns Dialekte Online, Fränkisches Wörterbuch. <https://bdo.badw.de/> (letzter Zugriff: 24.01.2024)

DWDS = Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften: Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. <https://www.dwds.de/wb/fett> (letzter Zugriff: 24.01.2024)

URL1 = Fakulta filozofická Západočeské univerzity v Plzni. Bakalářské programy. Cizí jazyka pro komerční praxi – němčina. <https://www.ff.zcu.cz/en/Admission/Follow-up-master-studies/nabidka-studa-mgr.html>. (letzter Zugriff: 26.01.2024)

URL2 = Fakulta filozofická Západočeské univerzity v Plzni. Navazující magisterské programy. Areálová studia: Bavorská studia. <https://www.ff.zcu.cz/cs/Admission/Bachelor-studies/nabidka-studia-bc> (letzter Zugriff: 26.01.2024)

URL3 = Bibliographisches Institut: Das Onlinewörterbuch Duden. <https://www.duden.de/rechtschreibung/Staengel>. (letzter Zugriff: 19.01.2024)

URL4 = Bäckerei Der Beck. <https://www.der-beck.de/> (letzter Zugriff: 24.01.2024)

URL5 = Restaurant Guru – Der Stephansbäck. <https://de.restaurantguru.com/Stefansbaeck-Furth-2> (letzter Zugriff: 24. 01. 2024)

Primärquellen

GROB/STÖSSEL 2004 = Groß, Christian/Stössel, Günther: Asterix aff fränggisch 1: Di Haibtling⁶ raffm's raus! 7. Aufl. Köln

KUSZ 2007 = Kusz, Fitzgerald: Muggn. Gedichte. Cadolzburg

KUSZ 2021 = Kusz, Fitzgerald: Sunnabluma. Gedichte. Cadolzburg

Christopher J. Wickham

Dialekt unterwegs in der Literatur: Produktive Spannungen in literarischen Dialekttexten

Was passiert, wenn in der Literatur Dialekt unterwegs ist? Dietmar Ortlieb hatte 1976 in der Literaturzeitschrift *Akzente* konstatiert: „[Dialekt] ist stamm- und landschaftsgebunden. Im „Ausland“ tritt er als unfreiwilliger Clown auf. Wir nehmen ernst, was uns ähnlich ist“ (ORTLIEB 1976: 370). Das würde heißen, Dialekt und regionalspezifische Sprache sind dazu verdammt (um mit Karl Valentin zu sprechen), in der Fremde fremd zu sein, und deswegen notwendigerweise nicht ernst zu nehmen. Mit diesem Beitrag möchte ich die literarische Rolle der regionalen Sprache als Mittel des menschlichen Ausdrucks und der Kommunikation im fremden räumlichen Kontext ansprechen. Mobilität (also Unterwegssein) steht *sui generis* im Spannungsverhältnis mit der Ortsgebundenheit von Dialekt. Kann diese Spannung produktiv sein? Was kann die Literatur, die Sprachkunst, damit anfangen? Unterstützt durch monologische wie dialogische, dramatische wie lyrische, gedruckte wie performative Beispieltex te möchte ich Ortliebs Stellungnahme auf die Probe stellen. Ich darf gleich vorwegnehmen, es geht hier nicht um die Frage: Was ist Dialekt und was nicht? Für gegenwärtige Zwecke gilt regional markierte Sprache im breitesten Sinn als „Dialekt“.

Unser Beispielmateri al setzt sich aus belletristischen wie auch populärkulturellen Texten zusammen, in denen (vor allem) Bayerns Dialekte auf fremdem Boden gesprochen werden bzw. wortwörtlich „unterwegs“ sind, d.h. die Sprecher befinden sich auf Reisen oder sind räumlich in einen ungewohnten Sprachkontext versetzt. Oft – aber nicht ausschließlich – handelt es sich um Kontaktsituationen, in denen Sprachen bzw. Dialekte aus unterschiedlichen Regionen aufeinanderstoßen. Insofern können sich dramatische Konflikte durchaus in sprachlichen Konflikten ihren Reflex finden. Aber damit hat sich das Thema noch lange nicht erschöpft. Es geht mir dabei nicht darum, eine vollständige Typologie oder Inventar der Möglichkeiten des dialektalen „Unterwegs-seins“ zu erstellen, sondern unter Berücksichtigung von konkreten Beispielen Fragen nach Dimensionen der sprachlichen und ästhetischen Ausdruckspotenz zu stellen.

„Unterwegs“ sind die Dialektsprecher ganz eindeutig in *Erster Klasse*, Ludwig Thomas „Bauernschwank in einem Akt“ aus dem Jahr 1910. Ein Eilzug macht sich – allerdings ohne Eile – auf den Weg von Unterdingharting über Mitterdingharting, Oberdingharting, Hinterdingharting und Trudering nach München-Ostbahnhof. Die Insassen setzen sich aus sozial wie auch regional unterschiedlich charakterisierten Figuren zusammen. Sprachlich hat man also mit kontrastierenden

Soziolekten wie auch Regiolekten zu tun. Neben sprachlichen Kollisionen, die im Dialog nicht selten diskutiert und metasprachlich thematisiert werden, speist sich der Reiz dieses Stückes überhaupt aus Polarisierungen: oben – unten, Stadt – Land, Beamtentum – Volk, Anstand – Bäuerlichkeit, privat – öffentlich, Mensch – Tier, Wissenschaft – Tradition, Vergangenheit – Zukunft, erste Klasse – andere Klassen und natürlich Bayern – Preußen. Diese Gegensätze zeigen sich nicht nur darin, **was** gesagt wird, sondern **wie** es gesagt wird. Das Spektrum der vertretenen sprachlichen Varianten reicht stufenweise vom extremen Bairisch von Sylvester Gsottmaier, Josef Filser und Frau Filser über das gemäßigte Bairisch der Bahnbeamten, die gelegentlich in ein offiziöses, bairisch gefärbtes Beamtendeutsch zurückfallen, das Standarddeutsch des Franken, Ministerialrats von Scheibler, der Bairisch aber einwandfrei versteht, und des Liebespaares von Kleewitz, das Augen und Worte nur für sich hat, zum norddeutschen Standard mit plattdeutschem Einschlag des Kunstdüngervertreeters Friedrich Wilhelm Stüve von der Firma Gebrüder Klausung in Neuruppin, der wiederholt behauptet, er spreche „’n bißchen bayer’schen Dialekt“, was ganz offensichtlich nicht der Fall ist, denn Stüve muss zugeben, dass er vieles **nicht** versteht, was Gsottmaier und Filser sagen.

Die Dialoge in *Erster Klasse* stellen die Ausdruckskraft des Bairischen in den Vordergrund, aber es geht dabei nicht nur um Aussprache, Morphologie, Syntax, Lexik und Semantik (bei Inszenierungen des Stücks müssten auch die prosodischen Eigenschaften – Tonfall, Intonation, Sprachmelodie, Betonung, Sprechgeschwindigkeit usw. – stimmen), sondern auch um regionaltypische Diskursstrategien wie Wiederholungen („Aussagesteigernde Wiederaufnahme“ in der Terminologie Peter Kaspars [KASPAR 2021: 90]), Wortwitz, Bildhaftigkeit bzw. Metaphorik und freundlich gestimmte *ad hominem*-Beschimpfungen. „Bischt do, du plattata Mistgablbaron? Du g’schneckelta Engländer?“ (Gsottmaier zu Filser [THOMA 1910: 51].) Thoma geht es aber nicht allein um den Reichtum des Bairischen an sich sondern um eine situative Dynamik, die im Laufe des Dramas die scheinbar herrschenden Machtverhältnisse der ersten Szenen auf den Kopf stellt. Es sind zum Schluss nämlich nicht die Sprecher der prestigetragenden Standardvariante, die die Oberhand haben und die Macht besitzen, sondern diejenigen, deren Wortgewalt wie auch sozialpolitische Stellung die besseren Karten hält. Josef Filser hat nicht nur die Macht zu entscheiden, was seine Kühe fressen und ob er Stüves Kunstdünger statt Stallmist auf seine Wiesen bringt, sondern er ist auch Abgeordneter und kann das Schicksal des Ministerialrats von Scheibler bestimmen. Die Sprachverhältnisse unter den Figuren werden eingesetzt, um die vermeintlichen Vorurteile des Publikums bezüglich Einschätzung gesellschaftlicher Rollen nach Sprachvarianten bloßzustellen. In diesem Eisenbahn-Mikrokosmos entpuppt sich die sprachliche Prestigevariante als machtpolitisch untergeordnet, mit anderen Worten: impotent. Daraus entsteht nicht nur eine

gewisse Komik sondern auch eine triftige Sozialkritik. Unterwegs – also mobil – sind nicht nur die im Zug sitzenden Fahrgäste sondern auch die Erwartungen des Publikums.

Wenn Thomas *Erster Klasse* eine Variante der Narrenschiff-Thematik darstellt, bei der eine disparate Gruppe sonst unverwandter Menschen in einem Fahrzeug unterwegs ist und ihre Sprach- wie auch Charaktervielfalt an den Tag legt, so ist Weiss Ferdls Lied „Ein Wagen von der Linie 8“ aus dem Jahr 1946 (komponiert mit Dr. Hans Ritt) in dieser Hinsicht ähnlich. Eingeleitet wird das Lied durch die Worte: „Vom Münchner ist allgemein bekannt, dass er erstens einen gesunden Durst hat und zweitens dass er gern schimpft. Und am allerliebsten schimpft er, wenn er Trambahn fahren muss, (...)“ (WEISS 1998). In knapp unter zehn Minuten (je nach Aufnahme) malt Weiss Ferdl monologisch (aber mehrstimmig) aus der Sicht des Schaffners das Bild eines vollgepfropften Trambahnwagens, dessen Fahrgäste die Anregung zur Kraftsprache darbieten. Es geht dem erklärten Ziel des Liedes nach und im Gegensatz zu Thomas Bauernschwank, rein um die konfrontative, aggressive Beschimpfung der Mitfahrenden. Die Route wird in Episoden eingeteilt je nach der Haltestelle – Harras, Bavaria-Straße, Ruppertstraße, Sendlinger-Tor-Platz, Karlsplatz Stachus und Gabelsbergerstraße; eine Fortbewegung innerhalb der Stadt München findet also statt. Die Sprache bleibt vorwiegend münchenerisch geprägt, aber zwischendurch melden sich schwäbische („Zügler“) und plattdeutsche Töne. „So wat jibts ja nur in Bayern!“ heißt es am Stachus; darauf der Schaffner: „Sie auch schon, die preußische Krampfhenn.“ Aber der dialektsprechende Schaffner ist in diesem Beispiel nicht in einem auswärtigen Gebiet unterwegs, und es sind meist nicht regionalbezogene Hiebe, die erteilt werden, sondern eher soziale, sexistische (eben „Krampfhenn“, „alte Rutschn“, oder „s'Maul angestrichen, da graust's mir schon“), verhaltensbedingte („Sie, lassen Sie Ihre Nasentröpferl nicht gerade auf mi fallen!“), oder aussehensabhängige („Rotzlöffel, du rotziger! Ein so ein schwindsüchtiges Zigarettenbürscher!“). Auch pauschale Aggressionen wie „(du alter) Depp!“ bleiben nicht aus. Tiervergleiche fehlen nicht („Hammel“, „Dreckhammel du mistiger“, „Rindviech“, und eben „Krampfhenn“), an diesen beteiligt sich auch der Preuße -- allerdings recht schwach – mit eher exotischen Arten „Kamel“, „Affe“ (WEISS 1998).

Münchener Stadtmundart unterwegs in Weiss Ferdls Lied beschränkt sich auf eine spezifische Situation in der überfüllten Straßenbahn der Nachkriegszeit (es ist von Lebensmittelmarken die Rede). Wegen der räumlichen Enge ist die Atmosphäre naturgemäß angespannt; die Reibung der Gemüter sowie der Körper aneinander sorgt für überhitzten Gedankenaustausch. Die Ausdruckskraft der Sprache als Medium verbaler Aggression tritt klar hervor, ebenso und damit eng verbunden stereotype Charaktereigenschaften des Stadtvolks. Man könnte aber argumentieren,

dass das Schimpfen innerhalb der bairischen Sprachgemeinschaft nicht nur ein Zeichen der Abschätzung sondern auch der Achtung darstellt, wie wir das im Vorbeigehen schon bei Thoma bemerkt haben, wo die freundlich gestimmte gegenseitige Beschimpfung zwischen Filser und Gsottmair die „In-Group“ markierte (THOMA 1910: 51). Auch wenn eine Beleidigung oberflächlich eine Geste der Abweisung und Geringschätzung ist, so kann sie im Dialekt eine Anerkennung der Solidarität markieren. Im Vergleich mit Thomas Theaterstück erweist sich aber „Ein Wagen von der Linie 8“ in seiner Hervorhebung des Schimpfens als Sprechakt als eher eindimensional.

Unterwegs in München ist auch der niederbayerische Liedermacher und Humorist Fredl Fesl im „Taxilied“ aus dem Jahr 1976. Auch hier (wie bei „Ein Wagen von der Linie 8“) werden in regionalspezifischer mittelbairischer Umgangssprache Stationen der Fahrt durch die Landeshauptstadt abgezählt und eine stressbedingte Hektik vermittelt. Das mit „fünf, sechs Maß“ berauschte Ich des Taxi-Liedes spricht monologisch mit dem schweigenden Taxifahrer, der den Zustand des Fahrgastes ausnutzt, um eine überlange Spazierfahrt durch München bei Nacht zu unternehmen. Mit „Frag'n S' nicht, was so was kost'!“ schließen die Fahrt und das Lied ab (FESL 1976). Hier ist die dialektbedingte Sprachvariante im eigenen Raum unterwegs, und es ist nicht die Rede von Kontakt oder Konflikt mit anderen Sprachvarianten, obwohl der Taxifahrer von anderswo herkommen könnte. Man weiß es nicht. Die Haltung des Vortragenden bleibt zwar verworren und konfus aber freundlich und nicht konfrontativ. Trotzdem kommt sich der Sprecher wie ein Tourist, also ein Fremder, in seiner eigenen Landeshauptstadt vor. Die Inkongruenz zwischen der Ortsgebundenheit der Sprache und der Unstimmigkeit der Fahrroute, die als des Sängers psychologische Wirklichkeit vorgestellt wird, ergibt eine Spannung, die gleichzeitig amüsiert und zum Nachdenken anregt. Eine Schimpftirade ist das Lied nicht, sondern eine witzige, sprachlich geschickte Unterhaltung, die sich besonders an Ortskundige richtet, die die irre Abfolge der genannten Münchner Wahrzeichen und Orientierungspunkte erkennen. Zusammenfassend also: Dialekt unterwegs im eigenen, entstellten, surreal anmutenden Raum; der Ortsangehörige kommt sich als Fremder vor.

Als Fremder kam sich 300 Jahre früher ein anderer Niederbayer vor, der als Landjunge die Metropole Landshut besuchte und dort Wundersames in der Kirche erlebte (ROWLEY 2013: 18-23). Der vermutlich um 1650 von Andreas Mayr gedichtete Text *Der Bauernsohn in der Kirche* bietet eine Satire einerseits auf die Kirchenmusik (Gesang und Orgel) und andererseits auf die Einfältigkeit des Landvolks, denn die Versuche des Bauernsohns seinem Vater die fremdartigen Erscheinungen in der großen Kirche anhand von Erfahrungen und Bildern aus dem bäuerlichen

Alltag zu beschreiben, liefern eine durch dramatische Ironie gespeiste Komik. Das Orgelspiel wird folgendermaßen beschrieben:

baß oberholl, da hats än stölln,
än weni khürzer oß ain ölln,
mit bainen hölzlen, gehnt fein ring,
so brait oß wie mein schnizcling;
balt der mon auf ains hat griffen,
hat obn von statt ä herndl pfiffen,
wen er besser drauf hat druckht,
ist dapfer hin vnd wider khruckht,
da hats erst pumperiert vnd gschriern,
oß wen man dsau in dschwem thuet schmiern (ROWLEY 2013: 20)

Implizit ist eine sprachliche Kontrastsituation vorhanden, obwohl das Lateinische des sakralen Gesangs und des kirchlichen Milieus weder zitiert noch *expressis verbis* erwähnt wird. Das Sprachregister ist familiär (Sohn mit dem Vater), also optimal für ungezwungenes ungefiltertes Reden, auch wenn der referierte Inhalt an sich gehobener Formulierungen rechtfertigen und wohl meist auch hervorrufen würde. Die fehlende Kongruenz ergibt sich hier nicht aus räumlich bedingten Umständen, daß ein gewisser Dialekt sozusagen auf fremdem Boden gesprochen wird, sondern daraus dass der Ausdruck dem Inhalt nicht angemessen ist. Der Dialekt ist zwar geographisch unterwegs (Bauernsohn in der Stadt) aber die Wirkungskraft des Textes entwickelt sich nicht zuletzt daraus, dass der sprachliche Ausdruck sich im Register von seinem Thema entfernt hat (bäuerliche Mundart gegenüber feierlichem, gehobenem Kirchenritual).

Fern der Heimat.



Aus: „Alisi Krauthobl, ein Bauernschelm.“

Wenn i über'n Schwammamarkt geh,
tua i an Schnauza
bis von der grouß'n Zeha auffa
und nacher bleib i steh,
verbeiß mei Hoamweh,
druck'n nieder, mein Schiroa,
san z'vül Leut da, bin net alloa.
De lat'n schaug, sagat'n: „Was haut denn der Simpl?“
Almal hat mi scho oane g'schimpft: „Du Gimpl,
was tappst denn du in mein Pfifferkorb nei?
Schaut mir ner o su an Narr'n!“
– I bin bloß an Stoapilz über sein Sammatuat g'fahr'n;
„Manst vielleicht, däs könn'n giftige sei?“
„Wennst niet machst, daß d' weiterkummst,
werf i dir zwo Pfund an Kupf,
daß d' ner su brummst!“ –
Däs hat s' g'sagt, mei, und no allerhand,
i bin dann hi zu an andern Stand,
hab denkt: Was woäßt denn du von mein Weh
und warum i so gern
über'n Schwammamarkt geh;

120

Im Gedicht „Fern der Heimat“ von Georg Achtelstetter befindet sich -- so die Quellenangabe des Gedichts -- der „Bauernschelm“ Alisi Krauthobel aus dem Bayerischen Wald auf dem

„Schwammamarkt“ irgendwo im ostfränkischen Bereich, wahrscheinlich in Nürnberg (ACHTELSTETTER 1963: 120). Achtelstetters Verse verleihen Krauthobels innerem Monolog eine melancholische Vertraulichkeit, wobei die Einsamkeit des Fremden durch Sprachkontrast plastisch gemacht wird:

Wenn i übern Schwammamarkt geh',
tua i an Schnaufa
bis von der grouß'n Zeha auffa
und nacher bleib i steh',
verbeiß mei Hoamweh,
druck'n nieder, mein Schroa,
san z'vül Leut da, bin net alloa! (ACHTELSTETTER 1963: 120)

Das Ich des Gedichts fühlt sich in der Fremde, erblickt die Pilze, die an seinen Herkunftsort erinnern, und fährt sanft und nachdenklich mit der Hand über einen Steinpilz, was von der Verkäuferin eine Tirade auslöst. Der Gedankengang des lyrischen Ichs (Krauthobels), und damit der Großteil des erzählenden Gedichttextes, ist im phonetisch unverkennbaren Ostmittelbairisch des Bayerischen Waldes verfasst; die Worte der Pilzverkäuferin andererseits zeigen -- ohne dass es der Dichter ausdrücklich kommentiert -- eindeutig Eigenschaften des Fränkischen.

Manst vielleicht, dös könnt'n giftige sei?
Wennst niet machst, daßd' weiterkummst,
werf i dir zwa Pfund an Kupf,
daß d' ner su brummst! (ACHTELSTETTER 1963: 120)

Der thematisch zentrale Heimweh wird damit durch den Dialekt, der mittels Erzählhandlung *und* Sprachkontext zweifach unterwegs ist, wirksam in den Vordergrund gestellt. Es erfolgt kein Rededuell; zwischenmenschlicher Konflikt wird nicht durch Sprachkonflikt hochgeschaukelt; der Ton bleibt nachdenklich und innerlich; der Sprecher zieht sich zurück und schließt fast duldsam mit den Zeilen:

hab denkt: was woäßt denn du von mein Weh
und warum i so gern
übern Schwammamarkt geh'. (ACHTELSTETTER 1963: 120)

Nürnberger Ostfränkisch spielt eine Rolle auch im Gedicht „New York“ (2005) von Fitzgerald Kusz (WICKHAM 2007: 22). Hier tritt aber im Text kein sprachlicher Kontrast auf, obwohl der implizite Gegensatz zwischen dem Fränkisch des lyrischen Ichs und dem amerikanischen Englisch von New York City jedem Leser-Hörer auffallen muss, nicht zuletzt wegen der eingesetzten Anglizismen und assimilierten Lehnwörter. Die Innerlichkeit von Achtelstetters Schwammamarkt-

Gedicht schwebt hier mit; auch hier bleibt das lyrische Ich außenstehender Beobachter. Von Schimpfen und Schelten wie bei Thoma und Weiß Ferdl findet man keine Spur. Die geographisch markierte fränkische Sprachvariante bezeugt, dass neben trivialen Alltagseindrücken in der fremden Großstadt das New-Yorker Weltereignis von Nine-Eleven auch kleinräumig wahrgenommen und verarbeitet wird. Am Ende der asyndetischen Aneinanderreihung fremder Eindrücke ragt in den letzten Zeilen das World Trade Center aus dem Vakuum seiner Abwesenheit empor. Abwesend sind nicht nur die beiden Türme des WTC sondern auch die diversen Stimmen der Täter und der Opfer ihrer Zerstörung 2001. Auch im Bewusstsein von einem, der sich in einer räumlich umgrenzten deutschen Sprachvariante artikuliert, hinterlässt diese Ungeheuerlichkeit der Weltgeschichte eine Narbe. Wer mit Kuszens Poesie vertraut ist, kennt seine Hinweise auf die Kleinigkeiten im Leben, vor allem im Stadtleben Nürnbergs, die auf die menschlichen Existenzen deuten, die eine Stadt bevölkern und beleben (WICKHAM 1991: 91-92). So beginnt auch dieses Gedicht mit persönlichen Eindrücken in der fremden Stadt; der Text überrascht jedoch mit seinem gewaltigen Sprung aus dem Rahmen des beobachteten alltäglichen Details auf die Bühne von Weltereignissen. Dialekt unterwegs als Sprache in der Weltgeschichte, als Weltsprache.

new york

däi schbidz vom empire state building
wou durch di heisäschluchdn schbidzd
& däi bommfridd am bflasdä
wou jedä draffkwaadschd
& däi stretch-limusinä
mid dä abdunkeldn schein
daß kannä sichd weä drinhockd
& deä moo wou im abfall wühd
bissä wos zum essn find
& däi laid mid iä händi
wou middn durch verkehr laafm
als wär allers blouß ä danz
& däi wolknkradzä wou si in di schein
vo andre wolknkradzä schbiegln
& deä bluessängä ohne inschdrumend
wou bamm singä in sei händ badschd
& deä blick affn hudson
vom siemäzwanzichsdn schdock
& däi sirenä vo dä feiäwehr
vo dä bolizei und vo dä ambulance
am dooch und in dä nachd
&
däi offnä wundn wou däi zwaa dürm
vom world trade center
gschdandn woän

*die spitze des empire state buildings,
die durch die häuserschluchten spitzt
& die pommes-frites auf dem pflaster
auf die jeder drauftritt
& die stretch-limusinien
mit den abgedunkelten scheiben
daß keiner sieht, wer drinsitzt
& und der mann, der im abfall wühlt
bis er was zu essen findet
& die leute mit ihren handys
die mitten durch den verkehr laufen
als wäre alles nur ein tanz
& die wolkenkratzer die sich in den scheiben
von anderen wolkenkratzern spiegeln
& der bluessänger ohne instrument
der beim singen in seine hände klatscht
& der blick auf den hudson
vom 27sten stock
& die sirenen der feuerwehr
der polizei und der ambulance
am tag und in der nacht
&
die offene wunde wo die beiden türme
vom world trade center
gestanden waren*

Kusz' Dialektgedicht wurde bei seiner Veröffentlichung parallel neben seiner standarddeutschen Fassung gedruckt, was die Wirkung des Dialekts nur noch steigert. Durch diesen typografischen Kunstgriff lenkt der Dichter Aufmerksamkeit explizit auf die sprachliche Besonderheit seines Textes, auf seine künstlerischen Entscheidungsprozesse, auf eine metasprachliche Absicht. „Dialekt unterwegs“, der durch seine Inkongruenz mit der Umgebung seines Stoffes (New York) vielleicht ein wenig schockiert, entpuppt sich beim Nachdenken über seine Rolle für den fränkischen Dialektsprecher und für das lyrische Ich als selbstverständliches Ausdrucksmittel für intimste Empfindungen. Kusz hatte nämlich schon ein Vierteljahrhundert früher beim Kommentieren seiner ersten Dialektgedichte die inhärente affektive Komponente der Mundart identifiziert (KUSZ 1976; 141). So schwingt eine durch die Sprachvariante bedingte Emotionalität auch hier stark mit.

Ebenso monologisch-nachdenklich ist das Lied „Graffe“ von Siegfried Haslbeck (alias Haglmo). Diese Nummer erschien 2003 auf der CD *Hoam* von den Hundsbuam. Auch hier, wie bei Kusz in New York, ist keine Spur von zwischenmenschlicher Spannung oder Missliebigkeit zwischen dem dialektsprechenden Ich und den Einwohnern des fremden Ortes. Im Gegenteil, das singende Subjekt wird überall, wo es hinkommt, freundlich aufgenommen und eingeladen zu bleiben: in Swasiland, in Australien, bei den Eskimos, in Hinter-Indien, bei den Indianern.

Zerscht war i glei in Swasiland
bei de Swasi gwen, hob an Häuptling gseng,
denkt hot er wia da unsrige,
koana hot'n meng.

Schwermütig scheint der Sprecher bei jeder Strophe, bzw. bei jedem fremden Volk, festzustellen, dass die Denkmuster unter den besuchten Völkern nicht anders sind als bei den „unsrigen“. Was als fremd und exotisch erschien und ihn wohl anfangs angezogen hat, erweist sich als bekannt und gewohnt.

Und da Swasi hot gsogt, du bleibst jetz do,
bist a guada Mo, werst mei Schwiegersu.
Lang bin i aber nimma bliedm,
mi hots wieder weiter triedm.

Von der weiten Blendeeinstellung auf die Weltvölker verengt sich die Perspektive beim Refrain immer auf das Selbst, dessen Alltagsgegenstände und Körperfunktionen zurück, als das Ich sich entscheidet doch nicht am fremden Ort zu bleiben:

Und dann pack i hoid wieder s'Graffe zamm,
Huasn, Gurtel, Sockn, Birschtl und an Kamm.

Schneiztiachl nimm i aa no mit,
weil dann sSchneitzn scheener geht. (HUNDSBUAM 2007)

Das Lied, obwohl monologisch, setzt fremdsprachliche Gespräche voraus. In der Erzählsprache (mittelbairische Mundart) wird vom Gast berichtet, was der fremde Gastgeber jeweils sagte. Aber das latent Multilinguale wird nicht als trennendes Element dargestellt, und es verrät keine kulturelle Unverträglichkeit und keine inhärente Feindschaft oder Abgrenzung. Die Stimmung – unterstützt in dieser Aufnahme durch die sanfte Melodie und zurückhaltende Vortragsweise – bleibt freundlich und versöhnlich. Das Allgemeinmenschliche scheint den „Dialekt unterwegs“ und dessen Andersartigkeit völlig irrelevant zu machen. Was die Menschen in diesem Lied gemeinsam haben, übertrumpft das, was sie unterscheidet. Es geht zwar um Völkerverständigung, jedoch explizit **nicht** um einen Integrationswunsch.

Den Drang ins Fremde verspürt auch die Hauptfigur in Felix Hoerbürgers „Rauschige Wanderschaft“. Dieses Gedicht, 1977 im Band *Neueste Nachrichten aus der schnubigl-putanischen Provinz* erschienen, bedient sich Hoerbürgers höchstgener Sprachvariante, die er „schnubiglbaierische Mundart“ nennt, um zu erzählen, wie es mal „an gluzn bluzl“ gegeben hat, von dem es heißt: „der hätt gern aufd wanderschaft gehn meng“. Dieser geht fort, kehrt ins Wirtshaus ein, wo sie ein frisches Fassl angezapft haben: „ham mit de keferloher krüagln rund umadam angschtessn“ und mit dem Jodeln angefangen (HOERBURGER 1977; 51-53).

Hier erstickt der Wunsch, unterwegs zu sein, bereits im Ansatz. Der „gluzn bluzl“, von dem wir vielleicht annehmen, dass seine Muttersprache besagte schnubiglbaierische Mundart – also die Erzählsprache des Gedichts -- ist, bleibt Tag für Tag unfähig, weiterzukommen als bis zum Wirtshaus, von wo aus er jeweils wieder heimgetragen wird. So erdichtet Hoerbürger in seiner surrealen fiktiven u-topischen Regionalsprache die Unwirklichkeit eines Wunsches eine Wanderschaft ins Fremde zu unternehmen, die nicht stattfindet. Dieses übersteigerte Fantasiegebilde wird durchgehend in dem konkreten phonetischen Spiel verankert, das im fortschreitenden Vokalwechsel, der sich kehrreimartig einschleibt, besteht: wumper schtrum bum busl, wimper schtrim bim bisl, wamper schtram bam basl, wömper schtröm böm bösl usw. Die spielerische Lautkette wird jeweils durch die dominante Vokalfarbe der unmittelbar vorangehenden Verszeilen ausgelöst, etwa:

da is dem gluzn bluzl
sei ganze wanderschaft beim teifi gwen
beim heizer schtreizertn bleizn teifi
weimper schtreim beim beisl

beim teifi gwen

In Hoerburgers Gedicht bringt es der Dialekt – vorausgesetzt wir akzeptieren „die schneubiglbayerische Mundart“ als Dialekt – nie soweit, dass er wirklich „unterwegs“ ist. Die Wanderschaft bleibt Konzept und hypothetisch konstruiert; die Absicht wird nicht erfüllt; sogar die Dichtersprache ist erfunden und gehört damit ebenso in den Bereich des *Irrealis*.

Fassen wir aber kurz zusammen, was uns diese Reihe von Beispielen geboten hat. Aber zuerst ein Vorbehalt: Wenn wir nach der Wirkung des Dialekteinsatzes in solchen Theaterstücken, Liedern, Gedichten und anderen Texten fragen, so dürfen wir nicht vergessen, dass jeder Zuschauer, Zuhörer, Leser usw. anders reagieren wird. Und diese unterschiedlichen Reaktionen hängen nicht zuletzt von der jeweiligen sprachlichen Identität bzw. den Sprachkenntnissen des einzelnen Rezipienten ab. Insofern muss man mehr als ein Quäntchen Subjektivität bei diesen abschließenden Bemerkungen zulassen. Wir mögen Dietmar Ortlieb mit seiner Behauptung der „Stamm- und Ortschaftsgebundenheit“ des Dialekts Recht geben, aber wie steht es mit seinem Satz, Dialekt trete im Ausland als unfreiwilliger Clown auf? Obwohl wir das zweifellos in einigen Beispielen sehen, etwa bei Thoma und Weiß Ferdl, wo Sprachkontrast- (bzw. -konflikt-) situationen gerade *mit dieser Zielsetzung* konstruiert werden, scheint in der Regel aber das Wirkungsspektrum von „Dialekt unterwegs“ in der Literatur viel subtiler zu sein, und diese Nuanciertheit ist nicht von der historischen Entwicklung zu trennen. Die seit der Mitte des 20. Jahrhunderts entstandenen Texte setzen andere Akzente und heben andere Dimensionen des Sprachgebrauchs regionaler Varietäten hervor. Die Inkongruenz, die durch sprachliche Entwurzelung entsteht, kann wohl für humorige Wirkung eingesetzt werden wie meist in den älteren Texten, aber vor allem in Texten seit etwa 1960 fungiert Sprache meist als Symptom für weitere variiertere weltanschauliche, verhaltensmäßige oder umgangsbedingte Normabweichungen. Solche Überraschungseffekte deuten oft auf die Art und Weise wie sich eine Sprachgemeinschaft unter sich kommunikativ verhält und nicht nur auf Laut-, Wort- und Satzketten, oder Wortbedeutungen und Satzsemantik - - also Sprachmaterial -- an sich. Der sprachpragmatische Mehrwert ist nicht zu unterschätzen. Das gilt vor allem bei nicht-monologischen Texten, wo regionalspezifische Eigenschaften wie prosodische Merkmale, Sprechgeschwindigkeit, Lautstärke, Satzmelodie, Gebärde, Körpersprache, Gesichtsausdruck, räumliche und zeitliche Rahmenbedingungen, Sprechintentionen usw. eine entscheidende Rolle spielen können. Die volle Potenz unserer ausgewählten Texte als Beispiele von „Dialekt unterwegs“ entfaltet sich also erst in der gesprochenen Realisation und -- besser noch -- auch in der gesehenen oder erlebten.

Ganz konkret sehen wir, glaube ich, wie die Komponente „Dialekt“ oder „regional markierte Sprache“ die Mehrdimensionalität der Beispieltexte ausbaut. Vor allem die Beispiele aus etwa den letzten sechzig Jahren drücken beim Leser/Hörer/Zuschauer nicht einfach nur die gewöhnlichen Knöpfe, die vorprogrammierte Vorurteile aktivieren und überlieferte Erwartungen erfüllen. Stattdessen greifen sie an der oberflächlichen und oft beschworenen, unreflektierten Direktheit mundartlicher Kommunikation vorbei und legen unerwartete Facetten der regionalen Sprache frei. So haben wir Teil nicht nur an der zünftigen Geselligkeit von Gsottmaier und Filser in Thomas *Erster Klasse* von 1910, sondern auch an der Einsamkeit des Ichs in Achtelstetters „Fern der Heimat“; nicht nur am Konflikt und an der Konfrontation von Weiß Ferdls „Wagen von der Linie 8“, sondern an Verständigung und Versöhnung unter den fremden Völkern bei „Graffe“ von den Hundsbuam; nicht nur an emotionalen Ausbrüchen (etwa bei „Linie 8“), sondern auch an Besinnlichkeit und Kontemplation bei Fitz Kusz im New Yorker Gedicht; nicht nur an öffentlichen Begegnungen und Auseinandersetzungen, sondern auch an privaten Gedankengängen; nicht nur an zwischenmenschlichem Meinungs-austausch sondern auch an surrealen oder irrealen Vorstellungen, wie bei Fredl Fesl und Felix Hoerburger; und an Inkongruenz von Form und Inhalt beim Bauernsohn in der Landshuter Kirche. In allen Fällen trägt Dialekt oder regionale Sprache „unterwegs“ dank der kontextuellen Inkongruenz etwas zum Sprachkunstwerk bei, was ihm sonst entgehen würde. Es handelt sich zwar schon um das, was Stefan Dollinger in seinem Buch *Österreichisches Deutsch oder Deutsch in Österreich 2021* über Sprachvarianten und Selbstbewusstsein schreibt, nämlich: „ . . . um die eigene Identität“ (DOLLINGER 2021; 94). Aber mehr noch: die „eigene Identität“ -- ausgedrückt durch Sprache -- leistet einen eigenen Beitrag zur Menschheit als ‚Ganzheit-aller-Sprachvarietäten‘; und Dialekt unterwegs in der Literatur gewährt uns durch entsprechende produktive Spannungen einen kleinen Einblick in die Komplexität dieser vielfältigen Ganzheit.

Literaturangaben

ACHTELSTETTER 1963 = Georg Achtelstetter: Fallende Blätter. Cham

DOLLINGER 2021 = Stefan Dollinger: Österreichisches Deutsch oder Deutsch in Österreich? Identitäten im 21. Jahrhundert. Wien

FESL 1976 = Fredl Fesl: Fredl Fesl. Schallplatte 81 167. CBS Germany

HOERBURGER 1977 = Felix Hoerbuerger: neueste nachrichten aus der schnubiglputanischen provinz. Regensburg

HUNDSBUAM 2003 = Hundsbuam: Hoam. CD 82876-515672. München

KASPAR 2021 = Peter Kaspar: Gesprochene Vernetzung. Textgrammatische Phänomene gesprochener Sprache unter besonderer Berücksichtigung des Mittel- und Nordbairischen. Ein Studienbuch. Berlin

KUSZ 1976 = Fitzgerald Kusz: Poetisch, linguistisch, sozialkritisch; in Akzente Heft 2, S. 139-143

ORTLIEB 1976 = Dietmar Ortlieb: Mut zum Dialekt oder Reiz der Exotik? in Akzente Heft 4, S. 369-371

ROWLEY 2013 = Anthony R. Rowley: 'Waß sy zLanzet zue hat tragn': "Der Bauernsohn in der Kirche" und die „Baurnklagen“. Drei westmittelbairische Stücke aus der Mitte des 17. Jahrhunderts – Texte und Darstellung des Dialekts; in Ferstl, Christian und Anthony R. Rowley (Hg.): Was sich in Landshut zugetragen hat und anderswo. Jahrbuch der Johann-Andreas-Schmeller-Gesellschaft 2012. Regensburg, S. 11-89

THOMA 1910 = Ludwig Thoma: Erster Klasse. Bauernschwank in einem Akt. München

WEISS 1998 = Weiß Ferdl: Ein Wagen von der Linie 8. CD ZyxMusic PD 5026-2. Merenberg

WICKHAM 1991 = Christopher J. Wickham: Doolsummsä and Berchbläidl: Laughter and Fitzgerald Kusz's Democratization of Poetry through Dialect; in Grimm, Reinhold und Jost Hermand (Hg.): Laughter Unlimited. Essays on Humor, Satire, and the Comic. Wisconsin, S. 79-98

WICKHAM 2007 = Christopher J. Wickham: Auf den Punkt gebracht. Überlegungen zum Verhältnis Dialekt • Literatur; in Kanz, Ulrich, Alfred Wildfeuer und Ludwig Zehetner (Hg.): Dialekt • Literatur. Beiträge zum 2. dialektologischen Symposium in Kirchdorf im Wald, April 2005. Regensburg, S. 9-24

Ludwig Zehetner (Lappersdorf)

»auffi, owi, eini, ummi«

Das System der bairischen Richtungsadverbien

Das Motto dieser Tagung enthält den Begriff *Migration*. Die deutsche Entsprechung ist *Wanderung*: *Emigration, Immigration, emigrieren, immigrieren* – *Aus- und Einwanderung, aus- und einwandern*. Bestens zu diesem Thema passt als Einleitung das Gedicht *A lange Wanderung* (1977) von JOSEPH BERLINGER (KASPAR 2014: 55)

*Zeasd bin e owe
na int umme
eant vire
voan affe
om hintre
hint eine
drin one
om ausse
draussd owe
und int wieda affa.
Wos moisd
wäi mäid daß i äitz bin!*

Leicht variiert hat BERLINGER diesen Text eingebaut in seine Sprachkomödie *Mei Fähr Lady*. Auf die Frage eines Fährgasts nach dem Weg zu seinem Ziel Oberhanding liefert die chinesische Fährfrau Mei Ding folgende Anweisung: *Iatz fohrsd zeasd amoi umme / na gäihsd eant fire / voan affe / om hintre / hint eine / drin one / om ausse / draussd owe / und int wieda affa. / Na bisd in Oberhanding.*

1. Nicht alle möglichen Lokaladverbien können hier behandelt werden, obwohl es etliches auszuführen gäbe zum Beispiel über *berent* und *drent* und Zusammensetzungen damit, die anstelle von schriftsprachlich *hüben und drüben; diesseits und jenseits* stehen. Der Betrachtung unterzogen werden nur diejenigen, die eine Bewegungsrichtung zum Ausdruck bringen.

Die Richtungsadverbien zählen fraglos zu den spezifischen markanten Merkmalen des Bairischen. Hinsichtlich Menge und Präzision sind sie kaum zu überbieten (dazu: ZEHETNER 2009, 118-221). Günther GREWENDORF veröffentlichte 2021 ein beachtenswertes Buch, in dem er Beweise dafür liefert, „*Warum Bairisch genial ist*“ – so der Titel des Buches, der ergänzt wird durch den Satz „*I mog di, obwoist a Depp bist*“. Der Autor legt darin überzeugend dar, in welchen Punkten das Bairische der

Hoch- und Schriftsprache überlegen ist, beispielsweise in Konstruktionen wie „*Woaßst scho, obst kimmst? Wenns mitmachts, seids gern gseng*“, worin die Personalpronomen *du* und *ibr* überhaupt nicht erscheinen. GREWENDORF'S Ausführungen eröffnen einen überraschenden Einblick in „*die nicht-sichtbaren Wunder des Bairischen*“, das damit eine überzeugende Rehabilitierung erfährt, gipfelnd in der provokanten These, das Standarddeutsche ließe sich betrachten als „defizitäre Form des Bairischen“.

2. Was hier der beleuchtet werden soll, sind Adverbien, die eine Bewegungsrichtung bezeichnen: „nach oben – nach unten – nach vorne – nach hinten – nach innen – nach außen – nach der Seite“.

Das Deutsche bildet Richtungsadverbien durch Kombination von *hin-* bzw. *her-* mit einer Präposition. Bei der Abfolge der beiden Elemente zeigt sich allerdings ein wesentlicher Unterschied. Abweichend von der Schriftsprache setzen die bairischen Dialekte meist die Präposition an den Anfang, so dass sich gegenüberstehen: die Typen *hinein*, *hinaus* einerseits und *einbin*, *ausbin* andererseits. Aufgrund der im Nebenton geltenden artikulatorischen Reduktion schrumpft *hin* im Bairischen zu einfachem *-i* oder *-e*, und *her* zu *-a*. Es resultieren die Formen *eni*, *aussi*.

Durch Assimilation verschmilzt die Konsonantenfolge *sh* zu *ss*, und die Lautfolge *fh* zu *ff*. Auf diese Weise entstehen *aussi*, *aussa* (< *ausbin*, *ausber*) und *auffi*, *auffa* (< *aufbin*, *aufber*). Regionale Aussprachevarianten sind die monophthongischen Formen *âffi*, *âssi*.

Für „nach vorn“ heißt es *fiari* bzw. *fiara*, weil die alte Präposition *für* anstelle jüngerem *vor* zugrunde liegt. In laienhafter Dialektverschriftung findet sich oft fälschlich *v* (*viari*, *viara*).

Bei der Präposition *zu* wird als Hiattrenner entweder *-r-* oder *-w-* eingeschoben, was zu den Formen *zuari*, *zuara* oder *zuavi*, *zuawa* führt – nordbairisch *zouwi*, *zouwa*. „*'s Essn steht aufm Düsch, aber koana kimmst zuara / zuawa*.“ Eine lustige Bezeichnung für das Fernglas ist *Zuaražàrrer*, quasi der ‚Herzu-Zerrer‘.

hin-	her-		-hin	-her
<i>nò</i>	<i>rò</i>	ab	<i>òwi</i> , <i>ò-i</i>	<i>òwa</i>
<i>no</i>	<i>no</i>	an	<i>oni</i>	<i>ona</i>
<i>nauf</i>	<i>rauf</i>	auf	<i>auffi</i>	<i>auffa</i>
<i>naus</i>	<i>raus</i>	aus	<i>aussi</i>	<i>aussa</i>
<i>nei</i>	<i>rei</i>	ein	<i>eni</i>	<i>eina</i>
		für	<i>firi</i>	<i>fira</i>

		hint	<i>hinti, hintri</i>	<i>hinta, hintra</i>
<i>nunta</i>	<i>runta</i>	unter		
<i>nüwa</i>	<i>rüwa</i>	über	<i>üwi</i>	
<i>num</i>	<i>rum</i>	um	<i>ummi</i>	<i>umma</i>
		zu	<i>zuari, zuawi</i>	<i>zuara, zuawa</i>

3. Akribisch genau kommt zum Ausdruck, ob die Bewegung auf den Sprecher zu erfolgt oder von ihm weg (BAMMESBERGER 2023: 138 – 141). Erst kürzlich habe ich wieder eine Probe durchgeführt an der Haustür-Schwelle. Wer diese von außen nach innen überschreitet, sagt: „I geh *ëini*“ (also: *einbin* = hinein). Wird die Schwelle aber von innen her kommend nach außen überschritten, so heißt es unweigerlich: „I geh *aussi*“ (also: *ausbin* = hinaus). Fordert man den Besucher auf, ins Haus einzutreten, so sagt man: „Kimm *ëina*“ (also: *einher* = herein).

Das Wortbildungselement *hin* kann gedoppelt auftreten, nämlich präfigiert und suffigiert, um die Bewegungsrichtung zu verdeutlichen. Während die einfache Fügung „Geh *fiari*“ nur „Geh nach vorn“ bedeutet, ist mit „Geh *hi-fiar-i!*“ gemeint: „Geh ganz weit nach vorn!“ Für „ganz weit hinüber“ kann die Aufforderung lauten: „Schmeiß’s *hi-umm-i!*“ Im Sinn von „ganz weit nach hinten“ kommt auch *hi-hintr-i* vor.

4. Besondere Beachtung verdient die linke Kolumne der Tabelle. Die ersten beiden – *nò* und *rò* – tauchen nur mehr im ländlichen Basisdialekt auf: „I steig in’ Keller *nò*. Der Schnee is vom Dòch *rò* kemma.“ Heute treten an deren Stelle meist die Formen *òwi*, *òwa*.

Ansonsten sind die mit *n-* oder *r-* anlautenden Adverbien eher in der städtischen Verkehrssprache üblich, wobei *rauf*, *raus*, *rein*, *rüber* meist die Funktion der *hin*-Bildungen übernehmen. Damit ist die präzise Richtungsmarkierung aufgegeben worden. Von dialektfesten Zeitgenossen als störend, ja als eigentlich falsch empfunden werden Aussagen wie „Wir gehen ins Freie *raus*; wir steigen in den ersten Stock *rauf*.“

5. Nur selten begnügt sich der Dialekt damit, die Richtung ausschließlich mit einer Präposition anzugeben. Statt „Er is ins Wassa *gfoin*“ sagt man lieber: „Er is in’ Bòdòch *ëini gfoin*“. Es heißt nicht einfach: „Mir fahrn ans andere Ufer“, sondern eher „Mir fahrma aufs anderne Ufer *ummi*.“ Statt „I geh jetzt in’ Keller“ heißt es meist: „in Keller *owi*.“ Die Aussage wird präzisierend ergänzt durch die Andeutung der Lage des Ortes. Nicht einfach: „Mir fahrn in d’Stod“ oder „I kimm grad vo da Stood“, sondern ausführlicher: „Mir fahrn in d’Stod *ëini*, i kimm vo da Stood *aussa*“ (in die Stadt hinein, von der Stadt heraus) – so als wären Städte auch heute noch von Mauern umgürtet. Nicht

einfach: „I fahr nach München, nach Passau“, sondern: „auf Minga *auffi*, auf Passau *owi*.“ Nicht einfach: „Ich komm grad von Furth im Wald“, sondern: „I kimm grod vo Furth *fiara*“, d. h. „her-vor“, weil die Stadt ja im Bayerischen Wald „hint“ liegt.

Auf die Frage, wo man gewesen sei, könnte man einfach antworten: „in Hamburg“ oder „in Frank-reich“ oder „in China“. Man sagt aber lieber: „z’Frankreich *drent*, z’Hamburg *drom*, in China *hintn*.“ Hat man das vage Gefühl, dass ein Ort, eine Gegend oder ein Land irgendwie abgelegen sei, so setzt man *hint*.

6. Maßgeblich für die Wahl des passenden Adverbs ist einerseits die Topographie – also den Fluss auf- oder abwärts, auf der Landkarte nach Norden hinauf, nach Süden hinunter, über ein Hindernis hinweg. Andererseits spielen auch gesellschaftliche Wertungen eine Rolle. In jeder Ortschaft kennt man ein spezielles und nur für diese geltendes Richtungsbild. Obwohl ich nun seit über einem halben Jahrhundert in Regensburg oder Umgebung lebe, bin ich mir nicht sicher; ich beherrsche das Richtungsbild nur für meinen Heimatort Freising. Von dort aus fährt man nach München *auffi*, nach Landshut *owi* (der Fließrichtung der Isar folgend), in die Holledau, nach Mainburg etwa, geht es *aussi*, nach Erding hingegen *ummi* (zwischen Freising und Erding liegt das Erdinger Moos, das ehemals ein Hindernis darstellte), ins Gebirge fährt man *eni*, in den Bayerischen Wald *hintri*. Entsprechend lauten Ortsangaben wie: z Minga *drom*, in der Holledau *drauss*, z Arding *drent*, in de Berg *drin*, im Woid *hint*. Das jeweilige Gefüge von *auffi*, *owi*, *ummi*, *hintre* usw. ist für die Einheimischen eine Selbstverständlichkeit, Zugezogene aber werden es nie recht durchschauen.

7. Interessant erscheint die Betrachtung des sprachlichen Ausdrucks von Vorgängen, die mit dem eigenen Körper zu tun haben. Soll jemandem eine Anstecknadel ans Revers geheftet werden, so sagt er: „Steck mir’s *oni*“ – also *anbin* – nicht wie eigentlich zu erwarten *ona* – *anber*, an den Körper *her*.

Der eigene Körper wird gesehen als Gefäß, als geschlossener Innenraum, der quasi von außen her betrachtet wird. Dort *hinein* gibt man Nahrung ebenso wie Arzneien oder Injektionen. Man träufelt „in d’Aung *eni*“, schiebt etwas „in’ Mund *ein*“. Speisen und Getränke schluckt man *owi* – also *abbin*, *binab*. Bezugspunkt ist also nicht das Körper-Innere, etwa der Magen, sondern die Außenhülle. Über die Lippen und den Mund gelangen Speis und Trank oder Tabletten in den Körper *hinein*, indem sie sich von außen her nach innen bewegen. Daraus lässt sich schließen, dass als maßgeblicher Bezugspunkt die Augen gelten.

8. In den letzten Jahrzehnten ist die saubere Trennung zwischen *bin*- und *ber*-Formen weitgehend verloren gegangen (dazu SCHMID 2012: 187 f.). In der Verkehrssprache de facto verschwunden

sind die Formen *nauf, naus, nein, nüber, nunter* (in der Tabelle unten links). Sie sind ersetzt worden durch die mit *r-* beginnenden Pendants *rauf, raus, rein, rüber, runter*, obwohl damit die Richtung inkorrekt zum Ausdruck kommt. Eine Anweisung wie „*Schluck es runter*“ werden alle, denen grundsätzlich das bairische System vertraut ist, als nicht korrekt beurteilen, weil sie nur „*Schluck's owi*“ oder „*Schluck's nunter*“ für richtig halten, hochsprachlich *hinunter*. Von den mit *n-* anlautenden Kurzformen kommt *nei* nur auf der mundartlichen Ebene vor. Wegen des Zusammenfalls mit der Negationspartikel hat das Richtungsadverb *nein* keine Chance. Daher liegt nahe der durchgängige Ersatz von *nein* durch *rein*.

9. Die Konkurrenz von *nauf* und *rauf* bzw. von *auffi* und *auffa* ist abgelöst worden durch den Ersatz beider durch das eigentlich sinnwidrige Wort *hoch*, wohl übernommen aus der Umgangssprache im Ruhrpott. Selbst bekennende Dialektsprecher steigen jetzt „d'Loatta *hoch*“ oder sie holen sich vom Keller „a Flaschl Bier *hoch*“. Dabei gibt *hoch* doch die Lage, die Position an, die Entfernung von einer Grundlinie oder vom Boden, nicht aber die Richtung! Und die begrifflichen Gegenstücke zu *hoch* sind nicht *hinunter* oder *owi*, sondern *tief* oder *niedrig*. Wenn jemand mich auffordert: „Komm *hoch* zu mir!“, dann kontere ich spöttisch und sage: „Komm doch lieber du *tief*!“ Oder ich frage: „Wann kommst'n du *nieder*?“

So spreche ich in meiner Rolle als Bairisch-Professor der Komödie „Mei Fähr Lady“ und schließe mit den Sätzen: Als Richtungsangabe hat *hoch* in mundartlicher Rede nichts verloren, genau so wenig wie *lang*. Wir spazieren weder die Straße *lang* noch fahren wir die Donau *hoch*. „D'Strass, de gemma *auffi* oder *owi*“, vielleicht auch *hintri* oder *fiari*. Wir fahren auch nicht die Donau *hoch*. „Mia fahrn d'Donau *auffi* oder d'Donau *owi*.“

10. Ich hoffe, es ist mir gelungen, am Beispiel einer bestimmten Gruppe von Wörtern, nämlich der Richtungsadverbien, aufzuzeigen, inwiefern sich der bairische Dialekt als *genial* erweist, wie GREWENDORF im eingangs erwähnten Buch nachweist, und was seine Behauptung untermauert, dass man das Standarddeutsche betrachten könne als *defizitäre Form des Bairischen*.

Literaturangaben

BAMMESBERGER 2023 = Alfred Bammesberger: Eine bairische Mundart. Münchnerisch. München

GREWENDORF 2021 = Günther Grewendorf: Warum Bairisch genial ist. München

KASPAR 2014 = Peter Kaspar (Hg.): Bairisches Poeticum. Regensburg

SCHMID 2012 = Hans Ulrich Schmid: Bairisch. Das Wichtigste in Kürze. München

ZEHETNER 2009 = Ludwig Zehetner: Basst scho! Wörter und Wendungen aus den Dialekten und der regionalen Hochsprache in Altbayern. Regensburg